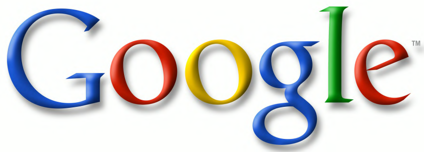
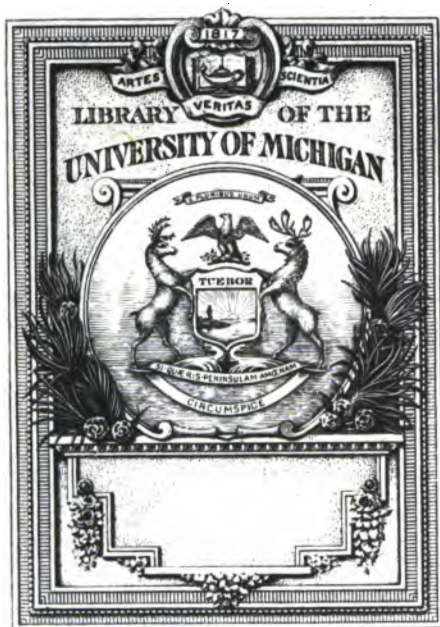



1817
ARTES
SCIENTIA
VERITAS
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR
SI QUÆRIS PENINSULAM AMŒNAM
CIRCUMSPICE

Gesammelte Schriften

von

Alfred Meißner.

Fünfzehnter Band.

Novellen.

Zweiter Band.

Leipzig,
Verlag von Fr. Wilh. Grunow.
1872.

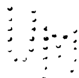
Novellen.

Von

Alfred Meißner.

Zweiter Band.

Geschichten auf heimischem Boden.



Leipzig,
Verlag von Fr. Wilh. Grunow.
1872.

Der Spieltisch Peter des Großen.

I.

Kein Badegast Karlsbads war dadurch geweckt worden, daß es Nachts in der Werkstätte des Tischlermeisters Michael Koser gebrannt hatte. Einige Hölzer zum Fournieren, welche trocknen sollten, hatten zu glühen angefangen und die Glut einem Haufen Späne mitgetheilt. So war das Feuer entstanden. Der Rauch, der durch einen Riß in der Decke in das Zimmer des Tischlers, das unmittelbar über seiner Werkstätte gelegen war, emporDrang, hatte diesen frühzeitig genug aus seinem ohnehin leichten Schlafe geweckt, und mit Hülfe der Hausgenossen war der Brand gelöscht worden, ehe er noch um sich zu greifen vermocht. Es war dabei außer jenen Hölzern nichts verbrannt, als ein kleines dreieckiges Tischchen. Am Abend desselben Tages aber war Michael Koser auf dem Dachboden seines Hauses todt gefunden worden. Er hatte sich mehrere Stiche in den Hals gegeben. Nun erst machte der Vorfall Aufsehen, und man sprach allgemein, der Verlust jenes kleinen Tischchens habe den Unglücklichen zu dieser That getrieben. Allein nur Wenige wußten, was es damit für eine nähere Bewandtniß habe. In der That aber knüpfte sich für den Mann an diesen Tisch eine Reihe der verhängnißvollsten Handlungen, die es Jedem, der ihn gekannt, klar sein lassen mußten, daß er dessen Verlust nicht zu überleben vermocht.

Zehn Jahre beiläufig waren es, da stand Michael Koser bei dem reichen Tischlermeister Löhner noch als Gesell. Michael war, was man sagt, ein hübscher Mensch; hoch, schlank, gut gewachsen, ein Dreißiger. Sein Gesicht, etwas bleich und hager, hatte einen scharfen, beinahe interessanten Ausdruck; sein schwarzes Haar, nach der damaligen Art hinten kurz geschnitten, hing an beiden Schläfen in zwei einwärts gedrehten Locken herab. Die dunkeln Augen verliehen seiner Physiognomie etwas, was fesseln, wenn auch keine Neigung erwecken konnte. Und das mit Recht. Der Gesell war hartherzig, jäh, verbissen, von der Leidenschaft der Gewinnsucht ausgehöhlt. Er hatte keine Freunde, suchte keine Erholung, haßte Jeden, der über ihm stand und befehlen konnte, vornehmlich aber seinen Meister, wenn auch nur darum, weil er sein Herr war, dabei glücklich, mit Haus, Familie und Gütern gesegnet, während er selbst arm, unfrei, noch dazu mit einem Kinde belastet dastand, das ihm außerehelich zu Theil geworden und das er nach dem Tode der Mutter bei einer Wittwe in Pflege hatte geben müssen. Löhner, bei aller Gemüthlichkeit ein heller Kopf, durchsah den Koser. Allein er behielt ihn, weil er ein intelligenter, trefflicher Arbeiter war.

Eines Nachmittags arbeitete Koser eben in Gemeinschaft mit einem Kameraden, Namens Keil, als der alte Hofrath Crusius, ein langjähriger Besucher des Bades, der mit Löhner sich gern unterhielt, nachdem er Mancherlei in der Werkstätte besichtigt, mit großer Aufmerksamkeit vor einem kleinen Tischchen stehen blieb.

„Ist das Tischchen dort," fragte er, „nicht von der Wittwe zu den „drei Helmen", der Möhrig?"

„Wohl!" erwiderte Löhner gleichgültig.

„Wie hoch schätzen Sie es?" fragte der Hofrath weiter.

„Wie hoch? So viel als Brennholz daran ist," antwortete der Tischlermeister mit geringschätzigem Lächeln. „Ein altes, wurmstichiges, leckes Tischchen aus gebräuntem Eichenholz, ein Spieltisch, übrigens von absonderlicher Construction! An den drei Seiten Vertiefungen für Spielmarken, und in den drei Winkeln Treff-Aß, Pick-Aß und Carreau-Sieben ausgeschnitzt und farbig eingelegt. Die drei Beine bilden, wie

man es nennt, ein Paternoster. Das eine davon ist übrigens in der Mitte gebrochen. Es mag zwanzig Kreuzer werth sein und die Reparatur wird wohl halb so viel kosten!"

„So! Zwanzig Kreuzer?" erwiderte der alte Hofrath sinnend. „So viel ungefähr rieth ich, als der selige Möhrig mir es zeigte. Ich wohnte damals in den „drei Helmen". Der aber lachte mir in's Gesicht und sagte: Zwanzig Gulden könnten Sie mir herlegen, den Tisch bekommen Sie nicht!"

„Er war wohl ein rechter Narr, der alte Möhrig!" meinte Löhner lachend.

„Und nicht für vierzig Gulden sei er ihm feil, meinte Möhrig," erzählte der Hofrath weiter; „denn — wissen Sie auch, von wem dieser Tisch herrührt? So 'was giebt es in der ganzen Welt nicht mehr! Es ist der Tisch, den Peter der Große eigenhändig gezimmert hat, als er im Jahre 1711 einen Theil des Winters in Karlsbad zubrachte."

Koser und Keil hielten in ihrer Arbeit einen Augenblick inne und betrachteten den Tisch mit Aufmerksamkeit. Koser besonders, der Einiges gelesen hatte, fixirte ihn mit Interesse. Auch Löhner war einen Augenblick ernsthaft geworden. Bald aber sagte er: „Lirum, larum! das ist so eine Geschichte vom alten Möhrig! Das Möbel mag aus dem Hause auf der alten Wiese stammen, in welchem Peter der Große gewohnt hat. Er mag einmal daran gespielt haben. Allein, daß er es selbst verfertigt — das glaub' ich nimmer! Für die Arbeit eines Kaisers, so schlecht das Ding auch sonst gemacht ist, ist es doch noch immer viel zu geschickt hingestellt!"

„Ihr zeigt dadurch nur, lieber Löhner," erwiderte Crusius, „daß Ihr kein Geschichtskenner seid. Peter der Große war in jedem Handwerk wohl erfahren. In Saardam war er Schiffsbauer. Warum sollte er nicht auch einen Tisch haben machen können? War er ja auch Drechsler, und eine elfenbeinerne Dose, die er hier gedreht, ist noch im Prager Museum. Er war zwei Jahre nacheinander hier, blieb mehrere Monate, und Karlsbad war damals ein trauriger und öder Ort. Er liebte das Spiel und konnte vielleicht einen Tisch, wie er ihn wünschte, nicht finden. Warum sollte er nicht versucht haben, sich selbst einen zu fabriciren? Der Möhrig hat den Tisch in

dem Hause, in welchem der Czar wohnte, vorgefunden. Wer beweist, daß er ihn nicht gemacht? Und da ist es nun immerhin möglich, daß ein Russe, wenn man die Sache ihm recht darstellte, oder auch irgend ein Raritätensammler zehn, ja zwanzig Ducaten für das Ding zahlen würde. Ich habe das auch schon der Wittwe Möhrig gesagt. Aber das Weibervolk! Mein Gott! Die Möhrig lachte mich aus. Sie sagte, sie hänge nur an dem Tischchen, weil ihr seliger Mann es so sehr in Ansehen gehalten. Und weiter sei es eben nur ein altes Rumpelkammerstück."

„So? Aber ihn selbst hat sie schlecht in Ansehen gehalten, die Hexe!" lachte Löhner. „Gehalten hat sie es übrigens mit Vielen, und sagt vielleicht wohl heute nicht Nein, wenn Einer käme! Herr Hofrath, lassen Sie sich mit solchen Weibern nicht zu viel in's Plaudern ein!"

Die Beiden gingen lächelnd in die anstoßende Stube.

Am Abend desselben Tages sagte Koser zu seinem Meister: „Ich habe das Tischchen reparirt. Wenn es Euch recht ist, will ich es hintragen zur Möhrig!"

„Sie schickt schon selber darnach!" meinte Löhner.

„Ich gehe ohnehin zum Schlosser," entgegnete Koser, „da komme ich vorbei!"

„Nun, wenn Du willst, in Gottes Namen!" meinte Löhner. Und die Platte des Tisches mit dem Tuche abstäubend, sagte er schmunzelnd: „Also dies Möbel hat ein Kaiser gemacht? Wer glaubt, wird selig!"

„Was soll ich für die Reparatur fordern?" fragte Koser mit unsicherem Blicke, welcher eine tiefe Erregung verbergen sollte.

„Ei was!" meinte der Meister, „mag sie zehn Kreuzer zahlen!"

II.

„Können Sie mir wohl etwas über die Anwesenheit Peter des Großen in unserem Orte sagen?" fragte Koser einige

Wochen später den Stadtschreiber Jedliczka, den er Abends, mit einem Bund Acten unter dem Arm, in seine Wohnung zurückkehrend traf.

Jedliczka, ein Individuum wie der leibhafte Hunger und Neid in einer Person vereinigt, war eine Art Gespenst in schwarzem Frack, Nankingbeinkleidern und hohen Vatermördern. Er war unheimlich durch seine hagere Figur, seine dunkeln, lauernden Augen mit dem unstäten Blick und seine feuchten Hände, deren Nägel er fortwährend kaute. Um seinen verzogenen Mund lag Haß, Erbitterung gegen die Welt, Neid gegen Alle, die es besser hatten, als er. Er war Stadtschreiber und Zunftactuar und fristete nebenbei durch Winkelschreiberei sein Leben und das einer zahlreichen Familie.

„Ihr seid in allen Sachen, die unsere Stadt angehen, trefflich erfahren, Herr Jedliczka," fuhr Koser zu dem Manne fort, der, als er angeredet worden, stehen geblieben war, ohne den Hut zu rücken oder sich im Benagen seiner Nägel unterbrechen zu lassen. „Vielleicht wißt Ihr etwas über den hohen Besuch aus Euren Büchern und Schriften. Ich möchte gern Genaueres darüber erfahren."

„Peter der Große? Wann Peter der Große hier war?" begann Jedliczka, nicht ohne vorsichtiges Zurückhalten. „Peter der Große, glaube ich, war zweimal hier — Anno 1711 und Anno 1712. Er gebrauchte die Kur wegen —"

„Was hat er an Belustigung und Beschäftigung hier getrieben?" fragte Koser weiter.

„An Belustigungen? Er hat z. B. — wenn man das eine Belustigung nennen will — das Schützenfest mitgemacht und den ersten Schuß nach einer Scheibe gethan, die noch immer im Schützenhause unten zu sehen ist. Wie er da, so wie große Herren beim Scheibenschießen gewöhnlich, mitten in's Schwarze hinein trifft, springt der Mann, der die Kreise angiebt, hervor, schwenkt dreimal den Hut, jauchzt dabei hell auf und schlägt einen Purzelbaum. Der Kaiser aber, der glaubt, er habe schlecht geschossen und der Mann mache sich über ihn lustig, reißt dem ersten Besten, der neben ihm steht, die geladene Büchse aus der Hand, legt an und hätte unfehlbar den armen Teufel niedergeknallt, wenn ihm nicht Leute

in den Arm gefallen wären. Wär' übrigens auch nur ein armer Teufel weniger gewesen!"

„Ei, ei! Das muß ja ein verteufelt jähzorniger Herr gewesen sein!" rief Koser, indessen Jedliczka gieriger als je an seinen Nägeln kaute, um das durch seine Rede Versäumte wieder nachzuholen. „Weiß man nicht, ob er dabei ein Freund von Spiel und Trunk gewesen?"

„So ein Mann kann alle Passionen haben," erwiderte Jedliczka. „Er kann's bezahlen. Ja, er war ein Freund vom Trunk. Er trank furchtbar, entsetzlich, über die Maßen. Und was das Spiel anbelangt, ganze Nächte konnte er sitzen und die Karten nicht aus der Hand legen!"

„Ist's wahr," sagte Koser, dem Punkte seines Interesses allmählich näher rückend, „daß er selbst sich einen Spieltisch verfertigt?"

„Der verstorbene Möhrig hat's behauptet und wollte den Tisch in Besitz haben," erwiderte der Stadtschreiber. „Ich habe das Ding gesehen. Es sind drei Kartenzeichen darauf: Pick-Aß, Treff-Aß und Carreau-Sieben. Der Möhrig sagte, das müsse ein russisches Spiel sein. Nun, er wußte es nicht besser. Es ist einfach ein L'Hombretisch, und die drei Karten sind, wie man's nennt, die Matadore in dem Spiele."

„So, so?" fragte Koser sinnend. „Ihr glaubt also nicht, daß der Tisch vom Kaiser selbst verfertigt worden ist?"

„Man kann es glauben, man kann es nicht glauben," antwortete Jedliczka. „Beweisen läßt sich das Eine so wenig als das Andere. Ich glaube indessen, wenn mir Recht ist, gehört zu haben, daß der Kaiser von der hiesigen Schreinerzunft das Meisterrecht erhalten. Wird dem Manne jedenfalls eine große Ehre gewesen sein! Vielleicht findet sich in den Büchern etwas darüber. Man könnte nachschlagen..."

„Thun Sie das, lieber Herr Jedliczka," meinte Koser. „Sie würden mich recht verbinden und ich würde dafür erkenntlich sein. Die Wittwe Möhrig..."

Jedliczka's Lippen verzogen sich zu einem ganz eigenthümlichen Lächeln. „Ich habe schon gehört," sagte er, „daß Sie öfters zu ihr kommen. Nun, Jedem nach seinem Herzen! Was den Czar Peter anbelangt, will ich sehen, was sich über

seine Anwesenheit erfahren läßt, besonders was den Tisch betrifft. Freilich, die Sache ist lange her. Vielleicht aber ist dennoch etwas in den Archiven."

Der Stadtschreiber verabschiedete den Tischlergesellen mit einem leisen Kopfnicken, und schlich, die Acten unter dem Arme, langsam und schwermüthig seines Weges weiter.

Jedliczka's Lächeln bei der Nennung der Wittwe Möhrig war nicht ohne Grund gewesen. Sollte man glauben, daß der Tisch für Koser der Anknüpfungspunkt eines Liebesverhältnisses mit der fast vierzigjährigen, unschönen und kränklichen Frau geworden? Und es war dennoch so. Zehn, zwanzig Ducaten! Der magische Klang dieser Worte des alten Hofrath Crusius hatte einen unermeßlichen Eindruck auf das von Habgier gepeinigte Gemüth des Gesellen ausgeübt. Er hatte beschlossen, der Wittwe zu schmeicheln, ihr den Hof zu machen und eine Zeitlang ihren Geliebten zu spielen, um sich den Spieltisch eines Tages von ihr schenken zu lassen. So saß er nun, nebenbei das Geld ersparend, das er sonst im Wirthshause ausgegeben hätte, fast alle Abende bei der leidenden, für männliche Gesellschaft aber noch immer nicht erkalteten Wittwe. Noch vermied er, sie um das Tischchen anzusprechen, einmal, weil er der ohnehin geizigen Frau keinen allzu großen Begriff vom Werthe ihres Möbels beibringen mochte, dann weil jetzt, im Herbst, wo die Käufer fehlten, ohnehin damit nichts zu machen gewesen wäre. Koser war klug und ging vorsichtig und ruhig zu Werke. Ihm war es nicht um heute und morgen zu thun; er dachte in die Ferne.

Der große grüne Kachelofen, weit in's Zimmer vorstehend, strahlte eine einschläfernde Wärme aus. Ueber den runden Tisch von Eichenholz war das Linnen zum Nachtessen gebreitet. Der alte graue Hauskater machte auf der Ofenbank seinen hohen Buckel. Der Käfig mit dem Canarienvogel war hereingenommen und mit einem Tuche bedeckt, und der Laden geschlossen. Die Wittwe strickte und schwatzte noch immer, sorglos und leichtgläubig wie ein Weib, Kurz- und Langweiliges durcheinander. Im hohen braunledernen Stuhle des seligen Möhrig aber saß der Intriguant, betrachtete mit

funkelnden Augen das kleine Möbel, daran seine Hoffnungen hingen, und träumte von Documenten für dessen Echtheit und von vornehmen Russen, die sich mit Kaufpreissummen überboten.

III.

Eines Abends im Winter saß Koser in gewohnter Weise in der Stube der Wittwe am Ofen. Die Möhrig, am Fenster sitzend, besserte irgend ein altes Wäschstück aus. Die Unterhaltung gerieth heute fortwährend in's Stocken, denn die sonst so geschwätzige Frau litt seit einiger Zeit an einem bösen Husten. Koser saß stumm da, und seine Augen konnten ohne Störung auf dem verhängnißvollen Spieltischchen ruhen. Nach mehrmaligem Anlauf sagte er endlich: „Ich muß Dir doch sagen — mir gehen so viel Dinge im Kopfe herum, daß ich das Wichtigste vergesse — der Meister schickt mich morgen nach Altsattel und in die Umgegend. Ich soll Holz für ihn einkaufen.“

„Und wie lange bleibst Du aus?“ fragte die Wittwe beunruhigt.

„Wie Du gleich erschrickst!“ bemerkte Koser. „Diesmal wird es schneller abgethan sein, als das letzte Mal im Herbst. In sieben oder acht Tagen bin ich wieder zurück.“

„In acht Tagen?“ wiederholte die Möhrig, scheinbar gelassen, griff nach dem Taschentuch und trocknete ihre Augen.

„Ich glaube gar, Du weinst?“ fragte Koser, den Kopf ein wenig vorbiegend, um deutlicher zu sehen. „Du weinst wirklich, Kind!“ fuhr er fort. „Acht Tage sind doch nicht acht Jahre!“

„Für mich wohl!“ gab die Wittwe in betrübtem Tone zur Antwort. „Für mich ist das sehr lange.“

„Bist doch ein gar zu verliebtes Kätzchen!“ erwiderte Koser mit erkünsteltem Humor.

Die Möhrig sah ihn bei diesen Worten durchdringend an

und sagte: „Merkst Du denn gar nichts? Merkst Du nicht, wie ich huste und seit einiger Zeit so ganz eingehe? Wär' ich gesund, was wären mir da acht Tage, wenn ich weiß, daß Du mir treu bleibst? Aber ich bin krank, kränker, als ich es je gesagt habe!"

„Ach geh!" sagte Koser. „Du übertreibst das. In dieser Jahreszeit hustet alle Welt."

„Nun, Gott mag es bessern!" erwiderte die Wittwe, trocknete die Augen und fuhr mit ihrer Arbeit fort.

Eine Pause entstand, während welcher Koser folgende Selbstbetrachtungen anstellte:

„Krank ist sie, und kränker, als sie's sagt. Mein Gott, ich komme fast täglich her und merke es nicht! Sie ist wirklich sehr mager geworden. Sie geht gebückt, wie ein altes Weib, und hustet greulich. Wenn sie stürbe! Donnerwetter! Gar ohne Testament! Das wäre doch gar zu schrecklich, wenn ich von meinen Besuchen gar nichts hätte, als das elende Nachtessen! Das Verhältniß, im Grunde genommen, widert mich an. Sie ist eine Person in den Vierzigen, und ich — ich könnte noch die jüngsten Mädchen haben. Nun, acht Tage lebt sie doch jedenfalls noch. Sobald ich wiederkehre, will ich gleich auf eine geschickte Art von dem Spieltischchen anfangen. Ich kann sagen, sie soll es mir schenken, weil es unsere Bekanntschaft eingeleitet, oder — weil es so lange schon ihr Nachttischchen ist. Es ist hohe Zeit, daß ich es zu mir nehme. Sie ist wirklich sehr leidend."

Hierauf verabschiedete er sich von der Wittwe, nicht, ohne die herzlichsten Tröstungen an sie zu richten...

Acht Tage waren um. Koser hatte seine Einkäufe gemacht und sich einen, wie er glaubte, recht gescheidten Plan ersonnen, wie er das Tischchen ganz gewiß geschenkt bekommen wollte. Gleich am ersten Abend gedachte er ihn in Ausführung zu bringen. Der Gedanke schien ihm so unfehlbar wirksam und praktisch, daß er, von einer Munterkeit beseelt, nach Hause kam, die man gar nicht an ihm gewohnt war.

Mit Recht sagte zwei Stunden nach Koser's Ankunft der Geselle Keil, während Beide ein großes Bret durchsägten: „Du bist ein ganz anderer Kerl geworden. Du

mußt in der Lotterie gewonnen oder eine alte Tante beerbt haben."

Koser lächelte seltsam, während in demselben Augenblicke und noch ehe er zu einer Antwort gekommen, ein einfacher Leichenzug an den Fenstern vorbeizuziehen begann.

„Sieh 'mal hinaus, Keil," sagte Koser, „wer ist denn gestorben?"

„Hab' nichts gehört," meinte Keil, und fügte, die Leidtragenden, die dem Sarge folgten, musternd, hinzu: „Kenne keine Seele dabei, außer dem Schlossermeister Abele."

„Ich habe eine schreckliche Ahnung!" murmelte Koser erbleichend, ging mit raschen Schritten an die Thüre, öffnete diese halb und rief in die Küche hinaus: „Wer weiß denn, wer da begraben wird?"

„Wir haben nichts gesehen!" antworteten die Hausleute.

Eine arme Frau, die im Hofe eben Hobelspäne, die sie gekauft, in einen Korb lud, wandte sich um und sagte: „Das wird wohl die Möhrig sein."

„Ist sie — todt?" stotterte Koser.

„Am Mittwoch ist sie gestorben," war die Antwort.

Koser taumelte zurück in die Werkstatt. Eine der Mägde, die sein Verhältniß zu der Verstorbenen kannte, machte die Bemerkung: „Habt Ihr ihn recht angesehen? Er wurde kreideweiß! Ich sagte es immer, er ist kein so harter Mensch, als man glaubt!"

IV.

Alle Befürchtungen Koser's waren in schlimmster Art eingetroffen. In der vierten Nacht nach seiner Abreise war die Wittwe Möhrig in Folge eines Stickanfalles plötzlich gestorben. Da sie kinderlos war und kein Testament hinterlassen hatte, fiel ihr Haus sammt allem Mobiliar dem nächsten Anverwandten zu, dem Schlossermeister Abele.

Koser wurde gewissermaßen krank über die bittere Enttäuschung, die er erlebt. So fest hatte sich der Plan, mit dem Spieltisch eine Speculation zu machen, in seinem Kopfe festgesetzt, und so zähe verfolgte dieser Kopf seine Pläne! Vergeblich nun hatte er ein halbes Jahr lang einer ältlichen Frau den Hof gemacht, vergeblich monatelang sein eigenstes Ich verleugnet und Anspielungen und Witzworte von allen Seiten geduldig hingenommen. Knapp vor der Erreichung des Ziels mußte er sich vom Schicksal gleichsam geprellt sehen. Er betrachtete den Tisch wie einen werthvollen Stein, den er sauer genug sich verdient habe. Der Juwel war plötzlich in anderer Hand.

War Koser schon früher wortkarg gewesen, so wurde er nun vollends stumm und fuhr nur, wenn er sich beleidigt glaubte, in jähem Zorn empor. Er ging keinen Schritt aus dem Hause und setzte sich an Feierabenden in seinem Stübchen hin, wo er zurückdachte, brütete und sich ärgerte. Seine Stimmung ward um so grimmiger, je zahlreichere Kurgäste der Sommer brachte. Wenn er die Kurliste zur Hand nahm, stachen ihm zumeist die Russen in's Auge. In jedem Obersten oder General, in jedem Staatsrath aus Moskau oder Petersburg, der da angekommen, sah er einen möglichen Käufer der kostbaren Denkwürdigkeit, und war gefaßt darauf, nächstens zu hören, wie der Schlossermeister Abele sie verkauft, seine kleine Werkstatt auf dem Jacobsberge verlassen und für den Erlös eine prächtige Boutique auf der Wiese an sich gebracht habe.

Niemand weiß, wie lange dieser Zustand Koser's hätte andauern können, oder wohin er schließlich ihn geführt hätte, wenn nicht mit einem Male ein Umstand sein Leidwesen um den Verlust des Tischchens zerstreut, und dagegen die Hoffnung, es wieder zu gewinnen, in ihm neu belebt hätte. Koser erfuhr nämlich, daß Abele keine Ahnung von dem Werthe der bewußten Rarität habe.

Von diesem Augenblicke an stand es bei Koser fest, den Tisch an sich zu bringen. Er wollte ihn erhandeln und war nur noch über die Art und Weise mit sich uneins, wie darum

anzuhalten. Ein unerwarteter Umstand jedoch kam dazwischen und änderte die Lage der Dinge mit einem Schlage.

Eines Abends saß er, seine Pfeife rauchend, vor der Thüre der Werkstatt, als Keil sich zu ihm gesellte.

„Du hast wohl den kleinen Tisch vergessen,“ fragte dieser, „den wir im vorigen Jahre hier hatten — den Tisch von der Möhrig?“

„Keineswegs!“ antwortete Koser. „Was ist's damit?“

„Mit diesem Tische wäre, unter uns gesagt, ein famoses Geschäft zu machen.“

„Wie so? Wie so?“ fragte Koser, und seine Augen rollten irre umher, da er die Möglichkeit dachte, daß ein Zweiter sich auf seine Speculation werfen könnte. „Rede! Sei offen!“

„Was der Zufall nicht Alles will!“ begann Keil. „Ich ging gestern — es war ein so schöner Sonntagsnachmittag, und ich hatte kein Geld, um in's Wirthshaus zu gehen — im Walde bei der Findlatersäule spazieren. Tritt ein Fremder zu mir heran und frägt, wo denn der Weg zum Hirschensprung hinanführe. Dort, links im Zickzack, antworte ich und erbiete mich, als ich merkte, daß er sich nicht zurechtfinde, ihn zu führen. Wir gehen neben einander her. Ich überlege, was er mir wohl geben werde und ob es denn noch Zeit sein möchte, nach Kleinversailles auf die Kegelbahn zu kommen; — er blättert in einem Notizbuche. Da soll ja, frägt er plötzlich, als wir fast ganz oben bei dem Felsen sind, Peter der Große oft gesessen sein? Wißt Ihr 'was davon? — Gewiß! sage ich, den Hirschsprung hat er ganz besonders lieb gehabt, und ist den Weg da, der von der Stadt aus schnurgerade hinaufging und in jenen Zeiten so steil war, daß man ihn kaum ersteigen konnte, gar auf einem Gaul herangeritten. — Alle Wetter! ruft er, das ist ein Unternehmen! — Halsbrecherisch! sage ich, aber das muß auch ein Mensch gewesen sein! — Ist es wahr, frägt der Fremde weiter, daß er seinen Namen dort in das Kreuz geschnitten hat? — Man erzählt es so, erwidere ich. Freilich ist das Kreuz jetzt ganz mit Namen bedeckt, oder kann auch ein neues sein, denn die Sache ist lange her. — Erzählt mir, was Ihr wißt! sagt

der Fremde. Es interessirt mich, ich bin ein Russe. — Ich erzähle, was ich weiß und noch manches Andere, was ich so gerade erfinde. Endlich komme ich auf den Tisch zu sprechen; aber da hättest Du sehen sollen, was Der für Augen machte!"

„Wirklich?" rief Koser mit einer Aufregung von Freude über den Werth des Tisches und Ingrimm über den Nichtbesitz. „Große Augen, sagst Du, machte er?"

„Tellergroße! Er frägt mich, wohin das merkwürdige Stück gekommen sein möge. Ich antworte, schnell gefaßt, daß ich es im Augenblicke nicht wisse, aber mich erkundigen wolle. So giebt er mir denn seine Karte und heißt mich kommen, wenn ich Nachrichten hätte. Da sieh!"

Koser buchstabirte: „Le prince Anatole Troubetzkoi, chambellan de sa Majesté l'Empereur de toutes les Russies."

Koser blieb lange stumm. Endlich sagte er: „Ich verstehe das so wenig als Du. Aber die Hauptsache, die daraus hervorgeht, — es ist ein Russe und ein großes Thier!" Dann seufzte er tief und sprach in sich hinein: „Ich wußte wohl, daß mit dem Tische ein Hauptgeschäft zu machen sei. Der Dummkopf da braucht mir's nicht erst zu sagen, mir, dem Erfinder, dem Entdecker der Sache!"

Jetzt, erst jetzt, wo unzweifelhaft ein trefflicher Handel zu machen gewesen wäre, schmerzten ihn all' die vergeblichen Gänge und Bemühungen am tiefsten. Es war unleugbar, er war der Ureigenthümer der kostbaren Idee, und nun war ihm ein Concurrent erstanden, der zum mindesten den Lohn zu theilen beabsichtigen würde!

Doch Keil ließ ihm nicht lange Zeit zum Nachdenken. Er sagte: „Ich weiß recht gut, wer den Tisch hat!"

„Wer sonst, als der Abele!" rief Koser bestimmt und rasch, um dem Concurrenten darzuthun, daß er wohl unterrichtet sei.

„Derselbe!" bestätigte Keil. „Ob er denn auch weiß, was an dem Stück ist?"

„Warum das?" fragte Koser, um die Gedanken des Andern zu erforschen.

„Narr! Weil, wenn er es nicht wüßte, man den merkwürdigen Tisch von ihm kaufen und den Gewinn theilen könnte."

„Vortrefflich! Halb Part!“ rief Koser.

„Halb Part!“ schlug Keil ein. „Morgen gleich will ich den Abele besuchen und es mit ihm auf eine gescheidte Weise abmachen. Man darf keine Zeit verlieren.“

„Ganz mein Gedanke!“ gab Koser zur Antwort, und die Kameraden trennten sich.

Koser aber ging schnurstracks in seine Kammer, legte seine besten Kleider an und begab sich unverzüglich zu dem Russen, dessen Wohnung er bald in der Kurliste gefunden.

Er fand einen stattlichen Herrn, der eben vor dem Spiegel stand und den Kopf zu gleicher Zeit mit zwei großen Bürsten bürstete. Hinter ihm stand sein Kammerdiener und hielt einen schwarzen Frack mit einem Stern auf der Brust in Bereitschaft. Der Fürst wollte eben in die Reunion.

„Durchlaucht haben nach dem merkwürdigen Spieltische Peter des Großen gefragt,“ begann Koser seine Ansprache. „Dieses in seiner Art einzige Curiosum ist im Besitz eines meiner Bekannten. Es gehört eigentlich in's Museum von St. Petersburg, das ist klar. Mehrere Engländer haben schon davon Kenntniß. Einer sogar ist nahe daran, den Tisch zu kaufen, und stellt ein großes Anbot. Ich aber mit meinem schlichten Verstande sage: nach Rußland gehört die kostbare Reliquie, und nicht nach England.“

„Sie sind ein vernünftiger Mensch,“ erwiderte der Fürst. „Und was fordert der Besitzer?“

Wie im Schwindel und ohne sich zu bedenken, antwortete Koser: „Hundert Ducaten.“ — Als das Wort heraus war, dachte er: „Ich bin toll!“

„Hundert Ducaten,“ antwortete der Russe. „Er soll sie haben. Aber schaffen Sie mir den Tisch bald; morgen! Ich habe soeben einen Brief erhalten, der meine Anwesenheit hier abkürzt.“

„Sie werden ihn morgen haben, Durchlaucht!“ rief Koser. „Morgen haben Sie ihn, ganz gewiß!“

Er war jedoch kaum die Treppe hinunter, als es mit der Freude über die Geldsumme, die er erhalten sollte, auch schon wieder vorüber war. Er blieb nachdenklich stehen und sagte sich im Stillen: „Der Russe gab das Geld schnell! Da hab'

ich mich schön geschnitten! Ach ja, so ist es immer in dieser Welt. Ein je ärmerer Teufel man ist, um so weniger versteht man es, Geld zu machen. Ein Kerl wie Unsereins kommt einmal nicht vorwärts." So grenzenlos wuchs seine Habgier. Er hatte eine Summe zugesagt erhalten, so groß, wie er sie im Traume sich nicht hätte einfallen lassen, und siehe da, nun er sie hatte, war er unglücklich!

Es war spät Abends, als Koser in die Wohnung des Schlossers Abele eintrat.

„Sie haben einen kleinen Spieltisch, Herr Abele," sagte er, den Schlossermeister begrüßend.

„Einen Spieltisch?" sah ihn Abele fragend an. „Nicht daß ich wüßte."

„Wenn er ihn zerschlagen und verbrannt hätte!" dachte Koser im Stillen und in seinem Innersten erzitternd. Laut aber sagte er, wie um dem Gedächtnisse des Schlossers nachzuhelfen: „Sie haben ihn gewiß. Ein ganz kleines Tischchen mit drei Füßen, von Eichenholz, glaub' ich. Es ist nicht viel an dem Dinge."

„Ja, richtig! Aus dem Nachlasse der Möhrig?" sagte Abele.

„Dasselbe. Das möchte ich kaufen," entgegnete Koser, „wenn —"

„Ach, es ist nichts daran!" meinte Abele. „Ein altes Ding. Fast unbrauchbar."

„Thut nichts," versetzte der Tischler. „Ich kann das Tischlein schon noch verwenden, wenn's drauf ankommt; ich geb' zwei Gulden dafür."

„Nun, wenn Ihr gerade wollt," versetzte Abele, „Ihr sollt es morgen haben."

„Warum nicht heute?" fragte Koser, kaum im Stande, seine Gier zu verbergen.

„Es steht oben in der Dachkammer, wo die Kinder schlafen," sagte Abele, die Bewegung seines Kunden gar nicht bemerkend. „Morgen will ich es herabholen."

Koser, um sich nicht zu verrathen, mochte nicht weiter in ihn dringen und ging nach Hause. „Welche Kette von Lügen schon," dachte er auf dem Wege, „wegen dieses Stückchen

Holzes! Aber hundert Ducaten! — Ich bin ein gemachter Mann, erwerbe das Meisterrecht, kaufe ein Haus, halte Gesellen. Thor, mir bleiben ja nicht hundert, wenn Keil — doch nein, nein! Der Kerl muß angeführt werden! Und der Russe — o der Russe giebt auch noch mehr, als hundert! Schlau, nur schlau! Man kommt in der Welt sonst nicht vorwärts und bleibt ein Hund, den Jeder mit dem Fuße stößt!"

Er verbrachte eine schlaflose Nacht.

V.

Des Morgens in aller Frühe machte Koser einen kleinen Spaziergang, damit es heiße, er sei fortgewesen. Dann kehrte er nach Hause zurück. Sein Plan war fertig. Er nahm einen Beutel in die Hand, in welchen er alles Geld that, das er besaß, und weckte dann seinen Kameraden.

„Keil!" begann er, „während Du schliefst, sind große Dinge geschehen. Der Tisch ist verkauft!"

„Schon verkauft? Wie ist das zugegangen?" fragte Keil, die Augen sich heftig reibend.

„Gestehe selbst! Durfte man warten?" entgegnete Koser. „Der Russe hätte ja nachfragen und sich dann selbst direct an Abele wenden können. So wäre für uns Alles verloren gewesen. Ich habe also die Sache frisch angegriffen und abgethan; den Tisch aus Eigenem gekauft und wieder verkauft."

„Hoffentlich auch gut!" sagte Keil, der aus Interesse für die Sache sich inzwischen aus den Federn gemacht.

„Vortrefflich, Herzensjunge!" rief Koser, indem er mit verstellter Freude den Kameraden an den beiden Schultern faßte und schüttelte. „Vortrefflich! Vierzig Gulden hat mir der Russe gegeben. Zwei Gulden gab ich dem Abele — so kommen neunzehn auf uns Jeden!"

„Das nennst Du gut verkauft? Esel!" schrie Keil. „Acht=

zig Gulden zum mindesten hättest Du fordern können. Nein, ehe ich neunzehn Gulden nehme, will ich des Henkers sein!"

„Aber, Freund —"

„Ich gehe zum Abele! Ich sage ihm, was er an dem Tische gehabt! Ich rühre Dir eine Geschichte ein —"

„Was fällt Dir ein? Du bist toll!" schrie Koser außer sich.

„Toll hin, toll her! Ich erzähle ihm Alles!" fuhr Keil wüthend fort, indem er in seine Hosen fuhr. „Und ich gehe gleich zu ihm! Gleich! Auf der Stelle!"

„Du sollst also für Deinen Theil dreißig Gulden haben!" schrie Koser. „Dreißig Gulden! Hörst Du? Nur um den Skandal zu vermeiden! Mir bleiben dann nur acht! Verfluchter Handel, das! Ich wollte lieber, ich hätte —"

„Fünfunddreißig! Keinen Heller nehme ich weniger!" schrie Keil und schlug den Stiefel, den er eben anziehen wollte, mit aller Gewalt auf den Boden. „Oder Du sollst den Spectakel sehen, den ich anrichte!"

„Da hast Du sie!" rief Koser mit erkünstelter Entrüstung. „Ich habe nur Aerger von der Sache; aber um des Friedens willen —" Er warf das Geld mit einer Miene der Verachtung auf Keil's Bett und ging.

Eine Weile später klopfte er an Abele's Fenster. „Guten Morgen, Meister!" rief er hastig. „In einer halben Stunde hole ich den Tisch ab."

„Gut!" erwiderte Abele.

Koser rannte weiter. Sein Weg war in's Gartenhaus, zu dem russischen Fürsten.

„Durchlaucht," sagte er, „ich bringe üble Nachricht. Der Besitzer des Spieltisches fordert zweihundert Ducaten. Es ist ein englischer Lord mit ihm beinahe handelseins geworden. Er sagt: von weniger wolle er gar nicht hören!"

„So zahle ich zweihundert," erwiderte der Russe mit einer vornehmen Ruhe, die dem Tischler imponirte. „Aber hören Sie, lieber Mann, eine Art gerichtlicher Beglaubigung, daß das Möbel mindestens aus der Nachlassenschaft des Hauses stammt, in welchem Czar Peter wohnte, muß ich haben. Es wird amtlich zu legitimiren sein, daß der Tisch, den Sie mir bringen, derselbe ist, an den sich die Tradition knüpft, der

Czar habe ihn eigenhändig gezimmert. Dieser Nachweis darf nicht fehlen, wenn ich, wie es meine Absicht ist, das Curiosum dem Museum in Moskau soll überreichen können!"

„Wir werden sehen. Es wird sich wohl finden," sprach Koser, hocherfreut über den doppelten Gewinn, beängstigt durch die neue Forderung.

„Ich reise morgen," sagte der Fürst. „Trachten Sie also, daß ich möglichst bald in den Besitz des Möbels komme. Dann bezahle ich Sie auch sofort."

Koser ging. Auf dem Wege sagte er zu sich: „Dieser vermaledeite Keil! Welchen Lärm er gleich geschlagen! Wie er mich hinaufschraubte! Aber über den Löffel barbiert ist er doch worden, und das gehörig! Zweihundert Ducaten! Nun wird's auch an einem Weibchen nicht fehlen, das recht viel Geld hat, und mein Glück ist gemacht. Nur fehlt noch die Legitimation. Aber die — die schaff' ich mir wohl auch noch!"

Mit dem Schlusse dieses Selbstgesprächs erreichte er Abele's Haus.

„Das Tischchen, lieber Meister, das Tischchen!"

„Da steht es. Ihr seid daran vorübergegangen," sagte der Schlosser.

Koser blieb verdutzt, vernichtet, ja zur Bildsäule erstarrt stehen. Abele hatte, um dem Dinge, das er für so ganz werthlos hielt, in den Augen seines Käufers doch einiges Ansehen zu geben, die Morgenstunden damit zugebracht, die Löcher, welche für die Marken bestimmt waren, mit Holz, das er hineingeleimt, auszufüllen und das Ganze mit einem frisch glänzenden gelben Firniß zu überziehen. Es roch impertinent.

VI.

Koser stand noch immer sprachlos. Es summte vor seinen Ohren, ihm schwindelte, es schwirrte ihm vor den Augen. Er wäre am liebsten über Abele mit gewaltthätiger Hand hergefallen.

So stand er eine Weile, kaum seiner mächtig, von tausend wilden Gedanken erfüllt, wüthend, verzweifelnd. Er sah die kostbare Antiquität für immer verdorben, den Handel zerschlagen und all' die schönen Aussichten, die ihm eine erregbare Phantasie vorgegaukelt, für ewig zu Schanden geworden. Wie er so sah, daß er, der hatte betrügen wollen, nun selbst der wahrhaft Betrogene sei, reizte es ihn, Alles umzuwerfen, den Urheber seines Unglücks zu packen und zu Boden zu schlagen. Allein der Funke Bewußtsein, der ihm noch geblieben, ließ ihn fühlen, wie niederträchtig er an dem guten Abele gehandelt, und daß er nun dafür zum Stillschweigen verdammt sein müsse. Da lagen nun seine Hoffnungen, wie die Scherben eines köstlichen Gefäßes, zerschmettert. Geld, Meisterrecht, Haus, reiche Partie, alles das hatte der dumme Kerl, der vor ihm stand, ihm zu nichte gemacht, indem er die kostbare Rarität mit dem verdammten Lack überstrichen, auf den er sich nun so viel einbildete!

Während dieser Kampf in ihm vorging, that er, als ob er das sorgfältig angestrichene Geräth von allen Seiten genau betrachtete. Endlich aber löſten sich die schmerzlich zusammengekniffenen Lippen, und mit der mühseligsten Beherrschung seiner Affecte sagte er: „Ich dank' Euch für den Anstrich!"

„Ist gern geschehen!" erwiderte der unbefangene Abele; „muß aber selbst gestehen, das Tischchen ist wie neu geworden. Mit den Löchern da habe ich besonders viel Mühe gehabt. Nun brauche ich mir doch wenigstens keinen Vorwurf zu machen, daß ich Euer Geld dafür nehme."

Koser lächelte schmerzlich und blieb unvermögend, etwas zu erwidern. Er faßte den Tisch vorsichtig unten an und schaffte ihn heim in seine Kammer.

Als er eine Weile später in die Werkstatt trat, sagte Keil: „Du machst ein teufelmäßiges Gesicht."

„Du wirst es auch machen, wenn Du Alles hörst," gab Koser, leichenblaß, zur Antwort.

„Der Handel ist doch nicht rückgängig geworden?" fragte Keil mit großer Spannung.

„Nichts ist daraus geworden, gar nichts!" sagte Koser und wühlte sich wild in den Haaren.

„Das ist eine Erzlüge!“ entgegnete Keil, indem er durchbohrenden Blicks auf Koser losging.

„Du wirst noch daran glauben!“ gab Koser zur Antwort.

„Dann bist nur Du schuld!“ rief Keil; „Du hast Dich hineingemischt und es ging Dich eigentlich gar nichts an! Hätte ich die Sache abgemacht, ich hätte erstens mehr bekommen, und — das versichere ich Dir — kein Teufel hätt' mir's wieder rückgängig machen können!“

„Hahaha!“ lachte Koser, den eine diabolische Schadenfreude über Keil's Erbitterung ergriff.

„Was lachst Du?“ rief Keil, das Gelächter sehr übel nehmend. „Du lachst doch nur die Leere Deines eigenen Beutels aus!“

„Mach' mich nicht wild,“ schrie Koser, „und gieb mir mein Geld zurück!“

„Ich Dein Geld?“ antwortete Keil. „Keinen Heller, eh' Du mir nicht beweisest, daß Du nicht schuld daran bist.“

„Das will ich Dir gleich beweisen!“ gab Koser mit einem finstern Blicke zur Antwort. „Mit dem Russen war Alles abgemacht; ich sollte ihm noch Vormittags den Tisch bringen. Wie ich zu Abele komme, ihn abzuholen — ich traue meinen Augen kaum! hat der ihn ganz verunstaltet und mit frischem Firniß angestrichen.“

„Was Du sagst!“ rief Keil betroffen.

„Das Vieh glaubte mir damit noch einen Gefallen zu thun. Geh in meine Kammer, da kannst Du die Bescheerung mit eigenen Augen sehen!“

Keil flog hinauf. Koser setzte sich, von Erregung müde. Als Keil zurückkam, war er sehr kleinlaut.

„Nun?“ lächelte ihm Koser boshaft entgegen.

„O der Esel!“ klagte Keil. „Der Tisch ist gar nicht wieder zu erkennen. Alles ist hin!“

„Nun begreifst Du,“ begann Koser, „daß ich keine Schuld trage und daß Du das Geld mir zurückgeben mußt, weil auch ich selbst es heute noch dem Russen zurückstellen muß!“

„Ich weiß nicht, ob mich Jemand dazu zwingen kann,“ sagte Keil kopfschüttelnd. „Hättest Du das Ding schon

gestern von Abele geholt, so hätte das Malheur nicht geschehen können."

„Hättest Du gedacht, daß der Abele so ein Dummkopf sei?" meinte Koser.

„Wenn auch das nicht," gab Keil zur Antwort, „so wäre ich doch so gescheidt gewesen, den Tisch je eher je lieber in meine Hand zu bekommen."

„Superfein — aber hinterdrein!" höhnte Koser.

„Gar nicht," versetzte Keil. „Das wäre Jedem eingefallen, nur Dir nicht."

„So wollen wir doch sehen, ob Du mir das Geld zurückgiebst, oder nicht!" schloß Koser, und Beide fuhren, ohne ein Wort mehr zu wechseln, mit ihrer Arbeit fort, bis die Mittagsstunde schlug.

VII.

Beim Mittagsessen rührte Koser kaum etwas an. Die Gemüthsbewegungen in Folge ausschweifender Hoffnungen und niederschmetternder Enttäuschung machten ihn beinahe krank. Der Spieltisch hatte allen Werth verloren, und er hatte den größten Theil seiner Habe an diese Speculation gesetzt! Daß ihm Keil, der ihm an Habgier kaum nachstand, von der empfangenen Summe nichts oder nur sehr wenig zurückerstatten werde, dessen konnte er sich für überzeugt halten. Aber was konnte er durchsetzen? Der Handel war nach allen Seiten hin unrein und lügenvoll. Keil konnte den Einfall haben, den Russen noch vor dessen Abreise zu sprechen, und wenn er die Wahrheit über die Verkaufsverhandlungen erfuhr, war es unzweifelhaft, daß er nicht nur keinen Heller zurückzahlen, sondern überdies einen eclatanten Spectakel machen werde.

Die Sachlage so betrachtend, ging Koser auf seine Kammer. Er setzte sich vor das Tischchen und sah es wehmüthig an. Nach langer, dumpfer Trauer stand er auf, wie wenn in ihm

ein rettender Gedanke aufzuwachen begänne, und wischte mit seiner Schürze an dem Firniß herum. Nach einem viertelstündigen Versuche, ob sich dem Tischchen das vorige Aussehen nicht wiedergeben ließe, rief er neubelebt aus: „Bei Gott, es geht! Die Löcher für die Marken sind leicht wieder hergestellt, der Firniß läßt los und der Geruch verfliegt! Was verliere ich? Heute einen Käufer. In wenigen Wochen kann sich ein neuer und leicht ein noch viel besserer finden. Ich will dem Schufte das Geld lassen, dadurch finde ich mich mit ihm ein für alle Mal ab. Wenn ich es recht bedenke, bin ich durch den verwünschten Anstrich ja erst eigentlich in den rechtmäßigen Besitz des Tischchens gekommen. Weder der Abele, noch der Keil können sich nun noch beklagen, daß ich sie geprellt habe. Wenn der Tisch wieder aussieht, wie er ausgesehen hat, ist es mein Werk und mein Verdienst. Ich habe dann alles Recht darauf, und es ist leicht möglich, daß ich noch mehr als zweihundert Ducaten bekomme!"

Da kam Keil die Treppe herauf. „Ist es aber auch dasselbe?" fragte er, das Tischchen näher betrachtend. „Ich habe es in der ersten Ueberraschung gar nicht recht angesehen."

„So thu es jetzt!" sagte Koser, sich gegen das Fenster wendend, um seine Pfeife auf den Kopf eines Hundes auszuklopfen, der unten im Garten stand und nun heulend davonlief.

„Ja, ja! Es ist's!" überzeugte sich Keil. „Der Abele ist ein Dummkopf, aber — er wußte nicht, was er that. Du hast Alles verschuldet! Hättest Du den Trödel gleich fortgenommen, so wäre Alles nicht so gekommen!"

„Ja, wer so gescheidt wäre!" sagte Koser, dem Keil's Zahlungsweigerung ganz willkommen war, im Tone des Bedauerns.

„Ich — vergüte Dir einmal nichts!" rief Keil entschlossen.

„Und ich," entgegnete Koser, „werde mich mit Dir nicht herumzanken. Ich werde das Ding zu reinigen und wiederherzustellen trachten, und ehe der Sommer hingeht, können wir es doch noch verkaufen, und vielleicht besser."

„Ich lasse mir keine leeren Hoffnungen vormachen," gab

Keil zur Antwort. Er ahnte in seiner Beschränktheit die Erfindungsgabe nicht, welche in Koser durch dessen Habsucht geweckt worden.

„Wie Du willst," sagte Koser. „Behalte das Geld! Ich gehe zum Russen und bezahle ihn aus meinem Beutel. Wenn ich aber ein Geschäft mit dem Tischchen mache, fahre Dir dann nicht in die Haare!"

Die beiden Gesellen gingen darauf in die Werkstatt hinab. Keil, über die letzten Worte nachdenklich geworden, sagte nach einer Weile: „Ah bah, verkaufe er das Zeug noch so gut, viel mehr wird er nicht profitiren, als ich bereits in der Tasche habe. Ein Sperling in der Hand — —" und pfiff sich ganz munterer Dinge ein Liedchen.

Am folgenden Tage war der Russe wirklich abgereist.

VIII.

Michael Koser, nun alleiniger Besitzer des Spieltisches Peter des Großen, verwendete in den nächsten Wochen alle Feierstunden darauf, dem Tische sein früheres Ansehen wieder zu geben. Er bediente sich hierzu des Messers, der Bürsten, des Schwammes und verschiedener Säuren. Die Löcher für die Marken wurden wieder hergestellt, der neue Firniß entfernt, ein verwittert aussehender aufgetragen. Die Arbeit gelang vortrefflich. Das Möbel sah grotesk, alterthümlich, bizarr, verkommen aus.

Nun fehlte zum glänzenden Verkauf weiter nichts, als eine gerichtliche Beglaubigung des Objects. Koser sprach deshalb eines Tages den Stadtschreiber Jedliczka an, den wir bereits kennen gelernt haben.

Dies Gespenst in Frack, Nankinghosen und Vatermördern flanirte alle Morgen an den Brunnen, auf den Plätzen, unter den Bäumen der Wiese bei den Kaffeetischen umher, fortwährend an seinen Nägeln kauend, während seine Augen

neidisch und boshaft die Kurgäste betrachteten, die ihm nichts einbrachten, ihm aber Kost und Leben vertheuerten.

„Herr Jedliczka," sagte Koser, „ich habe ein Wort mit Ihnen zu reden."

„Womit kann ich dienen?" lispelte Jedliczka, die Nägel fortwährend an den Zähnen haltend.

„Sie schreiben noch immer auf dem Rathhause?"

„Ja, noch immer," antwortete Jedliczka. „Der neue Bürgermeister freilich — möchte Einem lieber den Bissen Brod vom Munde wegziehen. Mein Gott, mein Gott! Das Schreiben auf dem Rathhause ist doch noch immer eine Aushülfe, so wenig es auch einträgt. Wenn nicht noch Anderes wäre, hier und da ein Bittgesuch, oder eine Eingabe, verhungern müßte man mit Weib und Kind in diesen Zeiten, in diesen herzlosen Zeiten!"

„Ich weiß, ich weiß," gab Koser zur Antwort. „Ich würde ja auch den Dienst, um den ich Sie bitten möchte, recht gern bezahlen, das versteht sich. Ich weiß nicht, ob Sie wissen, Herr Jedliczka, daß ich jenen alten Tisch, den Spieltisch Peter des Großen besitze —"

„Ich weiß, ich weiß. Von der verstorbenen Möhrig, oder vielmehr —" Seine Augen blitzten boshaft und schlau umher, indeß er, wie es seine Gewohnheit war, durch eine eigenthümliche Action des Rückgrats plötzlich den Kragen seines Fracks so hoch hinaufschnellte, daß er ihm fast den Hut vom Kopfe geschlagen hätte.

„Kurz und gut," fuhr Koser rasch fort, „der Tisch ist in meinem Besitz. Ich habe ihn ehrlich erstanden, dagegen ist nichts einzuwenden."

„Freilich, freilich," lispelte Jedliczka, eifrigst an seinen Nägeln kauend. „Kauf ist Kauf. Der Tisch ist Ihr Eigenthum."

„Das ist er," sagte Koser bestimmt. „Doch ist er mir wenig nütze, so lange er nicht documentarisch beglaubigt ist."

„Do=cu=men=ta=risch?" fragte Jedliczka, indem er die Silben langsam zog. „Documentarisch? Das möchte schwer werden."

„Ich glaube nicht," meinte Koser.

„Wie so?"

Eine Pause entstand.

„Sie erwähnten selbst einmal," begann Koser entschlossen, „daß Czar Peter der Große in die hiesige Tischlerzunft aufgenommen worden sei. Damit dies geschehen konnte —"

„Pure Formalität, Ehrenbezeigung —" unterbrach ihn Jedliczka.

„Damit dies geschehen konnte," fuhr Koser, ohne sich stören zu lassen, fort, „hat der Czar zweifelsohne ein Meisterstück verfertigen und vorlegen müssen. Wie wär' es nun, wenn eben der Tisch, der in meinem Besitze ist, dieses Meisterstück wäre? Als solches könnte es gar wohl in den Stadtbüchern verzeichnet sein."

„Aber es ist nicht darin," erwiderte Jedliczka. „Ich habe Alles genau nachgesehen."

„Man hat es aufzuzeichnen vergessen," antwortete Koser mit listigem Lächeln. „Sie, lieber Herr Jedliczka, sind in Ihrer Eigenschaft als Stadtschreiber auch jeweiliger Zunftsactuar, und haben als solcher die Zunftnormalien und Zunftarchive unter sich. Sie sollen das Versehen unserer Vorfahren wieder gut machen und das eintragen, was sie vernachlässigt. Die Bücher der Schreinerzunft kommen leicht in Ihre Hand. Damit schaden Sie Niemandem und leisten mir einen großen Dienst. Etwas blasse Tinte und altes Papier — ohne Wasserzeichen, nota bene! — wird wohl auch aufzutreiben sein. Herr Jedliczka, ich würde gewiß sehr erkenntlich sein, und für den Käufer, der sich möglicherweise einmal findet, wäre das eine sehr große Beruhigung. Man könnte sich dann sogar direct an die Museen von Petersburg oder Moskau wenden."

„Herr Koser," lispelte Jedliczka, „freilich bin ich auch Zunftsactuar, aber Sie fordern da nichts Geringes. Es ist so zu sagen —" Er kaute abbrechend wieder lebhaft an den Nägeln.

„Ein Falsificat? Keineswegs! Es schadet ja Niemandem. Ueberlegen Sie sich die Sache nur! Ich gebe gern zehn Gulden für eine Abschrift der Stelle."

Hiermit trennten sich die Beiden unfern der Egerbrücke. Koser ging die Anhöhe hinan, in die Stadt zurück; der Stadtschreiber blieb, tief in Gedanken versunken, stehen.

IX.

Koser war in bester Laune und ganz zufrieden, wiewohl für seinen Tisch noch immer kein Käufer sich gefunden hatte und die Badesaison zu Ende ging. Es hatte sich nämlich herausgestellt, daß die Stadtbücher folgende für ihn überaus werthvolle Notiz enthielten:

„Heunt am untersetzten Jahr und Tag sind wir endes-„unterschriebene Zunfts- und Innungs-Aelteste der wohl-„berühmten, ehrsamen Schreinerzunft zusammengetretten „und haben nach reiflicher Berathung und Ueberlegen den „Peter Romanow, Herrn und Großfürsten aller Reussen, „zu unserem lieben Zunfts- und Innungsgenossen ernennet. „Bezeugen auch durch Urkund, daß das von ihme über „Belangen und Zunftsauftrag angefertigte dreibeinigte „Spieltischlein, auf seiner Platten von feinausgelegter „Arbeit darstellend die Chartenzeichen Spadille, Manille „und Basta wunderlich und absonderlich wohlgerathen und „zu unserer vollsten Zufriedenheit ausgefallen, dieses sonach „als wirkliches Meisterstücklein approbirt worden.

„Kaiser-Karlsbad, am 30. November des Jahres 1711."

Jedliczka hatte ihm die genaue Kopie dieses Actenstückes, wie es im Archive der Schreinerzunft tom. 6 fasz. 7 zu lesen war, selbst überbracht und dafür die versprochenen zehn Gulden in Empfang genommen.

„Jetzt," sagte Koser, als das Gespenst in Nankinghosen fort war, „jetzt bin ich ein gemachter Mann. Der Spieltisch ist mein und auch das Document ist in meinen Händen. An einem Käufer soll es nun auch nicht fehlen!"

Im Herbst dieses Jahres ging übrigens mit unserem Koser noch eine große Veränderung vor. Er hatte sich um die Tochter eines reichen Holzhändlers aus der Umgegend beworben. Der hübsche Bursche gefiel dem Mädchen, der kluge, geschickte Arbeiter flößte dem Vater, den er schon seit langer Zeit im Garne hatte, Vertrauen ein. Er erhielt eine Aus-

steuer von zwölfhundert Gulden, erwarb das Meisterrecht, heirathete gleich nach Neujahr, und drei Monate nach der Hochzeit kam seine Frau nieder. Gegen den Frühling miethete Koser einen kleinen Laden in der Kreuzgasse, in welchem er seine Möbel, Schatullen und Nähkästchen ausstellte. Der Tisch Peter des Großen war dort nicht zu sehen; den hielt er zu Hause in fester Verwahrung.

Allmählich verbreitete sich in der Badewelt die Kunde von der merkwürdigen Reliquie, die in Karlsbad von Rußlands größtem Czaren zurückgelassen worden sei. Der Meister zeigte sie Hunderten, aber es fand sich unter ihnen kein Einziger, der auch nur eine dem feststehenden Preise von zweihundert Ducaten gleichkommende Summe zu bieten geneigt war. Der Herbst kam, Karlsbad war wieder leer, und der Spieltisch war nicht verkauft. Ueber diesen Zufall, wie Koser es nannte, ging er hinaus, und hoffte im nächsten Sommer seine Rechnung zu finden. In der felsenfesten Gewißheit eines guten Handels betrachtete er das Spieltischchen, das ihm selbst, von Sorgen, Enttäuschungen und Mühe nicht zu reden, nun schon an baare fünfzig Gulden kostete, als ein Capital, nur mit dem Unterschiede, daß es keine unmittelbaren Zinsen trage. Diese mußten sonach dem Verkaufspreise zugeschlagen werden.

Auch eine zweite und dritte Saison kam und verging. Es stellte sich wohl in der Niederlage des Tischlers eine Legion von Kunstliebhabern ein, welchen es auf zehn oder wohl auch fünfzehn Thaler nicht ankam, allein ein Fürst Anatol Troubetzkoi, welcher anstandslos zweihundert Ducaten dafür bot, fand sich nicht wieder. Dies verstimmte den Besitzer, wiewohl er die freudige Genugthuung hatte, den Spieltisch in Murray's Handbuch unter den Merkwürdigkeiten des Ortes aufgezählt zu sehen. Koser beschloß, direct an das Museum von St. Petersburg sich zu wenden, und es verstrich darüber abermals ein Jahr, ohne daß eine Antwort gekommen wäre oder ein anderer Käufer sich gemeldet hätte.

Beunruhigend und lästig für des Meisters Gemüthsruhe war das Benehmen des Gespenstes in Nankinghosen und Vatermördern. Dies Gespenst erschien häufig und immer

häufiger in des Tischlers Wohnung und war ohne Geschenke gar nicht abzufertigen. Es erinnerte Koser fort und fort und mit eindringlichen Worten an den großen Dienst, den es ihm geleistet, und die große Gefahr, die es damit auf sich genommen. Es gab vor, die heftigsten Gewissensbisse über die begangene Fälschung zu empfinden, und ließ durchblicken, daß sich dieser Zwiespalt am leichtesten dadurch entfernen ließe, wenn das bewußte Blatt in den Büchern wieder verschwände. Das Gespenst war mit alten Kleidern nicht abzufertigen, es brauchte Geld. Mancher Gulden fiel in seine unheimlich leere Tasche, und gleich darauf kauten die langen weißen Zähne wieder an den kolbigen verunstalteten Fingern umher, und die blassen Lippen äußerten nicht nur keinen Dank, sondern vielmehr Worte der Unzufriedenheit, vielleicht gar heimliche Flüche.

Eines Abends sagte Frau Koser zu ihrem Manne: „Wenn ich Dich wegen des Spieltisches so viel Kummer und Aerger hinabwürgen sehe, so kann ich Dir nur sagen, daß Du ein Narr bist. Unser Geschäft trägt, was wir brauchen, und wir leben zufrieden beisammen. Verkaufe das alte Rumpelzeug dem ersten Besten, der da kommt, da hast Du Ruhe! Mir wird sein, als sei damit ein böser Alp aus dem Hause geschafft worden.“

„Du plapperst, wie eben Weiber plappern!“ entgegnete der Meister, tief beleidigt. „Wenn Du einmal den Eßtisch da mit Ducaten bedeckt siehst, einen über dem andern liegend, immer zehn Stück bei einander, wirst Du mich erst verstehen. Ich habe Unglück; das ist Alles! Doch es thut nichts! Wenn Du es recht verständest, was er werth ist, würdest Du sehen, daß selbst zweihundert Ducaten dafür zu wenig sind. Der Tisch ist dreihundert werth. Und so wahr Gott im Himmel ist, unter diesem Preis geb' ich ihn auch nicht her!“

Eine neue Saison kam und drohte schon wieder dahinzugehen, ohne daß ein auch nur annähernder Kaufantrag gemacht worden. Vom Museum in Petersburg kam der Bescheid, daß Koser den Tisch, wenn er ihn verkaufen wolle, zur Prüfung einzusenden habe. Dagegen aber sträubte er sich. Er war an die kostbare Reliquie zu sehr gebunden und konnte

sich nicht entschließen, sie, ohne daß die Regierung die Garantie übernehme, einer so weiten Reise auszusetzen.

X.

Es war im Herbst, gegen Ende September. Bei einem preußischen General hatte ein großes Diner stattgefunden. Lord Erskine, ein britisches Parlamentsmitglied, und der Fürst Demidoff waren anwesend. Das Gespräch war auf den Spieltisch Peter des Großen gekommen, und der Engländer wie der Russe hatten ein lebhaftes Interesse an der Existenz dieses Curiosums kundgegeben.

Es war am Abend desselben Tages, als ein sehr roth und erhitzt aussehender Engländer, von einem Lohnbedienten geführt, in Koser's Wohnung eintrat und den Tisch zu sehen wünschte. Er nahm ein rotheingebundenes Buch aus den Händen des Lohnbedienten, blätterte, las und musterte dann, um ihn herumgehend, den Tisch von allen Seiten, während er dessen Aussehen durch flüchtige Blicke in das Buch, das er in der Hand hielt, beständig controlirte. Er sprach kein Wort, schien aber vollkommen befriedigt, und sagte endlich: „Was verlangen Sie für diesen Tisch?"

„Ich sage das Aeußerste," gab Koser zur Antwort. „Dreihundertfünfzig Ducaten."

„Viel Geld, viel Geld!" meinte der Engländer. „Zweihundert sollen Sie haben!"

„Ich bedaure —" begann Koser, jedoch ohne zum Ausreden zu kommen; denn der Engländer hatte sich kalt umgedreht und, ohne weiter ein Wort zu reden, die Stube verlassen.

„Ist der Tisch verkauft?" fragte Frau Koser, die ihren Mann auf der Hausflur erwartete.

„Nein," antwortete Koser. „Das Beefsteak wollte nur zweihundert Ducaten geben."

„Großer Gott!" rief die Frau. „Hättest Du ihn doch hingegeben! Dein Uebermuth ist himmelschreiend."

„Schweig!" herrschte Koser ihr zu. „Misch' Dich nicht in Dinge, die Du nicht verstehst! Als mir letzthin hundert Thaler geboten wurden, wolltest Du den Tisch auch schon hergeben. Jetzt siehst Du wohl, was das Rumpelzeug, wie Du es nennst, für einen Werth hat. Ja, ich sage Dir, auch dreihundertundfünfzig Ducaten sind noch ein Spottpreis. Es kriegt ihn aber auch von heute an Niemand anders, als für vierhundert."

Die Frau wollte etwas erwidern, aber sie kämpfte ihre Aufregung nieder. Nach einer Pause, in welcher sie schwer geseufzt, sagte sie: „Soeben war der Jedliczka da. Er wollte wieder Geld und war unverschämter als je. Ich wies ihn ab, aber er sagte, er werde wiederkommen!"

„Die Treppe werf' ich den Kerl hinab, wenn er sich noch einmal blicken läßt!" schrie Koser. „Er soll mir noch einmal kommen, dann lernt er mich kennen!"

Aber schon zeigte sich ein neuer Besuch. Ein Mann von imponirendem Aeußern trat ein und fragte in geläufigem Deutsch nach Herrn Koser. Dieser erkannte den Fürsten Demidoff und führte ihn sogleich in die Werkstatt.

Ohne erst nach dem Preise zu fragen, bot der Fürst dreihundert Ducaten.

Koser antwortete: „Vierhundert, Durchlaucht! Anders kann ich ihn nicht geben, und sollte er noch weitere zehn Jahre auf dem Platze stehen."

Der Fürst bot noch fünfzig. Koser machte eine Miene des Bedauerns und ließ ihn gehen. Das Weib schlug die Hände über dem Kopf zusammen, doch wagte sie kein Wort dazwischen zu reden. Sie kannte ihres Mannes zuweilen furchtbar aufbrausenden Zorn.

Da trat Jedliczka in den Hausflur. Seine Augen irrten umher, die Zähne kauten an den Nägeln.

„Herr Koser," begann er, die Stimme gedämpft, doch die Worte scharf betonend, „bedenken Sie die Lage eines unglücklichen Familienvaters! Ich habe ein Verbrechen begangen, um Ihnen zu helfen, aber Sie sind ein hartherziger Mann

und weisen mich fort, während Sie auf dem Punkte sind, aus dem Gegenstande unserer gemeinsamen Speculation einen großen Nutzen zu ziehen. Bedenken Sie, wie Sie dem Abele — — O, ich kann Ihnen heute noch schaden, heute noch eine gar böse Geschichte einrühren!"

„Ich fürchte mich nicht vor Ihnen, Sie bösartiger Hungerleider!" wüthete Koser.

„Ich kann einen Betrug aufdecken," fuhr Jedliczka kaltblütig fort, indem er den Spieltisch vor sich hinschob, während die linke Hand fieberisch etwas in der Rocktasche suchte. „Ich kann den rechtmäßigen Besitzer aufrütteln! — Ich kann —"

„Sie können sich zum Teufel packen!" brach Koser los, indem er den Stadtschreiber mit beiden Händen an den Schultern faßte, ihn zur Thüre hinausschob und diese rasch hinter ihm zuschlug. Dann ging er, da es sehr spät war, fluchend in seine Schlafkammer hinauf.

Niemand hatte in der Aufregung dieser Scene bemerkt, daß Jedliczka, indem er zähneknirschend fortging, unter einen Haufen Späne, die unfern vom Ofen lagen, ein Päckchen Schwefelhölzer und Schwefelfäden ausgestreut hatte.

In derselben Nacht — kaum ein paar Stunden später — brach das zu Anfang dieser Erzählung erwähnte Feuer aus, das den Spieltisch in Asche verwandelte.

Nun begreift man, wie Koser nach dem Messer griff und seinem Leben ein Ende machte.

XI.

Die Sensation, welche der Selbstmord hervorrief, war groß und gab zu vielem Gerede Anlaß. Der Faden der Begebenheiten war aber damit noch immer nicht abgewickelt. Koser war kaum eine Woche im Grabe, als es sich herausstellte, daß der unselige Spieltisch, an welchen sich so Verhängnißvolles knüpfte, nicht einmal der echte L'Hombretisch Peter des Großen

gewesen sei. Ein Schreiner, der nach fünfzehnjähriger Abwesenheit nun in seine Heimath zurückgekehrt war, sagte nämlich aus, daß er diesen Tisch für den verstorbenen Möhrig nach dem Muster eines andern verfertigt, der in dem Hause, in welchem der Czar einst gewohnt, gestanden habe. Dieser Tisch war verschollen. Es gelang nach vielen Nachforschungen, ihn aufzufinden, und er ist heute noch im Besitz eines gutmüthigen und humorvollen Mannes, der mit Koser nur das Gewerbe, aber keinen Zug des Charakters gemein hat. Er wohnt, wenn ich nicht irre, in einem Häuschen, das „Zur Zufriedenheit" benannt ist, während die Wohnung Koser's, eine Stätte der Unzufriedenheit, der Habsucht und dämonischen Gier, längst verschwunden und durch neue Bauten verdrängt ist.

Die Tage des Teufels.

Laßt schwangre Weiber beten,
Nicht auf den Tag der Bürde frei zu werden,
Daß keine Mißgeburt die Hoffnung täusche!
Der Seemann fürcht' an Keinem sonst den Schiffbruch,
Kein Handel brech', als der an ihm geschlossen,
Was dieser Tag beginnt, schlägt übel aus,
Ja, Treue selbst verkehrt in Falschheit sich.

Shakespeare.

In den Gebirgen Steiermarks, gegen die Grenze Ungarns hin, herrscht bei den Bewohnern der Dörfer ein seltsamer und eigentlich furchtbar zu nennender Aberglaube. Drei Tage im Jahre tritt Gott von der Regierung der Erde ab und übergiebt sie dem Teufel, darin zu walten nach Herzenslust.

Freundschaften, die ein Vierteljahrhundert gedauert und die schärfsten Proben bestanden haben, brechen da an einem kaum übelgemeinten Worte; das beste nachbarliche Einvernehmen geräth durch den kleinsten Anlaß in Verwirrung und artet fortan in Hader und Händel aus; treue Liebschaften werden gebrochen und neue leichtsinnig und widersinnig zum Unheil beider Theile angeknüpft. Ein Streit, in dieser Zeit begonnen, der sonst gütlich beigelegt werden könnte, führt zum schlimmsten, nicht selten zum tragischen Ausgang; das Geflüster eines Verleumders, das sonst als abgeschmackte Lüge angehört worden wäre, findet Glauben; Eifersucht befällt die Menschen, Lust zu Gewaltthaten taucht in Gemüthern auf, die bis dahin nichts Arges dachten; verlockende Träume reißen zu unheilvollen Handlungen hin, Bethörung, gewaltsame Wendungen der Gesinnung nehmen in diesen Tagen ihren unheimlichen Anfang. Wenn so der Arglose unter schädlichen Einflüssen leidet, so fühlt sich der Streitsüchtige und Gewaltthätige desto mächtiger zu Unthaten getrieben. Der Bösewicht faßt nicht blos in dieser Zeit seine Pläne zur Beschädigung und Vernichtung Anderer, sondern führt sie auch aus. Und dabei ist das Entmuthigendste, daß Sünde und Verbrechen unentdeckt bleiben und straffrei ausgehen.

Wie den Menschen, trifft auch die Thiere der Fluch dieser Tage, wie denn überhaupt die ganze Natur zu erkranken und in Wuth zu gerathen scheint. Durch die Lüfte weht ein Hauch, der Krankheiten, Schwermuth, Wahnsinn bringt. Plötzliches Thauwetter überschwemmt die Wohnungen der Menschen, große Schneestürme verwehen Dörfer und Straßen. Ein Feuer, das ein Ruchloser anstiftet, löscht keine menschliche Hülfe. Es versteht sich von selbst, daß in den drei Tagen Hexenkünste unumschränkt wirken und dem Teufel mit dessen Beistand in die Hand arbeiten.

Um sich an diesen Tagen — die kurz nach Lichtmeß fallen — nach Möglichkeit zu schützen und dem waltenden Unheil vorzubeugen, strömt schon lange zuvor Alles zur Kirche. Man weiht Kerzen, man spendet Almosen. Die drei Tage selbst werden in Sorgen verbracht: die Leute leben unruhig, wie die Juden zur Zeit der ägyptischen Plagen, als der Würgengel umherging, die Erstgeburt zu tödten.

Welchem Gedankenprocesse verdankt wohl dieser seltsame Aberglaube seinen Ursprung? Vielleicht der Verzweiflung des Menschen, der den Weltlauf beobachtet und wahrnimmt, wie die ärgsten Unthaten und Bedrückungen Anderer oft straffrei ausgehen oder zu spät bestraft werden, und wie sogar die besten Absichten und die edelsten Handlungen an den Verhältnissen scheitern und nicht selten in ein entsetzliches Gegentheil umschlagen. Man sieht nicht nur das Laster über die Tugend triumphiren, sondern auch — was noch mehr erschreckt und noch tiefer verletzt, — man sieht, wie nicht selten das Gute und Edle auf seinem Wege zum Bösen ausartet und die Tugend mit dem Laster gleichsam Brüderschaft schließt. Bei der Betrachtung dieses Schauspiels muß der einfache, beschränkte Menschenverstand den Faden der Beurtheilung verlieren, lichtlos umhertappen und wieder bei dem unverlöschlichen Drange, sich Aufklärung zu verschaffen, die Zuflucht zu Annahmen nehmen, die auf den ersten oberflächlichen Blick hin blödsinnig erscheinen, und wie sehr sie es sind, doch dem verzagten, bedrückten Gemüthe aufhelfen.

Eine solche Annahme ist die von den Tagen des Teu-

fels; sie sucht sich das Bild eines allsehenden, gütig waltenden Gottes in seiner Reinheit zu erhalten und nimmt an, daß er selbst zuweilen von dem Bösen, das auf dieser Welt nothwendig geschehen muß, nichts wissen wolle. Vermöchte eine solche trügerische Erfindung zu beruhigen, dann müßte aller Wahrheit zum Trotz gesagt werden, daß sie wohlthätig wirke und zu dulden sei. Aber mit Recht wird sie als Aberglaube gebrandmarkt, weil der Grundsatz, der auf Irrthum beruht, nur augenblickliche zufällige Hülfe bietet und in seinem Gefolge eine ganze Saat von Verkehrtheiten und endlich unausbleibliches Verderben führt.

I.

Der Wettergrund in Steiermark ist eine hochgelegene Thalgegend, in welcher ein Häuflein zerstreuter Hütten steht. Zwei mächtige Gebirgszüge, nur bis in's untere Drittheil bewaldet, sonst kahl und zerklüftet, umziehen sie im Halbkreise. Ganz zuhinterst auf bedeutender Höhe stehen zwei Bauernhöfe, der Ringhof und der Althof. Die Besitzer sind die wohlhabendsten Bauern weit und breit; aber es giebt auch nicht zwei erbittertere Nachbarn, als diese Beiden. Unnachgiebige, rechthaberische Menschen von Natur, haben sie einen Haß gegen einander groß gezogen, an welchem jede Vermittlung scheitert. Seit fünfzehn Jahren führen sie einen Proceß wegen einer Weide, deren Werth nicht so viel beträgt, als die Stempelgebühren der Klageschriften bereits gekostet haben. Sie sehen das Beide ein, aber der Streit ist ihnen willkommen, sie zahlen gern, um nur einen Gegenstand zu haben, an dem sie sich zausen können.

Einige Tage vor Lichtmeß saß der alte Ringhofer auf der Ofenbank und schmauchte seine Pfeife, als ein Bote eintrat und ihm die Rechnung des Advocaten vom vorigen Jahre überbrachte.

„Gut, gut!“ sagte der Ringhofer gemüthlich, die Rechnung nehmend und hineinsehend. „Zweiunddreißig Gulden neunzehn Kreuzer.“ Nachdem er eine Weile die Specialisirung der einzelnen Arbeiten seines Advocaten, die ebensoviel Chicanen gegen den Althofer waren, schadenfroh lächelnd durchgesehen hatte, sagte er zu seinem Sohne, einem schönen jungen Menschen von etwa zweiundzwanzig Jahren:

„Geh, Michael, mach' die Geldlade auf und bezahle den Boten.“

Michael that es und der Bote ging.

Der Ringhofer sagte darauf zu seinem Sohne: „Ich höre, daß der Nachbar drüben einen Advocaten hat, der den Leuten die Haut vom Leibe zieht. Das ist mir eben recht, es ist eine Canaille.“

„Ach, Vater,“ erwiderte Michael, „mir gefällt die ganze Geschichte nicht. Wir könnten das Alles ersparen und die besten Nachbarn sein — doch darüber haben wir so oft gesprochen, — wir wollen nicht wieder leeres Stroh dreschen.“

„Auch ich wäre von Herzen froh,“ sprach der Alte, „wenn ich einen guten Nachbar hätte. Der Kerl dort aber ist keiner. Ich muß mich an ihm herumreiben, schon um ihm zu zeigen, daß ich ihn nicht fürchte. Sonst wäre ja nicht auszukommen. Der Kerl ist wie ein Wiesel: wenn er Einen anhaucht, schwillt das ganze Gesicht an.“

„Ihr seid im Grunde kein besserer Nachbar,“ versetzte Michael. „Doch sei es, wie es sei — der Gescheidtere giebt nach.“

„Nachgeben?“ rief der Alte aufspringend. „Du bist toll! Du kennst den alten Drachenkopf nicht! Nachgeben wäre ihm wie zum Kreuze kriechen — da lieber sich herumbalgen, daß die Haare in der Nachbarschaft herumfliegen!“

„Nun, wie Ihr wollt!“ meinte Michael. Ein gar trüber Zug verfinsterte sein schönes, offenes Gesicht.

„Ich glaube gar,“ sagte der Vater, ihn ansehend, „es thut Dir leid um den Althofer?“

„Ihr wißt nichts —“ warf Michael mit schmerzgedämpfter Stimme hin, ohne sich zu regen.

„Was giebt's? Was giebt's!“ fragte der Alte. „Du wirst doch nicht — aber rede — rede!“

„Reden hilft nichts!“ sagte Michael. „Besser, ich fahre in den Wald und hole das Holz.“

Er wollte hinausgehen.

„Du bleibst!“ rief der Ringhofer, indem er seinen Sohn festhielt. „Ich glaube gar, die Thekla —“

„Ja, die Thekla!“ seufzte Michael, warf sich auf den Stuhl und hielt beide Hände vor das Gesicht, um die hervorbrechenden Thränen zu verbergen.

Ringhofer, über diese Entdeckung bestürzt, sagte ganz zaghaft, wie gewärtig, das bestätigen zu hören, was er fürchtete: „Du hast doch keine Liebschaft mit der Thekla?“

„Schon seit lange lieb' ich sie!“ wimmerte Michael, während seine Thränen fortströmten.

„Hinter meinem Rücken?“ rief der Alte. „Daraus kann nie und nimmermehr etwas werden!“ setzte er mit Entschiedenheit hinzu.

„Ich weiß es,“ sagte Michael sanftmüthig, indem er sich aufrichtete. „Darum will ich auch in die weite Welt gehen.“

„Du willst mich verlassen?“ klagte der Alte. „Ach, wenn das Deine selige Mutter hörte! So recht! Verlaß Den, der für Dich Alles gethan, um eines einfältigen Mädchens willen! — Weiß der Althofer davon?“

„So wenig, wie Ihr es gewußt, Vater!“ war die Antwort.

„Der würde vor Freude bis an die Decke springen!“ rief Ringhofer, „blos darum, weil er nun Einem von uns weh thun zu können glaubt.“

„Thekla,“ erwiderte Michael, „würde sich's gar nicht getrauen, es ihm zu sagen; es geht ihr wie mir bei Euch. Wozu würde es auch führen? Wenn Ihr einmal Nein sagt, sagt es der Althofer zehnmal hintereinander.“

„Gut, daß Du es einsiehst,“ sagte Ringhofer etwas beruhigter. „Thekla ist wohl ein braves und liebes Mädchen, das einmal eine hübsche Sach' mitbekommt, aber die Gedanken an sie mußt Du Dir vergehen lassen. Uebrigens solcher findest Du noch viele.“

„Ich bedanke mich!" — antwortete Michael. „Die muß ich kriegen!"

„Wie denn, Narr?" fragte der Alte.

„Ich warte, bis der Nachbar stirbt," war die Antwort, „und sollt' ich darüber so grau werden, wie Ihr!"

Er eilte zur Thüre hinaus.

II.

Ein paar Tage später saß der Althofer mit seiner Familie, die aus seinem Eheweibe und der Tochter bestand, in der Stube. Es war ein heiterer, hellglänzender Wintertag. Da sagte die Bauersfrau: „Der Kuh ist noch immer nicht besser!"

„Das wird nicht schlimm werden," erwiderte der Althofer ganz obenhin.

„Nun," fuhr die Frau fort, „das sagtest Du auch von der Einhörnigen; sie ist doch daraufgegangen. Mir ist recht bang, übermorgen kommen auch die drei Tage heran, vor denen Gott uns beschützen möge."

„Du hast lauter solche Dinge im Kopfe," brummte der Althofer unwillig. „Mit Euren drei Tagen! Der Teufel ist das ganze Jahr los."

„Du sprichst," erwiderte die Frau ernsthaft, „gerade wie ein Freimaurer! Denke doch an Alles, was in den drei Tagen geschehen ist, seitdem wir uns erinnern können."

„Bis heute sind wir mit heiler Haut davongekommen," versetzte der Althofer. „Aber sag' mir, Thekla," fuhr er gegen die Tochter gewendet fort, „was Du seit einigen Tagen hast? Du siehst trübselig aus, wie ein Bußtag."

Die Alte entsetzte sich vor dem freigeistigen Vergleiche und machte im Stillen ein Kreuz. Thekla, ein schönes, schwarzäugiges, dralles, echt steierisches Mädchen von achtzehn Jahren, stand am Fenster und schwieg.

„Du gehst auch gar nicht mehr zu Tanze," meinte der Althofer. „Du bist am liebsten zu Hause, ohne daß ich sehe, daß die Arbeit sonderlich fortschreitet; ich will nicht hoffen —!" Er sprach die letzten Worte im erhöhten Tone, der halb eine Drohung, halb eine Befürchtung ausdrückte.

Thekla traten die Thränen in die Augen.

„Du weinst?" rief der Vater, an sie tretend und ihr in's Gesicht sehend, indem er zugleich Blicke auf seine Frau wie mit der Aufforderung warf, seinen Vermuthungen zu Hülfe zu kommen.

Thekla hob die Schürze, und die Augen trocknend sagte sie mit milder, entschlossener, schwermüthiger Stimme: „Es geht nicht länger so. Schickt mich nach Bruck oder Graz. Ich will auf einige Zeit in Dienst treten."

„Du willst fortgehen?" rief der Alte, die Hände zusammenschlagend, aus. „Was ist Dir denn so plötzlich in den Sinn gefahren? Wenn Du das thust, will ich nie mehr etwas von Dir wissen!"

Es war nicht sein Ernst. Thekla, ein Mädchen von den besten Eigenschaften, fleißig, willig, gutherzig, war sein Liebling.

Die Alte hatte sich inzwischen hinter den Rücken der Tochter gestellt und zeigte mit der Hand zuerst auf das Haus des Ringhofers, das auf dem Berge stand, dann, um ein bestehendes Einverständniß anzudeuten, auf Thekla.

Der Alte verstand es und schrie im Zorne: „Du weißt davon und sagtest mir nichts?"

„Ich glaube es nur," meinte die Frau im gelassenen, vorstellenden Tone. „Sei doch nicht immer gleich so jäh! Vielleicht ist's auch nur ein Gedanke von mir."

Thekla, die das hinter ihrem Rücken Vorgefallene merkte, wandte sich um und sagte: „Es ist etwas daran. Ich und Michael sehen uns schon seit der Kirchweihe."

„Heiliger Christ!" rief der Alte. „Wenn der Ringhofer das wüßte! Welche Freude er hätte! Er weiß doch nichts davon?"

„Kein Sterbenswörtlein!" war Thekla's Antwort.

„Desto besser," sprach der Vater. „Daraus kann nichts werden; ich werde es nicht dulden und Du darfst mir mit Michael kein Wort mehr sprechen."

Thekla stieß einen schweren Seufzer aus und sagte: „Darum habe ich Euch gebeten, laßt mich in Dienst gehen. Wenn ich ihn nicht immer vor den Augen habe, läßt es sich leichter ertragen.“

„Nein, nein,“ polterte der Vater. „Ich lasse Dich nicht fort. Wir brauchen Dich. Soll ich eine Fremde aufnehmen und mich bestehlen lassen?“

„Nur einige Monate,“ bat Thekla. „Ihr werdet barmherzig sein.“

Da fing die Mutter zu weinen an und sagte mit offener Parteinahme: „Eure verwünschten Balgereien um Nichts und wieder Nichts! Michael ist ein braver Mensch, der ein Weib ernähren kann!“

„Ich könnte aus der Haut fahren,“ rief der Althofer mit einer vor Aerger überschnappenden Stimme, „wenn ich solche dumme Reden höre. Misch' Dich nicht in unsere Sachen und sieh in die Küche.“

„Nicht hineinmischen soll ich mich?“ sagte die Bäuerin. „Ist sie nicht auch meine Tochter, meine liebe Thekla? Ihr Männer vergeßt bald, wie Ihr selbst gewesen seid; komm, Thekla, ich will mit Dir fortgehen!“

„Bring mich nicht auf mit dem tollen Geschwätz!“ schrie der Alte. „Je älter, desto närrischer! Das Mädchen ist hundertmal vernünftiger als Du.“

„Was kannst Du dagegen haben?“ versetzte die Bäuerin. „Geht Thekla mit einem Taugenichts? mit einem Bettelbuben? Jeder andere Vater hätte seine Freude daran — wenn Eure vermaledeiten Katzbalgereien nicht wären —“.

„Mach' mir nicht so dumme Vorwürfe!“ erwiderte der Althofer. „Du weißt recht gut, wer den Streit um die Weide angefangen! Sollte ich da sagen: Nimm dir das Stück, Nachbar! Und wäre er am andern Tage gekommen und hätte er gesagt: Nachbar, die Hälfte deines Kornfeldes neben der Weide ist auch mein. Was dann? Du hättest Dich wohl bedankt, weil er mir die andere Hälfte gelassen?“

„Mutter,“ sprach Thekla, „das führt zu nichts! Das Unglück ist da. Der Vater wird nie nachgeben, und thäte

er es, der Ringhofer hat einen noch härteren Kopf. Ich habe das Alles mit Michael schon hundertmal besprochen."

„Meiner Seel'," rief der Alte freudig überrascht aus, „ich sagte es immer! Die Tochter ist gescheidter als die Mutter. Thekla — ich kaufe Dir eine Halskette, wie kein Mädchen in zehn Pfarreien ringsum eine hat, eine Goldhaube, die jede Gräfin aufsetzen könnte, und einen Mantel für den Winter, mit so vielen Kragen, daß man daraus zwei machen könnte —"

„Ich dank' dem Vater!" antwortete Thekla, kalt bei diesen glänzenden Versprechungen. „Ich kann den Michael nie vergessen."

„Das glaubt man," meinte der Vater. „Raubacher's Marie sagte das ebenso. Du wirst es vernünftig machen, wie sie."

„Das nennst Du vernünftig?" fiel die Mutter ein. „Du freilich hättest mir in Thekla's Lage gleich abgesagt, und hättest mich sitzen und mich todthärmen lassen." Sie fing zu weinen an.

„Reize mich nicht!" fuhr der Althofer auf; „reize mich nicht mit Deinem albernen Geschwätz! Du hättest Dir auch nicht den Hals abgerissen!"

„Ruhig, ruhig, Mutter!" bat Thekla. „Es ist daran genug, daß sich der Vater und der Ringhofer in den Haaren liegen. Ich werde kein Wort mehr darüber sprechen. Einmal aber mußte es heraus."

„Was der Mensch Alles erlebt!" rief der Althofer, indem er seinen Kopf, der durch den Gedanken, daß Thekla den Sohn seines Feindes liebe, ganz aus seinem Gleichgewicht gekommen war, hin und her wiegte. Eine lange Pause trat ein. Thekla stand ruhig, ihren Schmerz verhaltend, am Fenster und starrte hinaus.

Die Bäuerin weinte über ihre Tochter und schoß zuweilen wilde Blicke auf ihren Mann hin. Der Bauer ging auf und ab und machte seiner inneren Erschütterung durch Brummen Luft.

Die Frau brach zuerst das Schweigen; sie sagte weinerlich: „Andere Leute haben es nicht und thäten es gern. Wir

haben es und sind hartherzig. Man könnte ein Gütchen kaufen und die Beiden schön darauf setzen —"

„Hör' auf!" schrie der Bauer sein Weib an. „Ich bin, weiß Gott, kein Streithans, ich würde Alles thun, um der Thekla einen braven Mann zu verschaffen; der alte Ringhofer aber ist ein Rechthaber, ein Unmensch. Er sähe den Michael lieber todt, als in unsere Verwandtschaft gebracht. Er wird nicht herkommen, um, wie es Gebrauch, für seinen Sohn anzuhalten, noch ich zu ihm."

„Aber wenn es sich um Thekla handelt, um ihr Glück, ihre Gesundheit, ihr Leben!" schrie die Alte halb bewegt, halb zornig.

„So soll ich in den Ringhof?" fragte der Alte, ein höhnisches Gesicht schneidend. „Soll ich den Ringhofer bitten, Thekla's Schwiegervater zu werden? Freilich, wir sind so gut mit einander, seit fünfzehn Jahren haben wir uns nur bei Gerichtsverhandlungen gesprochen. Soll ich, soll ich, Alte? Nun, so spanne zwei Paar Ochsen vor und schlepp' mich zum Ringhof hinauf."

„Schweigt, Mutter!" sagte Thekla ernst. „Was nicht geht, das geht nicht. Ich will den Michael nicht wieder sprechen, bleib' ihm aber treu bis zum Tode." Sie ging hinaus.

III.

Lichtmeß kam heran. Die Bauersleute aus der ganzen Umgegend bis aus der entferntesten Hütte der beschneiten Almen erschienen zum Gottesdienst in der Kirche von Wettergrund, um, wie gebräuchlich, Wachskerzen weihen zu lassen und sich durch Gebet gegen bevorstehende Versuchungen und Unglücksfälle zu rüsten. Die nächsten drei Tage galten als die „böse Zeit". Alles sprach von den Tagen des Teufels; und wenn ja Einer oder der Andere eine gesunde Ansicht äußerte, wurde er mit der Anführung entsetzlicher Erlebnisse,

die sich seit undenkbaren Zeiten in diesen Tagen zugetragen, zum Schweigen gebracht. Am meisten zitterte vor möglichem Unheil die bewegliche Phantasie des Weibervolkes.

Die nächste Ursache zur Besorgniß gab diesmal das Aussehen des Himmels, der vor einigen Tagen klar, blau und sonnenhell gewesen war. Heute ward er grau und schien für abergläubische Augen eine ganze Sündfluth von Schnee in seinem Schooße zu bergen. Man sah schon alle Wege klafterhoch zugeschneit, die Dächer der zunächstgelegenen Dörfer begraben und vor Frühjahr keine Aenderung der schrecklichen Lage.

Gegen Abend kam der Althofer von seinen Bergen in den Wettergrund herab, wie er es an allen Sonn- und Feiertagen um diese Zeit gewohnt war, um sich in dem Dorfwirthshause „zum vollen Fasse" für die Anstrengungen der Wochenarbeit zu entschädigen.

Alle Räume der Schenke waren gedrängt voll. Althofer setzte sich auf den ersten besten Platz, den ihm einige gefällige Bekannte durch mühsames Aneinanderrücken einräumten. Dankend nahm er ihn an. Doch kaum hatte er den Stuhl in der Hand, als er wie vor dem Anblick einer giftigen Schlange zurückschrak; er wurde erst jetzt gewahr, daß er zum nächsten Nachbar den Ringhofer habe.

Auch der Ringhofer zog ein entsetzlich schiefes, verlegenes Gesicht.

Jeder von den Beiden kehrte sich seinem Nachbar zu und begann ein gleichgültiges Gespräch mit Eifer abzuhaspeln. Die Unterhaltung in der Gaststube war sehr lebhaft, beinahe lärmend, und das Geräusch mitzechender Landsleute wirkte mit Hülfe einiger Gläser Bier auflösend auf die haßvolle Stimmung der beiden feindlichen Bauern. Sie waren sich durch Kleinigkeiten entfremdet worden, hatten sich zu bekriegen angefangen und sich gewöhnt, einander als zwei wilde, von leidenschaftlichem Ingrimm schnaubende Kerle anzusehen. Seit fünfzehn Jahren hatten sie kein Wort mit einander gewechselt, außer vor den Gerichtsschranken, als öffentliche Gegner. Ein gewisser, Beiden innewohnender Bauernstolz suchte jede sich bietende Gelegenheit zur Annäherung roh

zurückzuweisen, und es war unter ihnen Sache einer thörichten Bravour geworden, gegen einander die Eisenfresser zu spielen. Bis jetzt war ihr Haß noch auf keine große Probe gestellt worden, die Proceßkosten um die Weide waren das einzige Opfer, das ihm gebracht worden war und das sie in ihrem Wohlstande kaum spürten. Seit wenigen Tagen aber, da Beide die Entdeckung gemacht, daß sich ihre Kinder in gegenseitiger Liebe zu einander neigten, erkannten sie, daß ihr Haß gegen das Wohl und das künftige Glück der Ihrigen zu Felde ziehe und eigentlich sehr beklagenswerth sei. Der Egoismus, wenngleich ein edlerer, begann Nachgiebigkeit wachzurufen. Beide sträubten sich gegen den Gedanken; doch der vorschwebende Vortheil rieth und lockte unaufhörlich mit immer neuen Versprechungen, die Feindschaft aufzugeben und eine gute Nachbarschaft herzustellen. Trotzdem schien Beiden die Versöhnung nur ein Traum, da Jeder annahm, daß die dargebotene Hand von dem Andern zurückgestoßen werden würde. Diesem Schimpf wollte sich Keiner aussetzen, wenn auch Alles darüber zu Grunde gehen sollte.

Ein paar Stunden vergingen, einige Krüge Bier waren die Kehlen hinabgegangen, Beide kehrten sich einander nicht zu, Keiner wußte mehr, was er mit dem Nebenmanne plaudern sollte. Da griff Althofer nach dem Tabaksbeutel, der auf dem Tische lag, um sich die Pfeife zu stopfen, öffnete ihn und begann die Pfeife zu füllen.

Ringhofer kehrte sich um und sagte: „Das ist mein Tabaksbeutel!"

„Weiß Gott!" rief Althofer, des Irrthums gewahr. „Da nimm und stopfe Dir aus dem meinigen. So sind wir quitt." Er reichte seinen Beutel hin.

„Auf eine Pfeife Tabak kommt es mir nicht an," antwortete Ringhofer.

„Ich will nichts geschenkt haben," erwiderte der Nachbar.

„Du hast Dich geirrt, nicht ich!" meinte Ringhofer, während er nach dem Bierkrug griff und weidlich zog.

„Jetzt ist's gut," sagte Althofer, „Du hast dafür aus meinem Kruge getrunken." Er nahm den Krug dem erstaunten Ringhofer aus der Hand.

Beide lachten um so stärker, einen je größeren Zwang sie sich zuvor angethan, um recht hart zu erscheinen.

„Da siehst Du," sagte Ringhofer. „Alles legt sich, wenn man recht will, auch ohne Gericht und ohne Federfuchser."

„Nur handelt es sich nicht immer blos um eine Pfeife Tabak oder einen Schluck Bier," erwiderte der Andere.

„Manchmal auch nicht um viel mehr!" sagte Ringhofer, dazwischen trinkend und sich die Worte schwer abkämpfend. „Wenn wir rechnen, was uns die Weide kostet, wir könnten mit dem Gelde jeden Grashalm versilbern."

„Für mein Recht gebe ich mein letztes Hemd!" gab der Andere zur Antwort.

„Fremdes greif' ich nicht an," versetzte Ringhofer, den Krug wieder ansehend; aber von dem Gedanken an seinen Sohn befallen, sagte er sich, daß er versöhnlicher auftreten müsse.

Auch Althofer hatte getrunken und, von einer väterlichen Erinnerung an Thekla gemahnt, sich ebenso einen versöhnlicheren Ton empfohlen. Er sagte: „Nun sag' mir — wer weiß, ob wir je wieder so beisammen sitzen — wie lange wollen wir den Advocaten unsere Beutel noch aussaugen lassen?"

„Das kommt auf Dich an," war die Antwort.

„Dann theilen wir die Weide!" rief der Andere beherzt.

„Ein Mann, ein Wort!" rief Ringhofer, den Krug emporhebend.

Althofer hob den seinigen empor, Beide stießen an und schüttelten einander die Hände, innerlich noch mehr erfreut, als sie es äußerlich kundgaben.

Jeder dachte vom Andern: der ist doch lange nicht so böse, als ich mir dachte!

Da trat Althofer's Knecht, Wanfried, ein, ein hochgewachsener Bursche mit gebräuntem Gesicht und schwarzen, beinahe südländisch feurigen Augen. Er sah sich einen Augenblick um und sagte dann, von einem seltsamen Erstaunen, die zwei Gegner beisammen zu finden, im ganzen Gesicht verändert, in abgerissenen Worten:

„Wer hätte das noch gestern gedacht!" rief Thekla. „Es sah aus, als sollte ich Dich nur einmal, vielleicht zum letzten Mal, festhalten und dann mit Thränen unter fremde Menschen gehen."

„Mein Vater ist gut," antwortete Michael. „Ist es auch der Deinige, dann sind wir so gut wie Eheleute. Als mir mein Alter von der Aussöhnung erzählt hatte, versprach er mir, mit Deinem Vater über uns zu reden. Um Ostern herum sind wir Mann und Weib."

Da ertönte in nächster Nähe ein greller Pfiff, der die Liebenden trennte. Sie rissen sich von einander los. Auf dem Wege nach ihren Höfen sahen sie sich nach allen Seiten um, ohne Jemanden erblicken zu können. Es störte sie nicht. Sorglos und hoffnungsselig schauten sie goldenen Tagen entgegen.

Gegen Abend trafen sich die versöhnten Bauern im Dorfe Wettergrund zum „vollen Fasse". Dieselbe friedliche Stimmung beseelte sie. Nach langem Reden, wobei ein Krug um den andern gebracht wurde, war der Streit um die Weide zu Ende gebracht. Gegen Mitternacht, als Beide vom Trinken schon recht belebt waren, sagte der Ringhofer:

„Wir sind gute Nachbarn geworden und da darf sich Einer vom Andern Rath holen. Glaubst Du, daß ich den Michael die Schmied-Eva in Tannenberg heirathen lassen soll?"

Althofer zog ein langes Gesicht, und sein früheres Mißtrauen stieg schnell wieder empor. Er antwortete kurz und kalt:

„Das ist Deine Sache."

„Denn siehst Du," fuhr Ringhofer fort, „zwingen will ich den Burschen nicht, er mag sich Eine aussuchen nach Herzenslust. Die Schmied-Eva ist übrigens ein schönes Mädchen."

„Weißt Du, daß er sie gern sieht?" fragte Althofer mit spähender Unruhe.

„Nein, nein, das nicht," versetzte Ringhofer schnell. „Ich weiß freilich, wen er am liebsten möchte. Der Bursche glaubt, ich habe es nicht bemerkt — doch da wird er nicht ankommen..."

„Hör' einmal, Nachbar," erwiderte Althofer, „auch ich weiß etwas. Mir scheint, Dein Michael ist ein Teufelsjunge, dem

man es nicht ansieht. Denk Dir einmal, er hat auch etwas mit meiner Thekla hinter unserem Rücken angezettelt."

„Was?" rief Ringhofer mit gespieltem Erstaunen. „Und Du hast es geduldet?"

„Seit ein paar Tagen erst bin ich hinter seine Schliche gekommen," sagte Althofer. „Sage ihm das selbst, von mir würde er es doppelt übel nehmen."

„Alle Wetter!" fuhr Ringhofer auf, der jetzt seinerseits die Qual eines verschmähten Schwiegervaters zu empfinden begann. „Das ist stark! Ist denn mein Michael ein hergelaufener Bursche, daß seine Bekanntschaft Deiner Thekla Schande bringt?"

„Gott behüte!" betheuerte Althofer. „Ich meine es nicht so. Ich glaube nur, die Spatzen soll man nicht zu den Kirschen lassen."

„Auch ist mein Michael keiner von Denen," sagte Ringhofer, „die ein Mädchen bei der Nase herumziehen. Hat er 'was, wie Du sagst, mit Thekla, so wird es nicht an ihm liegen, wenn er sie sitzen lassen muß."

„Ho! ho!" rief der Althofer laut aus. „Sitzen lassen? Wen meine Thekla nimmt, der braucht auch nicht mit dem Bettelkorb zu gehen!"

„Wie Du gleich auffährst!" entgegnete Ringhofer. „Kann es nicht auch geschehen, daß Du selbst einen Andern magst, als Michael?"

„Nun, nun," brummte Althofer. „Michael gefällt mir ganz gut, versteht die Wirthschaft, hält seine Sach' zusammen —"

„Auch mir wäre es lieb," versicherte Ringhofer, „wenn Michael ein Weib bekäme, wie Deine Thekla ist. Und Du sagst, er hat 'was mit ihr?"

„Ich glaube, ich glaube," erwiderte Althofer, „und zwar seit längerer Zeit schon. Ich habe die Augen zugedrückt, weil man es durch's Verbieten erst recht arg macht."

„Ei, da muß ich den Michael gleich in die Beichte nehmen," rief Ringhofer lebhaft und heiter gestimmt, den gefüllten Krug ansetzend. „Ich würde nichts dagegen haben."

„Ich auch nicht!" sprach Althofer.

„Dann geben wir das junge Blut zusammen," rief Ringhofer hingerissen.

„Mit Gott, mit Gott!" fiel Althofer fast gleichzeitig ein. Beide tranken einander zu und drückten sich die Hände.

Unter weiterer Ausmalung des Vermählungsplanes verbrachten die gründlich ausgesöhnten Gegner noch eine Stunde. Die Aufregung und das stundenlange Sitzen beim Kruge hatte Beiden zu einem tüchtigen Rausche verholfen.

Arm in Arm rückten sie gegen Mitternacht aus dem Wirthshause ihren Wohnungen zu. Der Hauch der scharfen Nachtluft, der den mäßigen Trinker ernüchtert, hat die Eigenschaft, den Unmäßigen noch mehr zu betäuben. In gemäßigtem Tacte wackelten Beide auf unsicheren Füßen durch den hohen Schnee heimwärts.

Unweit von Ringhofer's Wohnung blieben sie wieder eine Weile stehen. Da sagte Ringhofer in der schwerlallenden Sprache, die seinen Zustand bezeichnete: „Und wir hätten uns die Augen aushacken wollen, Bruderherz?"

„Dummes Zeug!" lallte Althofer, taumelnd auf seinen Nachbar zugehend. „Einen Kuß! einen Kuß!" Sie fielen einander in die Arme.

Eine kleine Strecke weiter blieben sie wieder stehen.

„Da sieh einmal, Althofer," plapperte der Andere, „diesen Himmel! diese Klarheit! Alle Sterne, alle, die es nur giebt, sind heute draußen."

„'S ist wahr!" gab Althofer zur Antwort, indem er mit auseinandergespreizten Beinen, die Hände am Rücken, zum Himmel emporglotzte. „Die vielen Sterne! Und da sagte heute früh das dumme Volk, es werde ein Schnee fallen, daß nur die Thurmknöpfe hervorsähen. Es ist zum Todtlachen!" Er lachte, daß er sich an die Hüften fassen mußte.

Ringhofer, darum unbekümmert, betrachtete starr das Firmament. Dann sagte er zu seinem Nachbar in einem Tone, der Neugier und Spannung weckte: „Weißt Du, Bruder, was ich wollte?"

„Was?" gab Althofer zur Antwort, „ein Glas Bittern? —"

„Ne, ne!" verneinte Ringhofer.

„Was denn?“ fragte Althofer. „Ein Glas Punsch? einen Topf Kaffee?“

„Ne, ne!“ antwortete Ringhofer. „Ich wollte — sieh nur die Sterne, — so viele hab' ich noch nie beisammen gesehen — ich wollte, jedes Sternlein wäre eine Kuh und alle die Kühe wären mein! Das gäbe eine Heerde!“

„Esel,“ erwiderte Althofer. „Was würde Dir das helfen? So viel Kühe könntest Du nicht ernähren, wenn Du das Futter vom ganzen Steyrer Lande hättest!“

Ringhofer kratzte sich bei dieser schlagenden Einwendung, verlegen nachsinnend, hinter den Ohren. Althofer fuhr fort: „Da weiß ich besser, was ich mir wünschen würde. Ich wollte ich hätte eine Weide, so groß und weit, wie dieser ganze Himmel!“

„Das wär' mir recht!“ rief Ringhofer lebhaft. „Dann könnte ich auch meine Kühe ernähren.“

„Wie denn nur?“ versetzte Althofer verdutzt.

„Wie?“ sagte Ringhofer. „Ganz einfach. Ich würde meine Kühe auf Deine Weide treiben!“

„Das darfst Du nicht!“ sprach Althofer entschieden.

„Darnach würde ich Dich wenig fragen!“ sagte Ringhofer im hochfahrendsten Tone.

„Was?“ rief Althofer empört umhertaumelnd. „Auf meine Weide Dein Vieh treiben? Dazu sollte Dir die Lust vergehen!“ Er ballte die Faust.

„Du selbst könntest das Heu ja nicht verfüttern, Narr!“ rief Ringhofer, dicht an den Nachbar herantretend.

„Wenn auch!“ gab Althofer zur Antwort. „Lieber ließe ich mein Heu verfaulen.“

„Mein Vieh ließe es nicht so weit kommen!“ versetzte Ringhofer lachend. „Dann gäb' ich den Eimer Milch für einen Heller und wollte dennoch der reichste Bauer der Welt werden!“

„Auf meine Kosten?“ schrie Althofer. „O Du Lump, Du Dieb!“ Er faßte den Nachbar an.

„Laß los!“ schrie dieser, „oder ich schlage zu!“

Althofer hielt aber seinen Mann fest, ja noch fester, indem er vor Zorn und Entrüstung außer sich schrie: „Willst

Du, Kerl, Dein Vieh bei mir mästen? Ich schlage Dich kurz und klein!"

Er hieb auf Ringhofer aus, der sich mit einigen derben Schlägen vertheidigte. Diese Prügelscene dauerte so lange, bis Beide das Gleichgewicht verloren, der Eine links hinfiel, der Andere rechts die Glieder streckte.

Althofer arbeitete sich nach einer kleinen Weile empor und sagte zu dem daliegenden, lautlos stillen Combattanten: „Für heute hast Du genug. Morgen werden wir uns vor Gericht sprechen."

Schimpfend gelangte er in seinen Hof.

Ringhofer blieb im Schnee liegen und schien die Wahlstatt zu seinem Nachtlager machen zu wollen, denn er schlief ein und schnarchte furchtbar.

V.

Zum Glück für den betrunkenen Bauer, der im Schnee unfehlbar erfroren wäre, kam kurz nach der Schlägerei Wanfried vorüber. Er kam daher, den Hut tief in die Augen gedrückt, den Regenmantel, ein viereckiges Stück groben grauen Tuchs mit einem Ausschnitt für den Kopf, über Nacken und Brust geworfen, langsam und finster, den Ausdruck jahrelang getragener Schwermuth im hagern Gesicht, und blieb, ohne eine Miene zu verändern, vor der Gestalt im Schnee stehen.

Auf den ersten Blick hielt Wanfried den Daliegenden für den Althofer, seinen Brodherrn. Er blieb stehen und sagte: „Soll ich ihn hier erfrieren lassen? Er ist so voll, daß er von selbst nicht aufwacht. Er hat sich mit dem Nachbar ausgesöhnt und die Heirath zwischen Michael und seiner Tochter ist sicher schon in Richtigkeit gebracht. Was hab' ich Unglücksmensch mir beifallen lassen, an die reiche Bauerntochter so viel zu denken? Ich könnte stundenlang weinen und mir den Kopf vor Zorn weich und breit schlagen!... Wie er schnarcht! Es

wäre sein letzter Schlaf, wenn es mir 'was nützte! Es nützt mir nichts!... Er ist ausgesöhnt, und stirbt er hier, so wird Michael desto besser dabei fahren. Nein, ich will nicht Der sein, der ihm das Rad noch einölt. Auf, auf, Saufbold!"

Er rüttelte den Schläfer mit solcher Gewalt auf, wie wenn er ihm den Arm vom Leibe reißen wollte.

Der Bauer, auf die Kniee emporgebracht, that die Augen auf und lallte fröstelnd: „Einheizen, ein Scheit Holz nachlegen!"

„Schon gut!" antwortete Wanfried höhnisch, indem er zugleich erkannte, daß es Ringhofer sei. „Soll ich ihn wieder hinschmeißen?" sagte er zu sich. „Doch — es ist Einer wie der Andere, mir kann nichts mehr nützen."

Er packte Ringhofer an, der wie eine todte, erstarrte Last zwischen den nervigen Armen des Knechtes hing, und begann ihn in dessen Hof hinaufzuschleifen. Dort polterte er die Hausleute wach und übergab ihnen ihren Herrn.

Im Stalle seines Hofes, wo er seine Schlafstätte bei den Pferden hatte, angekommen, zündete Wanfried die Laterne an und begann, in Sinnen verloren, seine hoffnungslose Lage zu überblicken. Entmuthigt bis zum Hinsinken, fiel er auf's Bett; doch von einem plötzlich aufgetauchten Gedanken aufgeregt, sprang er wieder auf die Füße.

„Herr Gott!" sagte er zu sich. „Wenn es Michael gewesen wäre! Wenn ich Den im Schnee vollgetrunken gefunden hätte! Das wäre ein Glück gewesen! Dann hätte ich sagen können, mich habe wenigstens der Teufel lieb, wenn auch Gott und Menschen mich im Stiche lassen. Es geht Alles conträr..."

Da raschelte es hinter ihm im Stroh und ein Knacken menschlicher Knochen war zu gleicher Zeit hörbar.

„Wer ist da?" rief Wanfried, in Folge seiner Gemüthsbewegungen sehr gereizt, indem er sich umsah und die Stelle des Geräusches bei dem schwachen Dämmerlichte fixirte.

„Ich bin es, lieber Wanfried," ächzte eine alte, kranke Weiberstimme.

„Du!" rief Wanfried erstaunt und trat mit der Laterne in der Hand auf das alte Weib näher zu, das in kauernder Haltung einen Hustenanfall zu beschwichtigen suchte.

„Ich bin es, guter Wanfried!“ sagte das Weib. „Jage mich nicht hinaus!“

„Hoffentlich weiß kein Mensch, daß Du da bist, Alte,“ entgegnete Wanfried. „Die Bäuerin würde toll werden, wenn sie es erführe — gerade heute am Teufelstage.“

Die Alte, die sogenannte Hexenhanne, war eine berüchtigte Kartenschlägerin und Hexenmeisterin.

„Den zweiten Tag schon,“ fuhr das alte Weib, vom Husten unterbrochen, fort, „bin ich ohne Obdach, krieche von Berg zu Berg. Niemand will mich aufnehmen, Leute, die sonst das ganze Jahr nichts ohne mich thun, weigern sich in diesen Tagen, mich im Hundeloche liegen zu lassen, wie wenn ich eine Blitzstange wäre, die den Teufel zu ihnen herunterzieht. Ach, ach!“

„Du darfst Dich nicht darüber wundern!“ meinte Wanfried achselzuckend. „Wenn's meine Frau erfährt, daß ich Dir die Herberge gelassen, kann ich morgen selbst irgendwo um ein Nachtlager betteln.“

„Nein, nein!“ bat das Weib flehentlich, „jage mich nicht fort, ich bin todesmatt und hungrig, ich würde vor der Thürschwelle umfallen, Du müßtest mich zum Hofe hinauswerfen. Ich kannte ja Deinen Vater, ich kenne Dich, seitdem Du im herrschaftlichen Pachthofe die Gänse und Truthühner gehütet; ich weiß, wie Du später beim Gutspächter in der Ziegelhütte gearbeitet — seit frühem Morgen steige ich über die Berge und denke: der Wanfried im Althof wird dich ausruhen lassen, der hat im Leben auch noch nichts Gutes gekostet.“

„So bleib hier!“ sagte Wanfried trocken. „Da nimm!“ Er warf der Hexenhanne ein Stück Brod zu, das diese gierig fing und gleich anbiß.

„Ach, das Brod ist gut!“ sagte die Alte. „Möge es Dir von dieser Stunde an besser gehen, als bisher!“

„Ach geh!“ rief Wanfried ungläubig und kleinmüthig. „Dumme Reden! Ich glaube so: es giebt Menschen, die eigentlich zu Hunden oder zu Karrengäulen bestimmt waren, sie sind aber zu ihrem größten Unglück Menschen geworden. Darunter zähl' ich mich — und, das versteht sich — Dich auch!“

„Du bist jung," hob das Weib an, „ein stattlicher Bursch — Jedem, der Dich ansieht, gefällst Du —"

„Wem?" sprang Wanfried in die Rede. „Wem gefall' ich? Gieb mir lieber einen Sack mit Geld und ein Affengesicht! Dann könnte ich noch Anderen gefallen, außer Dir."

„Du sprichst wirklich," sagte die Hexenhanne, „daß man Dich bemitleiden muß. Ich kenne viele Burschen, die sich um's liebe Brod schinden, keiner aber ist so wild und traurig wie Du!"

„Wer's tragen kann!" seufzte Wanfried. „Wer sich aber so recht denkt, daß er die Mistgabel nicht früher los wird, als bis sie ihm aus der Hand fällt und er daneben auf dem Miste verendet, dem vergeht das Lachen, dem schmeckt kein Bier, der freut sich nicht an Tanz und Kegelspiel, der sieht es so elend fortgehen, bis es aus ist — auf dem Mist!"

„Das glaubte ich nicht," sagte die Hexenhanne, „daß ich Elende heute noch Jemanden trösten müsse!"

„Und Du liegst schon auf dem Miste!" rief Wanfried. „Hör' auf! Hast Du nichts Anderes, als diese Trostmittel, so verschlucke Dein Brod und verschlaf's."

„Sei nicht so bös, guter Wanfried," begütigte ihn das alte Weib. „Sag', was Du auf dem Herzen hast, es wird vielleicht einen Rath geben."

„Kurz und gut," sprach Wanfried, „der Ringhofer hat sich mit meinem Herrn ausgesöhnt und sie lassen ihre Kinder zusammen heirathen."

„Was Du da sagst!" rief voll Verwunderung die Alte, sich auf den Arm stemmend; „die Beiden versöhnt! Wann geschah's denn?"

„Gestern," warf Wanfried hin.

„Gestern?" rief die Hexenhanne. „Am Teufelstage! O, das bringt kein Glück!"

„Mir am sichersten nicht!" sprach Wanfried mit verzweifeltem Humor.

„Du hast sicher," fuhr die Alte fort, „ein Aug' auf die Bauerntochter gehabt — wie heißt sie, mein Gott?"

„Thekla."

„Richtig," rief die Alte; „gieb Acht, das wird ihnen schlecht bekommen!"

„Lirum, larum!“ sagte Wanfried, die Laterne ausblasend und in’s Bett springend.

„Du glaubst es etwa nicht?“ fragte die Alte mit Bedeutung; „da könnte ich Dir Dinge erzählen! Wir werden schon sehen, wie das abläuft!“

„Nun,“ sagte Wanfried, „wäre ich nicht gewesen, so war der Ringhofer schon ein erfrorener Mann. Ehe ich kam, habe ich ihn auf der Bergstraße schnarchend und vollgetrunken gefunden.“

„O, den hättest Du liegen lassen sollen!“ sagte die Alte mit abergläubischem Entsetzen. „Dem hat der Teufel ein Bein gestellt, möge es jetzt nicht Dich für ihn treffen!“

„Was hat das mit mir zu thun?“ antwortete Wanfried. „Von seinem Leben und Tode habe ich nichts. Wenn ich es schon so nehmen will, erhalt’ ich noch morgen ein Trinkgeld von ihm, er ist der Mensch darnach.“

„Was hast Du gethan!“ fuhr die Hexenhanne untröstlich fort. „Das Trinkgeld, das Du bekommst, wirst Du auf einer andern Seite doppelt darauf legen.“

„Schlaf! schlaf!“ herrschte Wanfried dem Weibe zu, indem er sich selbst tief in die Decke einwühlte.

Gegen sechs Uhr Morgens stand Wanfried auf und weckte die Zauberhanne. „Auf! auf!“ sagte er, „kleide Dich an und mach’, daß Du im Dunkeln fortkommst!“

Die Alte that es, während Wanfried die Pferde zu füttern begann. Einen Wassertrog aus dem Hofe hereintragend, blieb er vor der Alten stehen und sagte: „Einen Traum hab’ ich gehabt! Ich sah Alles so klar, so wirklich!“

„Erzähl’! erzähl’!“ drang das Weib in ihn.

Wanfried, der inzwischen den Trog in die Krippe ausgegossen hatte, erzählte: „Ich sah den ganzen Wetterstein, Baum für Baum, den ganzen Wildwassergraben, wo mein Vater beim Holzschwemmen von einem Holzstamme zerschmettert wurde —“

„Fängt schlecht an!“ unterbrach ihn die Hexenhanne.

„Hör’ nur weiter!“ fuhr Wanfried fort. „Mein Vater stand über dem Abhange, unter dem der Faßbinder wohnt, am Rande des Wildwassers, auf der nämlichen Stelle, wo er

gestanden, eine lange Stange in der Hand, und wühlte in den Blöcken, die von der Höhe herabkamen und sich vor ihm aufzustellen begannen. Es gelingt ihm, die Blöcke trennen sich und fahren durch die Rinne in die Tiefe weiter. Da erscheint plötzlich, wie aus der Erde emporgeschossen, ein gar feiner Herr, so schön angezogen, wie unser Gutsherr, alle Finger voll kostbarer Ringe. Als ich ihn näher ansehe, hat er aber ein scheußlich schwarzes Gesicht mit Schweinsohren — ich erkenne den Teufel. Eben hatten sich die Blöcke wieder gesammelt, währenddem immer neue wieder aus der Höhe herabschießen und in den Haufen hineinstoßen und hineinpoltern. Der Vater stand ganz nahe dem Holze und suchte mit Lebensgefahr einen Durchbruch zu öffnen. Es wollte nicht gehen. Er probirt und probirt, es geht nicht, so daß er ganz rathlos mit der Stange dasteht, ohne zu wissen, wohin er stoßen soll. Die Gefahr wurde inzwischen immer schrecklicher. Da sagte der Teufel aus einiger Entfernung zu meinem Vater, wobei er ihn gar spitzbübisch auslachte: Wie wäre es nun, wenn Du da weiter in's Sichere zurückträtest und die Stämme gehen ließest, wie sie wollen? — Mein Vater drehte sich um und sagte, ohne vor dem Bösen zu erschrecken, als wenn gar nichts wäre: Freilich, auf die Höhe hinauflaufen würde keiner der Stämme, wohl aber hieher seitwärts springen und mit einem recht wilden Purzelbaum über den Absatz stürzen. Das Dach des Faßbinders ist dann durchgeschlagen und die Leute sind alle todt! — Meine Beine wären mir lieber, lachte der Teufel und war fort. Da springt ein Balken heran, trifft meinen Vater, und der liegt mit blutigem Schädel mausetodt vor mir, gerade wie ich ihn als kleiner Junge liegen gesehen. Nun, was sagst Du, Alte?"

„Ein böser Traum," prophezeite die Hexenhanne. „Gieb Acht, daß nichts über Dich kommt, gieb Acht!"

„Mehr weißt Du nicht zu sagen?" sagte Wanfried.

Die Hexenhanne wollte reden, aber Wanfried schnitt ihr das Wort ab, indem er sie mit den Worten zum Stall hinausführte: „Jetzt mach', daß man Dich nicht fortgehen sieht!"

VI.

Um die Zeit, als die Hexenhanne fortging, war auch schon die Bäuerin mit ihrer Tochter aufgestanden. Beide begannen ihr Morgengebet zu verrichten. Die Bäuerin hatte seit Jahren auf Jahrmärkten und Wallfahrten eine Menge kleiner Büchelchen zusammengebracht, die sie nun laut mit Thekla abbetete. Sie enthielten meist Schutzgebete gegen Versuchungen des Bösen, wie sie, den Betheuerungen der Titel zufolge, vom heiligen Anton von Padua; dem heiligen Prokopius und anderen vom Teufel geprüften Vätern hinterlassen sein sollten.

Diese Andacht dauerte fast zwei Stunden, und war dadurch um so ungestörter, daß der Bauer ungewöhnlich lange im Bette blieb.

„Später müssen wir noch in die Messe," sagte die Bäuerin. „Einer der bösen Tage ist gottlob vorüber, ohne daß wir Ursache hätten, über Schaden zu klagen."

„Wenn ich nur Zeit habe," meinte Thekla.

„An diesen Tagen muß Jedes Zeit haben," erwiderte die Bäuerin lebhaft, „also auch Du. Du mußt in die Kirche, sollte auch heute keine Kuh gemolken werden."

Eine Weile nachdem Mutter und Tochter mit ihren Morgengebeten fertig geworden waren, kam Althofer aus seiner Schlafkammer herunter. Wild und bös rollten seine Augen, als er in der Stubenthüre stehen blieb und die Seinigen wie mit dem Vorwurf anblickte, daß sie durch ihr ewiges Zureden, sich mit dem Nachbar auszusöhnen, die Schuld an seinem Verdrusse trügen. Mutter und Tochter merkten gleich irgend ein Unwetter in seinem Gesichte.

Die Bäuerin fragte: „Hätten wir Dich vielleicht früher wecken sollen?"

„Den Teufel auch!" rief Althofer barsch, indem er eintrat und in heftiger Bewegung auf- und abging. „Kommt mir noch einmal, Du, Alte, mit Deinem Ringhofer, und Du, Junge, mit Deinem Michael!"

Die Angeredeten sahen sich im höchsten Erstaunen und Schrecken an.

Althofer fuhr fort: „So aber ist es, wenn der Mann auf Weibergeplapper etwas giebt! Was hat man in mich hineingetrompetet vom freundlichen, guten Nachbar! Ich alter Esel ließ mich beschwatzen, da hab' ich die Bescheerung! Jetzt soll es mit dem Proceß um die Weide wieder frisch losgehen! Thekla muß sich ihre Narretheien aus dem Kopfe schlagen, und ich sage noch: Gott sei gedankt, wenn Ihr mir nicht deshalb alle Beide davonlauft!"

„Was gab's denn nur, um Christi willen?" riefen Mutter und Tochter einstimmig.

„Was?" antwortete der Bauer mit giftigem Vorwurf. „Was es gegeben hat? Das, was es allemal geben muß, wenn man sich mit einem unverträglichen, zanksüchtigen Kerl, wie der Ringhofer, einläßt. Ich guter Narr geh' wie ein kleines Kind in die Falle."

„Habt Ihr Euch entzweit?" fragte die Alte bestürzt, und Thekla bebte an allen Gliedern.

„Und das tüchtig!" schrie Althofer. „Entzweit, gewalkt, gekeilt! Der wird's noch einige Tage spüren."

„Da hast Du es!" wimmerte die Alte, zu Thekla gewendet. „Was sind meine Sorgen? An diesen unheilvollen Tagen ereignet sich, wessen sich Keiner versieht! Der Teufel! Der Teufel!"

„Man könnte darüber den Verstand verlieren!" rief Thekla.

„Was habt Ihr nur gehabt?" drang die Bäuerin in ihren Mann.

„Schweig!" rief der Bauer. „Bring meine Galle nicht wieder zum Kochen, wenn ich es erzähle. Ringhofer ist ein heimtückischer, verstockter, grundböser Störenfried! Krumm und gerade ist ihm gleich gut, Recht und Unrecht einerlei!"

Wanfried trat ein, seine Mienen glänzten, er hatte Alles behorcht und ging an den Tisch, wo ihn das Frühstück erwartete.

Althofer ging auf und ab und spie Feuer und Flammen.

Da trat Michael in die Stube und sagte: „Mein Vater läßt sagen — —"

Der Bauer ließ ihn nicht vollenden, sondern sprang ihm mit den Worten in die Rede: „Was hat mir Dein Vater zu sagen?"

Er rief es und warf Michael zur Thüre hinaus.

Thekla fing laut zu weinen an und die Bäuerin machte ihren Gefühlen durch mißvergnügtes Murmeln Luft. Wanfried steckte seinen Kopf tief in die Schüssel, um seine schadenfrohe Miene nicht bemerken zu lassen. Da that sich die Thür eilig auf und der alte Ringhofer erschien in der Stube.

Althofer schritt zornig auf ihn zu und rief: „Kehr' nur gleich um und erspare Dir die Mühe."

„Du bist nicht recht bei Sinnen, Nachbar," sagte Ringhofer. „Was haben wir verabredet? Hast Du Alles verschlafen?"

„Oder Du vielmehr?" rief Althofer. „Ich habe Dich durchschaut bis in's Herz! Am Tage bist Du gescheidt genug, was in Dir steckt geheim zu halten, aber wenn Dein Kopf voll ist, da hört man, wie Du es mit Einem meinst!"

Ringhofer glotzte um sich her und bemühte sich vergebens, aus der Sinnesänderung seines Nachbars klug zu werden; denn er erinnerte sich nur an ihr Zusammensein und die Verabredung im „vollen Fasse", den Streit und die Prügelei hatte er, wie seinen riesenhaften Rausch, ganz und gar verschlafen. Er sagte: „So hast Du mich gefoppt? Ist das Eheversprechen im Namen Deiner Tochter ein Spaß gewesen? Mir scheint's, aber laß mich's nicht glauben, sonst könnte ich noch andere Saiten aufspannen!"

„Drohst Du?" rief Althofer, die Hand erhebend.

Die Alte und Thekla warfen sich zwischen Beide, um einen Zusammenstoß zu verhindern.

„Fort da!" rief Althofer den Seinigen zu, die scheu zurücktraten. „Ich rühr' ihn nicht an, wenn er mich nicht zuerst anpackt, wie gestern! Dann aber haue ich den Ofen mit ihm ein!"

„Was ist das für ein Geschwätz?" fragte Ringhofer staunend. „Was hab' ich Dir gestern zu Leide gethan?"

„Kannst Du fragen?" antwortete Althofer. „Sagtest Du nicht, Du würdest Dein Vieh auf meine Weide treiben?"

Die Bäuerin, Thekla und Wanfried horchten mit gespannter Aufmerksamkeit zu, als sich ihnen das neue Zerwürfniß der Bauern zu lüften schien.

„Das habe ich nicht gesagt!“ leugnete Ringhofer entschieden und mit Entrüstung.

„Dann hast Du es verschlafen!“ sprach Althofer, „oder Du thust nur so. Der Teufel kenne Deine Kniffe und Pfiffe.“

Da sprang die Bäuerin vor und meinte: „Das hat er auch nur so im Trunke hingesagt.“

„Auch das nicht!“ erwiderte Ringhofer.

„Donnerwetter!“ protestirte Althofer.

„So laß mich nur ein Wörtlein sagen!“ rief Ringhofer und fuhr, zur Bäuerin gewendet, fort: „Wir besprachen noch im schönsten Frieden im „vollen Fasse“ die Heirath, gingen dann langsam nach Hause und trennten uns erst beim Hofe.“

„Ja, beim Hofe,“ wiederholte der Andere. „Du hörst auf, wo es anfängt.“

Wanfried stand auf und sagte: „Ich bin nach Mitternacht heimgegangen und habe den Nachbar im Schnee gefunden. Er schnarchte. Als ich ihn aufhob, wußte er noch immer nichts von sich, sonst müßte er sich erinnern, daß ich keine kleine Mühe mit ihm gehabt. Die Hausleute können es bezeugen —“

„Ich weiß nichts davon!“ rief Ringhofer, „Du aber weißt freilich, wessen Brod Du issest!“

Wanfried setzte sich, während Althofer schnell das Wort nahm: „Und wäre das Alles nur im Rausch gesagt gewesen, im Rausch zeigt sich der Mensch, wie er ist. Du hast Dich unredlich und schlecht gezeigt, ganz so, wie ich immer von Dir dachte.“

„O, Du vermaledeiter —!“ rief Ringhofer, hielt aber inne, als Einer seiner Leute hastig, wie mit einer wichtigen Meldung, eintrat und gleichzeitig sagte: „Herr, sollen wir dem Michael nicht nachgehen? Das ganze Gesicht voll Thränen sagte er, ehe er fortging: Grüßt den Vater, ich werde nie wieder heimkommen.“

Der Ringhofer wurde todtenbleich. Nach einer kleinen Pause rief er im Affect: „Das hast Du mir eingebrockt, Du

infamer Nachbar! Ich habe dem Burschen früh den Kopf heiß gemacht, und Du hast ihn nachher zur Thüre hinausgeworfen. Doch eher soll der Teufel sein Schwiegervater werden, als Du wortbrüchiger, heimtückischer Wetterhahn!"

Der Alte lief zur Thüre hinaus.

Ein wilder Zornausbruch Althofer's tobte in der Stube nach, während die zwei Weiber sich weinend in den Armen lagen.

Wanfried aß noch immer seine Suppe und dachte bei sich: „Unverhofft kommt oft! Gratulire dir, du verendest vielleicht doch nicht auf dem Miste!"

VII.

Wüthend vor Zorn kam Ringhofer in sein Haus zurück; die Fragen der Leute, ob sie nicht Michael nacheilen und ihn heimbringen sollten, wies er zurück. „Er ist fort, es ist das Beste, was er thun konnte. Hat er sie nicht mehr vor den Augen, wird er sie sich aus dem Kopfe schlagen. Laßt ihn! Aus der Welt heraus fliegen wird er nicht! Wir werden bald von ihm hören!"

Er ging in seine Stube. Unruhig und aufgeregt fing er an über die Ereignisse der vergangenen Nacht nachzudenken, ohne daß ihm ein Licht über die Prügelscene aufgegangen wäre. Er räumte wohl ein, er könne betrunken gewesen sein, sträubte sich aber auf's Hartnäckigste, den angeführten Vorwürfen Althofer's Glauben zu schenken. Sonach blieb er überzeugt, daß er das Opfer einer Chicane von Seiten seines bösen Nachbars sei. Als er hierauf seine Hausleute fragte, wie und auf welche Art er nach Hause gekommen, wurde ihm allerdings erklärt, daß er von Wanfried zum Thor hereingebracht worden und ziemlich zuverlässig seiner unmächtig gewesen sei. Trotz dieser Aussage wurde

er nicht zu dem Schlusse vermocht, daß er einen thätlichen Streit mit dem Althofer gehabt haben könne.

„Ganz recht!“ schloß er. „Es ist so: Althofer hat sich mir so versöhnlich gestellt, um mir und Michael recht weh zu thun. Ich habe es dem Jungen vorher gesagt.“

Wanfried striegelte indeß im Althofe die Pferde. Sein Gesicht leuchtete von Hoffnungen und einer herrlichen Zuversicht; die Züge der Melancholie und des Mißvergnügens, des Zerfalls mit sich selbst, schimmerten seltsam contrastirend durch.

„Die Hexenhanne hat Recht, die Aussöhnung hat zum Schlimmen geführt,“ dachte er. „Es steht mit den Zweien ärger als je zuvor. Es war doch gut, daß ich den Alten nicht habe erfrieren lassen! Doch — man weiß nicht! — Berge kommen wohl nicht zusammen, aber Menschen — ich weiß nicht! Wüßte ich nur etwas, was wie ein Keil wäre, den ich noch zwischen die Beiden hineintreiben könnte... O die Thekla! die Thekla! Sie hat so liebe Augen und spricht so gutherzig — weiß Gott, ich könnte zeitlebens ein Knecht bleiben, wenn sie da wäre und auch keinem Andern angehörte! Ja, wenn ich sie kriegen könnte — es wäre nicht wegen des Bauerngutes allein — dann, denke ich mir, müßte alles Böse, das oft in mir aufsteigt, wie ein garstiger Dunst auf immer hinausfahren! Wie sie kriegen? Man spricht so viel vom Teufel! Komm, komm, meinetwegen, heute an Deinem Festtage, so schrecklich wie Du nur willst, und bring' mir Hülfe! Hülfe! Hülfe! Thekla bringt mich von Sinnen, zum Wahnsinn, ohne daß ich ein Wort verrathen, einen Angstschrei ausstoßen darf! Ich muß das Leben hassen! Es ist lauter Pein und Furcht und Noth, und zeigt sich etwas wie ein Glück, so ist es nur ein neues Stück von Pein und Noth! Thekla, Thekla! Tag und Nacht dachte ich an Dich, seit ich da bin, durch tausend Tage und Nächte; wann hast Du an mich gedacht? Wohl nur, wenn es heißt: „Wanfried, Dein Essen wird kalt!“

Seufzend, von schnell auffliegender Hoffnung erhitzt, und gleich darauf von Entmuthigung abgekühlt, fuhr Wanfried die Pferde zu striegeln fort.

Althofer kam und blieb stehen. Er sagte, die Pferde betrachtend: „So voll und rund haben meine Pferde nie ausgesehen! Du verstehst es, Wanfried die Thiere zu halten!“

„Ich glaub' auch nicht,“ versetzte Wanfried, „daß Ihr im Uebrigen über mich zu klagen habt.“

„Nein, nein,“ sagte der Bauer barsch. „Ich war lange mit keinem Knechte so zufrieden, wie mit Dir! Ich glaubte das nicht, als ich Dich nahm! Da hörte ich Allerlei über Dich von den Leuten; man sagte, Du wärest ein mürrischer, wilder Kauz, und fluchtest des Tages mehr als Du arbeitetest.“

Der Knecht lächelte seltsam und sagte: „Da seht, wie die Leute sind! Hat einmal der liebe Herrgott Einen nackt in die Welt ausgesetzt, dem gönnt man kaum, daß er zu einem Hemde kommt! Man bringt ihn mit dem bösen Maule um die Arbeit, und hungert und bettelt er, so ist er ein Hund und ein Lump, der faullenzen will und nichts verdient! Ich hab's gekostet und wollte nicht wieder zum zweiten Mal so jung sein, als ich war.“

„Du hast nicht Unrecht,“ erwiderte der Bauer, indem er den Knecht nicht ohne Mitleid von oben bis unten musterte. „Wenn Du so brav bleibst, will ich schon an Dich denken, wenn sich 'was zeigen sollte, um Dir zu einem festen Brode zu verhelfen.“

„Ich dank' dem Herrn,“ versetzte Wanfried leise und devot, obwohl eine schrankenlose Hoffnung in seinem Innern von den wohlwollenden Worten seines Brodherrn angefacht wurde.

„Wenn ich Dich so ansehe,“ fuhr Althofer fort, „so muß ich sagen, daß Du besser gerathen bist, als alle die Burschen in der Umgegend —“

Er brach ab, als wolle er das Uebrige verschweigen.

„Ei was!“ antwortete Wanfried geschmeichelt und in seinen Hoffnungen noch höher fliegend; „beim armen Schlucker kommt's darauf nicht an, ob er häßlich ist, wie der Teufel, oder schön, wie der heilige Aloysius. Da heißt's nur: Hast Du Kraft? Kannst Du des Tages eine Mandel dreschen? Ist Dir kein Erdäpfelsack zu schwer? Das ist's, wonach man

bei mir frägt. Und Ihr wißt, daß ich dazu Ja sagen kann."

Althofer schwieg, dachte nach und sagte dann mit Wohlwollen: „Deine Jacke ist doch recht arg geflickt, kannst Dir dann eine von mir holen!"

VIII.

Althofer trat in's Haus, Wanfried, mit den Pferden fertig, führte sie in den Stall zurück. Eine ungestüme Hoffnung arbeitete in seinem Innern und wollte die eingewurzelten Zweifel am Glück und alle die Vorstellungen von einer elenden Zukunft in seiner Seele für immer zermalmen.

„Mein Herr hat so viel Wiesen," sagte er, „so viel Getreideboden, daß sich darauf vier arme Schwiegersöhne gut fortbringen könnten. Ich will von heute an arbeiten, wie wenn ich ein halbes Dutzend Arme hätte. Das wird ihn freuen — so braucht's vielleicht nur einen kleinen Ruck in seinen Gedanken, und er sagt zu mir: Wanfried, ich bin schon alt, heirathe Thekla! Ihr Heerschaaren im Himmel! Wenn's dazu käme! Mit Michael ist es freilich auf lange aus, ich muß aber doch noch etwas ersinnen, was die zwei Bauern noch ärger trennt, wie Feuer und Wasser."

Er trat zwischen die Stallthüre, denn es schien ihm, daß der Ringhofer den geraden Weg in den Hof nehme. Es war wirklich so.

Ringhofer trat ein, doch statt in's Haus einzulenken, schritt er gegen den Stall ziemlich eilig los.

„Du hast mich gestern Nachts heimgebracht!" rief er, noch auf einige Schritte entfernt, Wanfried entgegen.

„Daran hab' ich doch wohl recht gethan," gab Wanfried zur Antwort. „Ihr wäret erfroren."

„Mag sein," sagte Ringhofer. „Mir fehlt aber die Uhr!"

„Die Uhr?“ versetzte Wanfried gereizt. „Den Kopf hattet Ihr verloren, warum nicht auch die Uhr?“

„Du mußt sie haben!“ rief Ringhofer im Tone schwerer Beschuldigung.

In diesem Augenblicke trat Althofer vor seine Thüre, wollte aber beim Anblick des Nachbars gleich wieder verschwinden.

„Herr, Herr!“ schrie Wanfried ihm zu, „der Nachbar da will seine Uhr von mir haben.“

Althofer ging einige Schritte vor und antwortete aus der Entfernung, als ob er die Nähe Ringhofer's scheue: „Die wirst doch Du ihm nicht suchen müssen?“

Ringhofer, über diese gleichgültige Behandlung bei der Reclamation seines Eigenthums empört, rief Althofer zu: „Du wirst doch nicht aus Deinem Hofe eine Höhle für Diebe und Hehler machen?“

Auf diese Worte kam Althofer ungestüm herbei und sagte zu Wanfried: „Was weißt Du von der Uhr?“

„So viel,“ war die Antwort des Knechtes, „als ich davon weiß, ob sich der Nachbar seinen Rausch vom Bier geholt oder vom Branntwein.“

„I Du impertinenter Lump!“ rief Ringhofer. „Du mußt die Uhr haben! Seit drei Stunden haben meine Leute auf der Straße gesucht und nichts gefunden. Der Weg ist hart, neuer Schnee ist nicht gefallen. Eine Uhr ist doch keine Stecknadel!“

„Verlieren ist leichter, als finden,“ versetzte Althofer; „der Himmel weiß, wohin sie gefallen.“

„Ich hatte sie noch auf dem Rückwege,“ betheuerte Ringhofer. „Uebrigens, verlieren konnt' ich sie nicht. Eine schwere silberne Kette ging durch zwei Knopflöcher der Weste, und überdies ist sie noch an einem rothen Band um meinen Hals gehangen. Du wirst mir nicht einreden, daß Beides zugleich reißt; sie muß mir abgenommen worden sein.“

„Konnte denn Niemand an Euch vorbeikommen, ehe ich kam?“ fragte Wanfried.

„Schon gut,“ rief Ringhofer, „der Polizeimann kriegt die Wahrheit besser heraus, als ich.“

Er ging wüthend davon.

Wanfried seufzte und sagte kleinmüthig und schmerzlich: „Wer dienen muß und arm ist, der stiehlt auch!"

„Weißt Du wirklich nichts davon?" inquirirte Althofer.

Mit wildem Mienenspiel und ungemein heftigen Geberden antwortete Wanfried laut und plötzlich: „Dann thue sich die Erde auf und verschlinge mich!"

„Ich glaub' es Dir," versetzte Althofer; „doch wem kann man in's Herz sehen? Ich will hoffen, daß an Dir nichts haften bleibt, denn sonst müßtest Du Dein Bündel schnüren."

Er verließ ihn. Wanfried taumelte, von einem unverhofften Blitze getroffen, in seinen Stall.

Da lehnte er sich einen Augenblick an den Pfosten des Schlagbaums mit dem Kopfe und suchte zu einiger Besinnung zu kommen. Blaß und ermattet richtete er sich wieder auf und rief, die Augen in die Höhe erhoben: „Das also ist das Trinkgeld! Das krieg' ich für meine Mühe! Welche Gewissensbisse hätte ich gehabt, wenn er durch meine Schuld erfroren wäre! Ich habe ihn gerettet, was ist mein Lohn? Aber so geht es in dieser Welt; gerade umgekehrt, als der Pfarrer es predigt und der Schulmeister es lehrt. Ich weiß es besser! Wer Glück hat, kann ein Schurke sein. Nichts schadet's! Wer Unglück hat, den hängt man für seine Bravheit! Ich hätte den Saufbold liegen lassen sollen. Das sagte die alte Hanne, das sagte mir der Teufel im Traume auch! Ich bin gerade so dumm wie mein Vater, und darum bricht es auch über mich los. Meine Beine hätten mir lieber sein sollen, als die Ringhofer's! O Zauberhanne, o Zauberhanne!"

IX.

Gegen Abend befand sich Wanfried auf der Bodenkammer, damit beschäftigt, Häckerling zu schneiden. Mechanisch führte er das Messer auf und nieder, seine Gedanken wühlten unaufhörlich in seiner verzweifelten Lage. Im Vordergrunde

seines Nachsinnens stand die Uhr des Nachbars, denn er dachte, wenn sie sich nicht finde, dann müsse er den Hof verlassen; gerade im Augenblicke, wo sich die Verhältnisse den Ansprüchen seiner tief verborgenen Liebe am günstigsten gestellt hatten. Seinem von Leidenschaft durchglühten Kopfe erschien dieser Zwischenfall als ein tief verhängnißvolles, teuflisches Widerspiel.

Mitten in diesen Betrachtungen unterbrach ihn ein Geräusch; er hörte, daß Jemand die Leiter heraufsteige. Ein Kopf wurde sichtbar, es war Thekla.

Zusammenschauernd von einem süßen Gefühl, ließ Wanfried die Hand von der Arbeit sinken und die still Geliebte herankommen.

Thekla sagte: „Die Uhr ist da."

„Ist sie da?" rief Wanfried freudig. Er sprang auf und hätte die Ueberbringerin der Botschaft in seiner Bewegung fast umarmt.

„Als die Mutter aus dem Segen heimkehrte," fuhr Thekla fort, „fand sie die Uhr unweit der Marienkapelle, ietf unten beim Dorfe. Sie kennt das rothe Band und wußte gleich, wem sie gehört."

„O dieser Ringhofer!" rief Wanfried; „ist es nicht ein blutiges Unrecht, das er mir armen Teufel gethan? Was sagst Du?"

„Es ist Alles verrückt!" erwiderte Thekla mit einem Rückblick auf ihr eigenes Loos, indem sie sich auf einen Getreidesack setzte und gedankenvoll auf den Boden starrte.

Sprachlos vor Neid und Eifersucht, sah sie Wanfried an, wie sie unglücklich wegen eines Andern dasaß. Er fing mit ärgerlicher Hast das Futter zu schneiden an.

„Es ist Alles aus!" sagte Thekla nach einer Pause, gleichsam das Resultat ihres Nachdenkens vorbringend. „Ich werde von hier für immer fortgehen."

Wanfried fuhr auf, mit dem Schneiden innehaltend.

„Verrathe aber kein Wort davon," fügte sie hinzu.

„Du bist nicht gescheidt!" versetzte Wanfried. „Doch — thu's, es ist die einzige Möglichkeit, daß Du Deinen Irrthum einsehen lernst."

„Was meinst Du?“ fragte Thekla, dem Sinne des Gehörten nachforschend.

„Ich meine,“ erwiderte Wanfried, „daß Du mit Deinem Schwiegervater den Teufel auf dem Halse hättest.“

„Ach,“ meinte Thekla, „Etwas muß sich Jeder auf der Welt gefallen lassen.“

„Nur ein Narr geht in’s Ungewisse und Traurige hinein,“ versetzte Wanfried. „Der Alte würde an Euch so viel herumhetzen, daß Ihr Beide bald froh wäret, von einander loszukommen. Es wäre nicht die erste Geschichte dieser Art...“

„Michael ist zu gut,“ antwortete Thekla mit hervorbrechender Wärme, „viel zu gut —“

„Zu gut ist ein Fehler,“ meinte Wanfried. „Ich habe gar nichts gegen ihn, im Gegentheil; aber er ist Alles, nur kein Mann. Mit einem solchen kann Jeder sein Spiel treiben, um so mehr der eigene Vater.“

„Du kennst ihn zu wenig,“ sagte Thekla abfertigend.

„Nun, nun,“ versetzte Wanfried, „’s ist auch nicht nöthig — ein einzig Stückchen genügt. Sieh nur! Er hat Dich gern — da fällt die Geschichte von heute Nacht vor — was thut Dein Liebhaber? Er läuft davon, wie ein Schuljunge!“

„Kann er, wie es steht, etwas Besseres machen?“ fragte Thekla.

„Donnerwetter!“ fuhr Wanfried auf, „wenn ich der Michael wäre, da wollt’ ich sehen, ob mich der Alte an meinem Glücke hindern sollte. Da siehst Du es aber, wie der Michael ist! Er kann nur heulen und gehorchen; auftreten, verlangen, kurz, einen Mann vorstellen kann er nicht. Wenn Ihr Euch bekämt, wollt’ ich Dich nach ein paar Monaten reden hören! Wenn Du heirathest, Du, die doch ’was vom Hause hat, solltest Du doch eine Frau werden, nicht aber eine geduldete Schwiegertochter und eine halbe Magd.“

Thekla schien in den Worten etwas Ueberzeugendes zu finden, sie sann dem Gehörten nach und verschwieg absichtlich die Antwort. Wanfried merkte es, seine Hoffnung drang ungestüm vor, er stand vom Sitze auf und setzte sich neben

das Mädchen auf einen zweiten Sack. Hörbar klopften seine Pulse. Er sagte mit unsicherer Stimme: „Siehst Du das ein?"

„Hältst Du mich für so blind," antwortete Thekla trostlos, „daß ich erst Deine Meinung brauchte? Es steht schlecht, kein Heil ist in Aussicht, alle Vernunft ist dagegen —"

„Aber — ?" fiel Wanfried ein, den Schluß fürchtend und erwartend.

„Aber," versetzte Thekla mit der entschiedensten Betonung hinzu, „ich habe Michael das Wort gegeben."

„Närrin!" rief Wanfried zurückprallend, „so willst Du Dir Deine jungen Jahre verbittern? Du hast Dich an einem unglücklichen Tage verliebt! Hättest Du den ärmsten Holzknecht zum Manne verlangt, Du wärest nicht auf solche Hindernisse gestoßen!"

„Ich weiß selbst nicht," antwortete Thekla, „wie es gekommen. Ich sagte es mir bei jedem Schritte, und ging dabei doch weiter. Man sollte sich wirklich oft für behext halten!"

„Mir thut es leid um Dich," sagte Wanfried in einem innigen Tone, der seine Liebe hindurchschimmern ließ, „so leid, daß ich nicht weiß, was ich um Dich thäte, wenn es was nützte! Ich bin ein Knecht, ein Bettler, ich bin nichts — was kann ich thun? Könnte es Dir helfen, gleich legte ich mich auf die Schneidebank hin und ließe mir den Kopf herunterhacken!"

Thekla sah ihn groß an, sie hörte die Flamme einer tiefen Leidenschaft brausen und emporschlagen, und fühlte sich unwiderstehlich berührt, ohne daß sie die dunkle Empfindung gleich deuten konnte. Sie sagte befremdet: „Was hättest Du davon?"

„Was?" rief Wanfried. „Was hat die Mutter davon, wenn sie sich ein Stück Brod vom Munde reißt und es dem Kinde giebt? Die Mutter bleibt hungrig, aber das Kind weint nicht mehr. So ist mir nichts entsetzlich, wenn ich nur Dich nicht mehr so trüb' sehen muß."

„Du bist ganz außer Dir," sprach Thekla, das glühende Gesicht, die wilden Züge Wanfried's betrachtend. Eine wich=

tige Vermuthung drängte sich ihr auf. Sie fragte: „Gehst Du denn nicht mehr mit der Schenkwirthsmagd im Dorfe?"

„Schon zwei Jahre nicht mehr!" rief Wanfried schnell, sich die Frage günstig auslegend. „Ich mag keine mehr; denn die Eine, die ich möchte, kann ich nie haben —" Er wollte fortfahren, doch die eintretende Besinnung widerrieth ihm, seinem fortgerissenen Zustande zu folgen. Er bedeckte sich das Gesicht mit beiden Händen.

Thekla sah ihn mitleidig an und sagte: „Du bist auch unglücklich? Ich hab's bis heute nicht bemerkt. Du schienst mir so hart, so ganz in Dich gekehrt — siehst Du, ich leide von meiner Narrheit, Du von der Deinigen — Jeder hat seinen schrecklichen Theil!"

„O ich wollte," rief Wanfried mit einem Schmerzensausbruch, „ich hätte Euren Hof nie, nie betreten! Hier ist mir mein größtes Unglück begegnet!"

„Welches Unglück?" fragte Thekla, hin und her rathend.

„Such's nicht zu wissen!" versetzte Wanfried. „Jetzt bemitleidest Du mich; wenn Du es weißt, verlachst Du mich — dann lieber kopfüber in den Brunnen..."

„Du wirst doch nicht?" rief Thekla, sich plötzlich als den Gegenstand erkennend. „Ich gab Dir keinen Grund dazu!"

„Nein, nein!" sagte Wanfried plötzlich heftig, doch nach Ruhe ringend, „nicht Du!"

„Wer wär's sonst im Hofe!" rief Thekla, die Wanfried's Worte nicht begriff.

„Nicht Du!" wiederholte Wanfried mit Kopf und Händen verneinend.

„Wer dann?" fragte Thekla von Neuem, aufstehend und zum Fortgehen bereit.

„Nicht Du!" versetzte Wanfried noch einmal im dumpfen Tone der Resignation und ging elend, vernichtet an die Schneidebank.

Thekla stieg die Leiter hinunter.

X.

Die Nacht war schon lange angebrochen. Es war neun Uhr. Wanfried, vom inneren Kampfe, der noch fortwüthete, verwüstet, ging in die Bauernstube. Vor der Thüre begegnete er Thekla, die etwas in den Händen trug und ihm ausweichen wollte. Er sagte zu ihr leise und vertraulich: „Michael kann nicht weit sein. Er ist mehrmals des Tages oben auf der Halde gesehen worden."

„Wo?" fragte Thekla überrascht.

„Oben, wo Euer Heustadl steht," gab Wanfried zur Antwort. Es war eine Lüge.

„So," versetzte Thekla, scheinbar gleichgültig; „gute Nacht!"

Sie bog zum Schein gegen die Stiege ein, die zu ihrer Schlafkammer führte; als aber Wanfried in die Stube getreten war, eilte sie mit einigen Kleidungsstücken, die sie in den Händen trug, zum Hofe hinaus.

Wanfried glaubte, sie sei oben. Er saß eine Weile bei seinem Nachtessen, ohne einen Löffel hinunterzubringen, während der Bauer in einer Ecke schlief und die Bäuerin in einer andern ihr langes Nachtgebet verrichtete.

„Gute Nacht!" sagte er im Abgehen, „den Hof habe ich schon zugesperrt."

Er ging hinaus. Draußen sah er sich vorsichtig um und schlüpfte, als er Niemand gewahrte, durch die angelehnte Thüre zum Hofe hinaus. Mit ungeheurer Eile begann er den Weg zur Halde hinaufzuschreiten.

Die Nacht war stockfinster. Auf halbem Wege kam es ihm vor, als ob Jemand vor ihm hergehe — Tritte im knisternden Schnee schienen es zu verrathen. Er ging vorsichtig vorwärts; als er aber weiter kam und kein ähnliches Geräusch mehr hörte, glaubte er sich getäuscht zu haben und stürmte weiter den steilen Berg hinan.

Beinahe athemlos kam er bei dem „Heustadl" an. Dies war ein umfangreicher Schuppen, niedrig, aus unbehauenen

Stämmen erbaut, das Dach von schweren Steinen belastet, in welchem der Althofer einen großen Vorrath von Heu und Stroh überwinterte, um ihn im Frühjahr zu höheren Preisen loszuschlagen.

Wanfried sah sich noch einmal in der schweigenden, gespenstig einsamen Nacht um, zog ein Päckchen Zündhölzer hervor und zündete an ihnen eine Handvoll Baumwolle an. Als es geschehen war, kroch er an den Leisten der Thüre empor und warf den Brand durch das Luftloch in das Innere des Schuppens. Aufgeregt, unruhig, todtenstill lauschte er und blickte empor, ob sich die Wirkung kundgebe.

Da fing's plötzlich zu leuchten und zu knistern an.

Nach diesen Anzeigen betrachtete er sein Werk als gelungen und stürzte mit noch tollerer Hast in den Hof zurück. Er sperrte schnell das Thor und gelangte mit großen Sätzen an das Fenster der Stube, die noch hell war, was auf die Anwesenheit der Hausleute deutete.

„Heraus! Heraus!" schrie er, mit der Faust auf den Fensterrahmen klopfend. „Es brennt!"

Die Bäuerin eilte hervor, und der schlaftrunkene Bauer folgte.

„Was giebt's?" rief die Bäuerin, das Gebetbuch in der Hand.

„Da seht hinauf!" antwortete Wanfried und wies auf die Mitte des Bergrückens, wo ein heller Wiederschein auf den beschneiten Abhängen ein starkes Feuer zu erkennen gab. „Das wird das Haus des Hochsteiners sein!"

Mit Schrecken sahen die Gerufenen hinauf.

„Was Dir einfällt!" antwortete Althofer, die Hände zusammenschlagend. „Ach, das schöne Heu, das schöne Stroh! Mein Heustadl ist's, es kann nichts Anderes sein!"

„Gräßlich!" jammerte die Bäuerin, „und von selbst kann es nicht brennen! O die Tage, die Tage!"

„Das ist angelegt!" rief Althofer. „Doch seht nur, wie der Schein sich ausbreitet — jetzt sieht man die rothe Wand des Blutfelsens!"

„Was hilft's zu jammern!" sagte Wanfried. „Angespannt und löschen, was zu löschen ist!"

Er wollte davonspringen, um das Gesagte auszuführen; aber der Bauer rief ihn zurück und sagte: „Schwätz' nicht so dumm! Ehe wir hinaufkommen, ist Alles vorüber, und ein Faß Wasser ist gerade so viel wie ein Glas! Ja, das ist mein Heustadl! Ich habe doch Niemandem 'was gethan, daß man mir so etwas anthut!"

„O die Rachsucht der Menschen," klagte die Bäuerin, „die bösen, gottlosen Tage!"

„Thekla!" schrie Althofer in's Dachfenster hinauf. „Herunter!"

„Thekla sagte mir vor dem Schlafengehen," sprach Wanfried, „daß sie mit Leuten gesprochen, die heute oben bei dem Heustadl waren."

So legte er mit Frechheit seine Lüge in Thekla's Mund.

„Wer war oben?" riefen Bauer und Bäuerin zugleich.

„Ich habe nicht so genau gefragt," erwiderte Wanfried gelassen und schrie laut hinauf: „Thekla — hat die einen Schlaf!"

„Rüttle sie auf," befahl der Bauer der Bäuerin, die sofort abging.

„Ja, Thekla sagte mir's," bestätigte Wanfried. „Sie sagte noch: es freut mich, Michael ist nicht weit, man hat ihn mehrmals des Tages auf der Halde gesehen."

„Du dummer Kerl," fuhr Althofer seinen Knecht hart an. „Das fällt Dir erst jetzt ein? Ich habe ihn heute zur Thüre hinausgeworfen, dafür spielt er mir den schrecklichen Streich!"

Da kam die Bäuerin vor Angst und Schrecken sprachlos zurück und stotterte: „Sie ist fort! Fortgelaufen! Herr Jesus!"

Althofer und Wanfried sahen sich Beide in größter Bestürzung an.

Die Bäuerin fuhr fort: „Sie ist fort! Du bist schuld daran!"

„Ich?" schrie Althofer, vor Zorn bebend, „weil ich vom Michael nichts wissen will? Er hat den Brand angelegt!"

„Herr Jesus!" wimmerte die Bäuerin, „begehe doch keine so große Sünde!"

„Wird sich zeigen!" fuhr Althofer im ungemilderten Affecte

fort, „wird sich zeigen! Ihm nachlaufen, der mir Feuer angelegt? Die soll mir nie wieder in's Haus!"

„Ruhig, Alter!" flehte die Bäuerin. „Alles Gutes führt jetzt zum Bösen, wie nun erst Vorsätze, die schlimm sind! — Michael ist unschuldig!"

„Da sieh einmal," rief der Bauer grimmig, höhnisch und ingrimmig, „ob sich doch Jemand aus dem Ringhofe rührt! Das Feuer ist doch hell genug."

„Sie schlafen," antwortete die Alte; „auch nützt es nichts!"

„Nichts da!" schrie der Bauer und fragte, zu Wanfried sich wendend: „Was klappern Deine Zähne so?"

„Allemal beim Feuer!" murmelte Wanfried, von der Ungewißheit des Ausgangs geschüttelt.

Da ertönte das Schellengeläute eines Schlittens, der vom Ringhofe herabfuhr.

„Siehst Du!" rief die Bäuerin, „sie kommen! Wie schlecht denkst Du von den Menschen!"

Der Bauer stutzte und brummte einige Laute der Verwunderung, während Wanfried wild und roh dazwischen fuhr: „Was, mit dem Schlitten? Mit dreißig Heuwagen soll er kommen, so viel beträgt der Schaden!"

„Ich falle über ihn her, wenn ich ihn sehe!" schrie Althofer.

„Ach, die arme Thekla!" wimmerte die Alte für sich.

„Soll mir nicht mehr in's Haus, die Verlaufene!" donnerte der Bauer.

Da wurde an dem Thore des Hofes gerüttelt, und es rief eine durchdringende Weiberstimme um Einlaß. Man erkannte Thekla.

„Die will ich jagen!" sagte der Bauer, drohend auf das Thor zuschreitend, während der Schlitten einige Schritte vor dem Hofe stehen blieb. Er riß das Thor auf, ohne Thekla zu finden, die inzwischen an den Schlitten gesprungen war.

„Wanfried, hinauf auf die Halde!" rief Althofer seinem Knechte zu. „Wir sperren das Thor."

Da stieß Thekla einen lauten, schneidenden Schrei aus, wie ihn nur das äußerste Entsetzen giebt, und sank neben dem Schlitten zu Boden.

Die Bäuerin schoß an ihrem Manne und dem Knechte wie ein Blitz vorbei und eilte zu ihrer Tochter. Der Bauer bewegte sich unwillkürlich einige Schritte vorwärts, Wanfried stand hinter ihm und betrachtete angstgefoltert mit einem Blicke Thekla, den ermattenden Feuerschein auf dem Berge mit dem andern.

Ringhofer, der im Schlitten saß, war inzwischen herabgesprungen und ging Althofer entgegen. Dieser hielt die Faust geballt.

„Gebt ihm Eins!" flüsterte Wanfried aufstachelnd.

Ringhofer kam näher, man hörte den alten Mann weinen und schluchzen. Althofer ließ den Arm sinken, die Faust öffnete sich von selbst.

Ringhofer sagte, stehen bleibend — jedes Wort blieb ihm in der Kehle —: „Mein Michael ist todt — warum muß ich das erleben — todt, zerschlagen — todt!"

„Du wirst schon wissen, warum!" gab der Althofer zur Antwort, indem er eine Kopfbewegung gegen das Feuer zu machte.

Ohne die Anspielung auch nur zu merken, sagte der alte Ringhofer, im Innersten umgewälzt: „Sprich nicht so unmenschlich, Nachbar, Freund, Bruder! Gott hat mich schrecklich heimgesucht, wie ich es nicht verdiene —"

„Wem hat mein Heustadl 'was zu Leide gethan?" fragte Althofer mit Vorwurf, himmelweit von jeder Rührung entfernt, da ihm ja der Tod Michael's mit der Brandlegung im Zusammenhang zu stehen schien.

„Und die Uhr?" fragte Wanfried schadenfroh von hinten. „Gott straft auch und hebt die Ruthe, wenn auch nur ein bloßer Knecht klagt!"

„Ich hab's nicht so gemeint," antwortete Ringhofer im Tone einer Abbitte, „Du sollst die Uhr geschenkt kriegen — alle Kleider vom Michael —"

„Will auch sehen, wer mir mein Heu und Stroh bezahlt!" rief Althofer mittenhinein.

„Es ist nur Heu und Stroh," sagte Ringhofer, zu dem Flammenschein flüchtig aufblickend, „nicht Dein einziges Kind, was Du verlierst. — Wir sahen gerade das Feuer, als mir die schreckliche Nachricht von Michael zukam — der Kirchendiener von Waldkirchen hat sie mir gebracht."

„Der Kirchendiener von Waldkirchen?“ fragte Althofer erstaunt und plötzlich in eine entgegengesetzte Gedankenrichtung geworfen.

Wanfried fuhr sich in die Haare.

Ringhofer sprach: „Mein guter Michael liegt dort in der Todtenkapelle. Wäre ich ihm nur gleich nachgelaufen! Er hat sich in die schreckliche Bergschlucht bei Waldkirchen hinabgestürzt. Mittags hat man ihn hervorgezogen! O der Unglückliche!“

„Schon Mittags?“ fragte Althofer verwundert, in der bittern Erkenntniß eines ungerecht gehegten Verdachts, und kehrte sich zu Wanfried: „Was hast Du geplappert?“

„Die Thekla —“ antwortete Wanfried ängstlich, innerlich zitternd, und dachte: „Wie das ablaufen wird? Welche Freude könnte ich haben, wenn ich das Feuer nicht angelegt hätte!“

„Behüte Dich Gott!“ sagte Ringhofer und ging seinem Schlitten zu, um nach Waldkirchen zu fahren.

Thekla hatte sich inzwischen von dem Schlage, der sie getroffen, etwas erholt und wankte, von der Mutter begleitet, in den Hof. Althofer und Wanfried folgten.

„Zu viel Schrecken an einem Tage!“ sagte Althofer zu seiner Tochter, indem er sie mit unwillkürlichem Beileid anblickte.

Thekla's Antwort war ein schmerzliches Schluchzen, sie drückte die Hände in's Gesicht. Als sie aufblickte und Wanfried gewahr wurde, begann plötzlich das von Thränen weiche Auge sich groß zu öffnen und durchbohrend wild zu blicken.

„Elender!“ rief sie mit einer Stimme, aus der eine wilde Kraft der Wahrheit heraustönte, „Du hast das Feuer angelegt!“

Der Bauer und die Bäuerin fuhren erschrocken auf. Wanfried vermochte keinen Laut von sich zu geben.

Thekla fuhr in demselben Tone fort:

„Als ich auf der Bergwiese war, kamst Du mir nach, ich versteckte mich hinter einem Baumstamm, ich glaubte, Du seist mir nachgeschickt. Du liefst den Weg zum Heustadl an mir vorüber, ich schlug darauf den Waldweg ein. Kaum kam ich auf die Höhe, als ich das Heustadl in Flammen sah. Da ranntest Du, wie ein gepeitschter Sünder, den Weg hinunter. Lange stand ich am Waldsaum und wagte nicht herunterzukommen, was ich am liebsten schnell gethan

hätte, um Alles zu verrathen. Denn ich dachte: was ist er im Stande, im Hause noch anzustiften, wenn ihm das Heustadl im Wege stand? Dennoch wartete ich. Ich glaubte, Du lauertest noch auf der Straße und wärest im Stande, mich in die Tiefe zu stürzen, wenn es nur einen Augenblick lang Dein Verbrechen bedeckte."

„O Du Satan!" rief Althofer und faßte Wanfried am Halse.

Wanfried, verwirrt, geschlagen, gerichtet, antwortete, ohne sich zu wehren: „Die Uhr habe ich gestohlen, auch den Michael umgebracht! Warum hätte ich das Heustadl angezündet?"

„Du wolltest," fiel Thekla ein, „die Schuld auf Michael wälzen! Dummer Teufel, die Hand, die das Feuer angelegt haben sollte, war längst erstarrt und kalt!"

„Ja, das wolltest Du!" rief Althofer.

„Du wolltest mich zum Weibe haben," fuhr Thekla hart und anklagend fort. „Du wolltest Dich einschmeicheln, die Anderen verlästern und auf Unschuldige Deine Unthaten wälzen. O, lieber an den Leichnam Michael's mich binden und in die Grube versenken lassen, als Dich berühren, garstige, widrige Kröte!"

„Laß los!" schrie Wanfried, sich aus den Händen Althofer's losreißend.

„Die Flinte, Thekla!" schrie Althofer, mit dem Knechte ringend.

Thekla lief in die Stube.

Da riß sich Wanfried mit einem verzweiflungsvollen Stoße von dem Bauer los und flog in den finstern Hofraum.

Mit einer Laterne und der geladenen Büchse suchte ihn Althofer im Hofe, im Stalle, auf dem Boden, überall. Nach langem vergeblichen Suchen kam er an dem Taubenschlag vorbei und sah dort etwas herunterhängen. Es war Wanfried; er hing an dem Riemen des Zügels, an welchem sich noch das Pferdegebiß befand.

Althofer schnitt ihn ab, der Todte fiel auf den unter ihm dampfenden Mist.

So gingen die drei gefürchteten Tage vorbei: auch ein Teufel war todt.

Enthusiasten.

I.

Baron Stein war keiner jener Ritter, welche allen politischen Ehrgeiz für ihren Stand in Anspruch nehmen und unser Jahrhundert in die Zeiten der Kreuzzüge zurückführen wollen. Er war ohne Groll gegen die Emporkömmlinge, welche, durch Speculationen reich geworden, im Staat heutzutage ein Wort mitzureden beginnen. Ebenso wenig fiel ihm ein, seinen Arm nach der verlorenen Gerichtsbarkeit auszustrecken und sich unglücklich zu fühlen, weil er keinen Bauer mehr mit Prügeln bedenken konnte. Mit der größten Gemüthsruhe hatte er alle Opfer gebracht, die der Geist der Zeit von ihm forderte, und die Furcht kommender Uebel, welche seine Standesgenossen zu den leidenschaftlichsten Anstrengungen stachelt, vermochte keinen Augenblick lang sein inneres Glück zu trüben. Es war von seiner Seite nicht Hinneigung zum Liberalismus, sondern nur Mangel jedes standesherrlichen Bewußtseins. Nur die völlige Unfähigkeit, die verloren gegangenen Güter schätzen zu können, bewirkte es, daß er alle politischen Geschicke mit der Ergebung eines Türken hinnahm und der Zukunft lächelnd entgegensah.

Das letzte Adelsvorrecht, sogar seinen Barontitel können ihm die Kammern hinwegvotiren, er wird über den Verlust kein Wörtlein verlieren, nur sein Schloß Fichtenbrunn mit dem reizenden Park darf man ihm nicht antasten! Dort wohnt er jahraus, jahrein, im Sommer und Winter, dort ist

er geboren, dort hat er den größten Theil seines Lebens verbracht, er wurzelt dort wie der Baum in seiner Erde. Bei seiner Liebe zur Natur ist ihm die ländliche Abgeschiedenheit fast zur Bedingung des Daseins geworden. Fichtenbrunn hat eine reizende Lage. Es ist ein grünes, trauliches Thal, fruchtbar, von waldigen Anhöhen umschlungen, von einem lieblichen Bächlein durchzogen. Die Erde hat zwar schönere, berühmtere Thäler, höhere, stolzere Berge und weit anmuthigere Bäche, aber diese liegen seinem Herzen ganz ferne, sind nicht mit ihm verwachsen, sind ihm fremd und nicht sein, überdies hat er sie nie gesehen, ja zu sehen verschmäht! Fichtenbrunn aber ist seine Heimath, in der Mitte der Landschaft steht die Wiege seines Geschlechtes, sein Schloß, das weithin das Thal beherrscht und seinen Augen nicht wie ein Menschenwerk, sondern wie ein ergänzendes Stück der es umgebenden Natur erscheint. Was können alle politischen Stürme einem solchen Manne bedeuten? Eine Erdrevolution läßt ihn kalt, wenn sie nicht Fichtenbrunn und sein Schloß mitverschlingt! Nur wenn eine communistische Bewegung den Sieg davongetragen hätte, könnte er freilich ein rasender Politiker werden. Dann wäre ihm an Herz und Leben gegriffen, aber schließlich, wenn kein Erfolg in Aussicht stände, wäre es am Ende doch noch möglich, daß er sich in's Unvermeidliche fügte und sein Schloß in's Gemeinwesen einschmelzen ließe. Nur von einem einzigen Dinge kann man keck, mit absoluter Bestimmtheit behaupten, daß er sich dessen nie und unter keinen Umständen entäußern würde; denn könnte er auf sein Schloß verzichten, ja das letzte Hemd hergeben, seine — Violine, eine echte Cremoneser von Amati, würde er unter keiner Bedingung dem Staatswohle opfern. Für diese Violine könnte er jeden Act der Rebellion begehen, dem Standrecht trotzen, das Schaffot riskiren!

Der Baron war nämlich ein leidenschaftlicher Musikenthusiast, ein Virtuos mit Leib und Seele, ein geborener Violinspieler. Die Violine war gewissermaßen das Gesammtorgan, vermittelst dessen er sah, hörte, fühlte, ja überhaupt den Rapport mit Welt und Menschheit unterhielt. Bei dieser Passion, die auf solcher Höhe schon excentrischer

Art war und an Phantasterei grenzte, hatte er ein ganz feines Kunstverständniß und war ein nicht alltäglicher Meister auf seinem Instrumente.

Baron Stein war übrigens ein Mensch, welcher sich bei seinen glänzenden äußeren Verhältnissen seiner Kunstmanie rücksichtlos hingeben konnte. Er hatte sehr früh geheirathet, und war jetzt, da er Vierzig zählte, schon fünfzehn Jahre Ehemann. Obwohl er eine vortreffliche Frau gefunden, die für seine Eigenthümlichkeit wie geschaffen war, und kurze Zeit darauf zwei Kinder vom Himmel erhalten, welche einen gerechten Vaterstolz rechtfertigten, so schien doch in den ersten Jahren der Ehe seinem vollständigen Glücke etwas abzugehen, wenngleich er sich niemals mit einer Silbe beklagte. Umsonst zerbrach sich die Gattin sorgenvoll den Kopf, umsonst suchte sie ihn in günstigen Momenten zur Mittheilung zu bewegen. Er that, als wenn er nicht den geringsten Grund zur Unzufriedenheit hätte, als wenn der letzte seiner Wünsche erfüllt wäre.

Und dennoch fehlte ihm etwas, seinem Gefühle nach sogar unendlich viel, nämlich eine Violine, von einem der alten, noch immer unerreichten italienischen Meister gezimmert, ganz Ton, ganz Gesang, ganz Seele! Er hätte für ein solches Instrument, vollends wenn es von Amati herrührte, ein Capital hingegeben... Er konnte aber eine solche Violine nicht auftreiben. Natürlich, Amati's Geigen sind schon über zweihundert Jahre alt, theils vom Zahne der Zeit verstümmelt, theils in der Hand von Besitzern, von welchen sie wie Heiligthümer betrachtet werden. Wie man nicht in einen Laden oder auf den Markt gehen kann, um ein Original von Raphael oder Murillo zu kaufen, oder ein Autograph von Shakespeare zu erstehen, ebenso wenig giebt es eine Handelsbude, wo echte Cremoneser von Amati oder Guarneri feil sind.

Der Baron hatte unermüdliche Anstrengungen gemacht, die Agenten aller Länder in Bewegung gesetzt, Inserate in Zeitungen aller Sprachen gezahlt. Es waren zwar Instrumente eingesandt worden, welche aber sämmtlich die Prüfung nicht bestanden und sich als mehr oder minder künstlich ge-

fälschte Waare herausstellten. Nach langjährigem vergeblichen Hoffen und endlosen Täuschungen verlor endlich der Baron allen Muth, noch ferner zu suchen. Mit düsterer Ergebung, daß ihm ein solches Kleinod vom Schicksal versagt sei, fuhr er auf seiner Pariser Geige zu spielen fort und wollte sich gern einbilden, daß auch die großen Meister von Cremona diesem Holze nicht gar so himmelweit verschiedene Zaubertöne zu entlocken vermocht hatten. Die Vorliebe aber, die sich fortan seiner bemächtigte, ausschließlich finstere Adagios, thränenvolle Elegieen, Notturnos und Trauermärsche zu spielen, bekundete seine Stimmung, die er zwar nicht mit Worten, aber desto beredtsamer, desto einschneidender mit dem Bogen aussprach.

Was das Ungestüm der heftigsten Begierde nicht erlangte, das wurde ihm eines Tages durch ein Ungefähr der Resignation zu Theil. Plötzlich hatte er bei einem der unbedeutendsten und, wie es schien, der ärmsten unter den Instrumentenmachern in einem Seitenwinkel der Residenz die langgesuchte kostbare Antiquität gefunden und es versteht sich, ohne zu marken und zu feilschen, sogleich gekauft. Seit jener Stunde wurde er der glücklichste Sterbliche, und blieb es noch immer, obwohl seitdem mehr als zehn Jahre verflossen waren. Hatte er ehemals den größten Theil des Tages der Musik gewidmet, so war er doch, wiewohl selten, auch zu einer andern Unterhaltung oder einem Besuche aufgelegt gewesen. Seit er aber die echte Cremoneser besaß, rührte er sich von seinem Notenpult nicht mehr, sogar die seinem adeligen Blute eingeimpfte Jagdliebe war verschwunden, und er verließ sein Zimmer und seine Violine nur, um in seinem schönen Parke eine Weile frische Luft zu schöpfen. Jetzt gab es im ganzen Universum wahrhaftig nichts, was er begehrte.

Seine Frau, welche weit entfernt war zu ahnen, daß sie ihr dauerhaft befestigtes häusliches Glück einer Violine zu verdanken hatte, suchte die erhöhte Liebe ihres Gatten mit der größten Zärtlichkeit zu erwiedern. Der Baron war auch sonst ein wirklich liebenswürdiger Mensch. Jedermann, der mit ihm in Berührung kam, mußte den Eindruck schnell empfinden. Er war sanft, gelassen und äußerlich ohne eine

Spur jener Glut, welche er für seine Kunst bewahrte und nicht im Leben verschwendete. Er sprach wenig, doch jederzeit freundlich; alle Härte und Heftigkeit schienen ihm fremd. Es war eben eine nach innen gekehrte, wahre Künstlernatur.

Diese Charakterzüge spiegelten sich auch in seinem Aeußern ab. Seine grauen Augen schienen mehr nach innen als nach außen zu schauen; seine Stirn war, obwohl er schon Vierzig zählte, furchenlos und glatt, wie die eines sorglosen und heitern Knaben; die scharf zugespitzte Nase und der zierlich geformte, mit einem dünnen, weichen Schnurrbart überwachsene Mund verriethen Feinheit und Sensibilität in auffallend hohem Grade. Sein lichtbraunes, kurz geschnittenes Haar war in ewiger Verwirrung und nur äußerst selten gescheitelt, wie das so oft bei Menschen der Fall, welche von einer Idee verschlungen sind. Der Gesammteindruck seiner Physiognomie war der eines Menschen, welcher ein süßes Räuschchen hat und sehr glücklich ist, und diese Verzückung, diese heitere Traumhaftigkeit war, selbst wenn er ernst war, nicht zu verlöschen.

Kein Wunder, daß er mit allen Leuten auf dem besten Fuße stand. Mit wem sollte sich ein Mensch entzweien, welcher alle Welt in Ruhe läßt, den Streit scheut, des Friedens wegen immer der Erste nachgiebt und nur lebt, um große Künstler zu bewundern und sich an classischen Werken zu begeistern? Und dennoch hatte selbst dieser Mensch einen Feind, freilich den einzigen, aber einen grimmigen und unversöhnlichen — den Pfarrer von Fichtenbrunn, Pater Kreßmann.

Dieser Priester war nämlich von einer Bauwuth beseelt, wie sie nur die ersten Verkünder des Evangeliums besessen haben mögen, als sie Europa durchzogen und keinen schönen Punkt auf Gottes Erdboden dulden wollten, auf welchem nicht wenigstens eine Kapelle stände. Er wollte die Kirche von Fichtenbrunn, welche den Bedürfnissen des keinen Marktfleckens vollkommen genügte, einreißen und in einem stattlicheren Styl wieder aufbauen, und hatte zu diesem Zwecke den Klingelbeutel mit einer unermüdlichen und erfolgreichen

Zudringlichkeit nah und fern umgehen lassen. Endlich war eine bedeutende Summe beisammen und der Plan zur Ausführung reif; es fehlte nur der nöthige Raum, denn der Neubau war zugleich eine Erweiterung. Pater Kreßmann war da nicht sehr bedenklich. Da er die Poststraße dem vorhandenen Bauplatze füglich nicht einverleiben konnte, noch weniger die Gräber des anstoßenden Kirchhofes stören durfte, blieb nichts übrig, als den Baron zu ersuchen, ein Stück des angrenzenden Schloßparkes zu dem frommen Zwecke herzugeben.

Man weiß bereits, was das heißt, vom Baron das Schloß zu verlangen oder ein Zugehör desselben, was selbstverständlich der Park war! Der Pfarrer wurde nicht allein sogleich derb abgewiesen, sondern auch in Folge der heftigen Debatte, die sich darauf entsponnen hatte, zur Thüre hinausgejagt; dieses entmuthigte aber den Mann Gottes keineswegs, noch bewog es ihn von seinem Vorhaben abzustehen. Er änderte nur seitdem die Tactik und betrat alle erdenklichen Schleichwege. Als auch diese nichts fruchteten, versuchte er es mit der Gewalt und leitete mit Hülfe zahlreicher Patrone und der ganzen hinter ihm stehenden Klerisei einen Expropriationsproceß ein, welcher sich lange hinzog, viel kostete, aber einen für den fanatischen Kläger unglücklichen Ausgang hatte. Mehrere Jahre sind seitdem vergangen. Der Pfarrer ärgert sich vom Morgen bis in die sinkende Nacht, den Bau nicht vornehmen zu können. Das Baucapital, welches trefflich angelegt ist, wächst beständig, aber ebenso des Pfarrers Haß und Wuth gegen den unchristlichen Schloßbesitzer.

Der Baron denkt an den Vorfall längst nicht mehr. Solche Banalitäten haben in seiner musikalischen Seele nicht Platz. Er haßt auch den Pfarrer nicht, aber er grüßt ihn nicht mehr und redet nicht mit ihm.

II.

Es mußte sich ein besonders wichtiger Vorfall ereignet haben, als der Baron von Stein an einem schönen Maitage

sein Schloß und seine Violine verließ und in die einige Poststunden entfernte Residenz reiste. Einer seiner beiden Söhne, welche er vor Kurzem in einem Knabeninstitut untergebracht hatte, war plötzlich so schwer an den Masern erkrankt, daß sein Leben auf dem Spiele stand. Durch diese furchtbare, ernste Nachricht wurde der Vater, der so lange in seiner ewig heitern Traumwelt ungestört dahin gelebt hatte, auf die harten Steine einer schrecklichen Wirklichkeit geworfen, allein er sollte diesmal nur mit dem Schrecken davonkommen, denn an Ort und Stelle angelangt, fand er seinen Sohn wieder ganz munter, und es zeigte sich, daß man dessen Zustand aus Besorgniß übertrieben hatte. Bei dieser Sachlage wäre der Baron am liebsten gleich wieder nach Fichtenbrunn zurückgereist, aber sein Vaterherz hieß ihn noch so lange warten, bis sich die Gewißheit, daß kein Rückfall mehr stattfinden werde, herausgestellt hatte.

Als aber diese Gewißheit klar zu Tage lag, vermochte ihn nichts mehr länger von seiner Violine zu trennen, und er kehrte der Residenz mit der nächsten Fahrgelegenheit den Rücken.

Der Postwagen war schwach besetzt. Außer dem Baron gab es nur noch zwei Reisende, eine Dame von interessantem, doch auffallend strengem oder stolzem Aussehen, die mit dem Baron die Fondplätze einnahm, und einen ältlichen Herrn, der gegenüber auf den Rücksitz kam. Dieser Herr hatte ein kluges, scharfgeschnittenes Gesicht von kränklicher Blässe, seine Haare waren kraus und überaus üppig, aber vollkommen grau, jedoch die kohlschwarzen Augen besaßen noch immer jugendlich wildes Feuer und blitzten unermüdlich umher, wie denn alle seine Bewegungen und Geberden eine zuckende Unruhe ausdrückten. Er schien den besseren Ständen anzugehören, weniger seinem Anzuge als der Feinheit seiner ganzen Haltung nach.

Dieser ältliche Herr war in der jovialsten Laune eingestiegen und hatte sich sogleich als einen in der Galanterie gewandten Meister der Dame gegenüber gezeigt; diese aber schien allem Gespräche so abgeneigt, daß sie wohl anfänglich die Unterhaltung duldete, doch sie nicht lange darauf durch

absichtlich an den Tag gelegte Unaufmerksamkeit zu Boden schlug.

Nicht minder unglücklich war es dem redelustigen Reisenden mit dem Baron ergangen, welcher, in die Wagenecke tief hineingedrückt, dasaß und im Geiste seine Musikalienbibliothek durchstöberte, um auf eine Composition zu verfallen, welche er schon so lange nicht gespielt hatte, daß sie für ihn den Reiz der Neuheit haben könnte. Ein mit einem ihm so wichtigen Gegenstande innerlich beschäftigter Mann mußte alle Anreden wie unleidliche Störungen betrachten und sie mit der oberflächlichsten Kürze beantworten, welche einer geringschätzigen Abfertigung gleichsah, wenn sie es auch durchaus nicht war. Ein Unbekannter mußte sich nothwendigerweise befremdet und verletzt fühlen, daher war es natürlich, daß der ältliche Herr, der Fehlversuche müde, sich auf's Tiefste aufgebracht auf seinen Sitz zurückwarf und sich hoch über den Mund hinauf in seinen Mantel wickelte, wie wenn er gezwungen wäre, seiner Zunge die Zwangsjacke anzulegen, während aus seinen tiefschwarzen Augen einzelne Blitze hervorfuhren, welche bald den einen bald den andern seiner beiden Reisebegleiter zu treffen bestimmt waren. Da er sich einmal zu der langweiligen Qual des Schweigens verdammt sah, fand er bald in dem Gedanken eine Linderung, daß vielleicht schon auf der nächsten Poststation die beiden mitreisenden Statuen abgeladen werden würden, oder daß wenigstens irgend ein Mensch, dem die Gabe der Sprache nicht versagt wäre, einsteigen werde.

Welch' lange Fahrt war es unter diesen Umständen, bis der Postwagen endlich Halt machte! Das Umspannen war im Nu vor sich gegangen, die Postknechte wechselten einige Worte, es stieg Niemand aus und ein, nur ein großer Koffer wurde mitgenommen, und schon ertönte das Posthorn und der Wagen fuhr im vollen Trabe zum Dorfe hinaus.

Das war zu viel! Blitzschnell schob sich der ältliche Herr, um der schrecklichen Enttäuschung Luft zu machen, an das Wagenfenster, dem Baron gegenüber, und reckte den Hals weit hinaus, indem er irgend etwas, halb zischend, nicht allzu

laut, doch ungemein intensiv vor sich hin pfiff, wobei der eine Fuß am Boden heftig zuckte und klopfte.

Das hatte eine kleine Weile gedauert, als er sich plötzlich zart angefaßt fühlte.

Der Baron hielt ihn am Arm, während er in vorgebückter Haltung, den Kopf auf die Seite geneigt, mit freundlich schmunzelnder Miene und gleichsam gespitzten Ohren dasaß, wie Einer, der mit größter Aufmerksamkeit auf etwas lauscht, was ihm höchst angenehm zu sein scheint.

„Mein Herr!“ rief der Fremde, sich rasch wieder zurücksetzend, keineswegs artig, „was soll das?“

„Lassen Sie sich nicht stören,“ erwiderte der Baron. „Ich müßte es ungemein bedauern! Ich würde Sie sogar bitten, wenn es Ihnen Vergnügen macht, weiter zu pfeifen!“

„Mein Herr, wie kommen Sie mir vor?“ rief der alte Herr höchst verwundert im gereizten Tone. „Sie fahren schon viele Stunden mit mir, reden nichts, haben mich zuletzt gar keiner Antwort gewürdigt, und jetzt fällt Ihnen plötzlich ein, eine Aufforderung an mich zu stellen —“

„Aber geehrtester Herr!“ wollte der Baron beginnen, um eine Entschuldigung oder Aufklärung vorzubringen, allein das Wort wurde ihm abgeschnitten.

„Eine Aufforderung,“ fuhr der Herr mit steigender Hitze fort, „für welche ich keinen Namen habe; denn wo in aller Welt, so lange Menschen auf Erden herumreisen, ist es vorgekommen, sich von einem Unbekannten, einem Wildfremden etwas vorpfeifen zu lassen? Herr, das ist Spott, das ist ein Scherz, den Sie sich mit mir zu treiben erlauben, und ich bin nicht der Mann, wie alt und grau ich aussehen mag, welcher dergleichen ruhig einsteckt!“

„Welches Mißverständniß!“ rief der Baron, ganz erstaunt lächelnd, mit seiner unerschütterlichen Gutmüthigkeit. „Ich sehe, daß Sie meine Worte von einer Seite nehmen, welche ich ganz außer Acht gelassen habe, denn sonst würde ich meine Bitte mit mehr Vorsicht angebracht haben. Ich hätte nämlich —“

„Biegen und wenden Sie das, wie Sie wollen,“ fuhr der Herr heftig dazwischen, „es kann mir kein befriedigender

Sinn daraus hervorleuchten, denn inwiefern kann mein Gebrumme und Gepfeife einen Andern 'was angehen?"

„Das ist unter allen Umständen sehr wahr," entgegnete der Baron mit Ruhe und Unbefangenheit, „aber doch in diesem Falle nicht richtig! Ihr Gepfeife, wie Sie es selbst zu nennen beliebt haben, hat mich dennoch interessirt —"

„Herr —" rief der Fremde, von seinem Sitze emporfahrend.

„Ich wiederhole, es hat mich interessirt," gab der Baron mit der treuherzigsten Miene zur Antwort, „denn ich glaubte eine Composition zu hören, die von jeher zu meinen Lieblingsstücken gehörte, seit ein paar Jahren mir aber, ich weiß selbst nicht wie, aus den Augen gekommen ist. Ein so großer Musikfreund wie ich —"

„Was in aller Welt," sprach der ältliche Herr bei Weitem gelassener, indem er den Baron scharf musterte, „hätte ich denn unbewußt Schönes gepfiffen? Ich gestehe, daß eben mein Humor teufelmäßig schlecht gewesen!"

„Sie haben ein herrliches Appassionato gepfiffen," gab der Baron aufleuchtend zur Antwort und fing sogleich dieselben Tacte, die er früher vernommen, vorzupfeifen an.

„Was!" rief der Fremde. „Das hätt' ich gepfiffen? Wenn Sie mir sagten, ich hätte den Zapfenstreich nachgebrummt, so müßte ich es jetzt Ihnen ebenso glauben!"

„Darüber kann kein Zweifel mehr sein," versetzte der Baron triumphirend, „sobald Sie nur zugeben, daß Sie die betreffende Composition, die doch keine alltägliche ist, kennen."

„Ich muß Ihnen Recht geben," erwiderte der Herr, „und begreife nur nicht, wie mir die Stelle nach langen Jahren auf die Lippen gekommen."

„Die Macht des Eindrucks!" rief der Baron, der seine Sache gewonnen sah. „Die Macht des Eindrucks, den eine solche Composition unverlöschlich hervorbringt! Nun können Sie sich auch über mich nicht mehr wundern! Ich hatte nämlich die ganze Fahrt hindurch nachgesonnen, was ich in einem großen Musikalienschatze bei meiner Ankunft zu Hause auswählen könnte, um es zu spielen! Da kam mir Ihr Pfeifen so wunderbar zu Hülfe! Sehen Sie, daß ich keinen Scherz

getrieben, sondern das lebendigste Interesse fühlte! Ich bin Ihnen unendlich verbunden, daß Sie mich auf die unsterblichen Violinconcerte von Torrentini wieder aufmerksam gemacht haben, und ich werde zu Hause, sobald ich die Reisetasche aus der Hand gelegt, das Appassionato hervorsuchen und es mit aller Andacht spielen!"

„Was mich betrifft," erwiderte der Fremde, dessen Gesicht sich mit einem Male entwölkt und auf das Einnehmendste aufgeheitert hatte, „so danke ich dem hübschen Zufalle, welcher auf einer so langweiligen Fahrt endlich unsere Unterhaltung flüssig macht!" Er lachte hoch zufrieden, daß der Fluch des Schweigens endlich gewichen war.

„Da übrigens," sprach der Baron ganz belebt, „die wenigen Tacte des Appassionato, die ich von Ihnen gehört, so notengerecht waren, müssen Sie sich viel mit Musik beschäftigt haben, und da wir wahrscheinlich ein und dasselbe Instrument spielen, müssen wir Seelenverwandte sein! Sie spielen doch die Violine?"

„Nicht mehr mit dem grenzenlosen Eifer," war die Antwort, „wie in jüngeren Jahren, doch ist sie noch immer mein einziges Vergnügen und mein edelster Zeitvertreib!"

„Das ist ja herrlich!" rief der Baron freudestrahlend. „So reichen wir uns denn, von Torrentini's Genius zusammengeführt, als Freunde die Hand!"

Der ältliche Herr gab bereitwillig die Hand, die der Baron auf das Energischeste schüttelte, und sagte dann mit einer eigenthümlich bedenklichen Miene:

„Je höher die Uebereinstimmung, um so höher die Freundschaft! Da muß ich Ihnen denn in aller Offenheit bemerken, daß Sie eine übertrieben große Meinung von Torrentini zu besitzen scheinen!"

„Inwiefern?" fragte der Baron ganz betroffen.

„Ich beabsichtige nicht," nahm der Fremde das Wort, „an dem Rufe zu mäkeln, den er in Italien als Violinspieler besitzt und welchen er ohne Zweifel auch in den übrigen Ländern hätte, wenn es ihm die Umstände gestattet hätten, sich auswärts hören zu lassen. Da werden wir einig sein, aber weniger in dem Punkt, daß Sie seine Compositionen so hoch

stellen. Er hat ja auch, offenbar im Gefühl seiner Schwäche, gar so wenig geschrieben!"

„Er hat freilich nur fünf Concerte gedichtet," erwiderte der Baron kampfbereit, „aber es sind fünf Löwen! Was haben Sie an ihnen auszusetzen?" Er rieb sich verstimmt an der Schläfe.

„Was ich an ihnen aussetze?" erwiderte der Fremde lebhaft. „Wenig, wenn wir uns begnügen, Torrentini's Werke als Uebungsfeld für die höchste Technik unter einer gefälligen, nicht talentlosen Einkleidung zu betrachten, aber unendlich viel, wenn wir sie den großen, ewigen Denkmälern der musikalischen Literatur anreihen wollen!"

„Grundfalsch, grundfalsch!" rief der Baron mit lauter Stimme und der heißblütigen Unduldsamkeit eines Enthusiasten, der für seine Götter kämpft. „Gerade das Gegentheil ist richtig! Hier ist die größte technische Bravour dazu da, um den Flug der tonschöpferischen Phantasie bis an jene äußersten Grenzen führen zu können, welche der Violine durch ihre eigene Natur gesteckt sind! Die Technik ist also nur das Werkzeug der nach allen Radien sich ausstrahlenden Idee! Die fünf Violinconcerte sind Kunstwerke, echte, originelle Kunstwerke!"

„Was soll ich sagen!" rief der fremde Herr mit einem feinen Lächeln, die Hände zusammenschlagend. „Es ließe sich nur Folgendes thun, um Ihr Urtheil, das offenbar exaltirt ist, zu berichtigen. Italien besitzt — ich selbst bin ein Florentiner — einen alten Meister, den man in Deutschland kaum kennt, eine Größe sowohl als Violinspieler, als auch als Componist für sein Instrument, den alten Viotti von Turin —"

„Was ist mit ihm?" fragte der Baron höchst gespannt und ungeduldig.

„Ich wünschte," gab der Italiener zur Antwort, „daß Sie nur ein halb Dutzend seiner höchst zahlreichen Werke spielten, dann würden Sie den gewaltigen Unterschied zwischen dem bahnbrechenden Genie und dem begabten Nachahmer entdecken und Torrentini's Concerte weit farbloser und weniger genial finden!"

„Sie meinen, ich kennte nicht den großen Viotti?" rief der Baron, sich mit einem ihm wohlthuenden Stolze in die Brust werfend. „Ich kenne sogar Alles von ihm, hab' es jahrelang gespielt — alle seine siebenundzwanzig Concerte und sechsundzwanzig Duette!"

„Alle Achtung vor diesem Geschmack!" rief der Florentiner verbindlich, ohne den Effect zu verbergen, den die Erklärung des Barons auf ihn hervorgebracht hatte.

„Da werden Sie mir also," fuhr der Baron, von seiner siegreichen Diversion gleich Nutzen ziehend, fort, „einige Competenz einräumen! Trotzdem ich Viotti kenne, und gerade deshalb weil ich ihn kenne, bestehe ich auf Allem, was ich vorher zu Torrentini's Gunsten behauptet habe!"

„Mein Gott," versetzte der Italiener, „gegen Liebe giebt es eben gar keine Gründe!"

„Aber ebenso wenig giebt es," erwiderte der Baron, von seinem Feuer immer weiter fortgerissen, „ein Senkblei, vermittelst dessen man die Tiefen der Poesie mit unumstößlichen Zahlen bestimmen kann, und ebenso wenig hat man einen Apparat in der Kunst, um das ideale Feuer, welches ein Kunstwerk aushaucht, mit der handwerksmäßigen Sicherheit zu messen, wie man den Hitzegrad eines Schmelzofens angeben kann. Wer den Zollstab in seiner Brust nicht mit auf die Welt gebracht hat, der kann sich ihn weder in der Kunstakademie aneignen, noch von dem größten Meister ausleihen!"

Der Italiener, dessen so maßvolle Opposition einen so verletzenden Ausfall nicht verdient hatte, war eben im Begriff zu antworten, und wer weiß, wie weit es bei der immer mehr zunehmenden Exaltation des Barons zwischen Beiden gekommen wäre, wenn der Postwagen nicht in diesem Augenblicke still gehalten hätte und der Wagenschlag vom Conducteur geöffnet worden wäre. Man war in Fichtenbrunn, unweit vom Schlosse.

Verstimmt, verwirrt und überrascht, schon am Ziele zu sein, sprang der Baron aus dem Wagen und wandte sich mit einer mehr gebrummten als gesprochenen Empfehlung von seinem Reisebegleiter, dem er kurz zuvor die Hand so

innig geschüttelt, ab, um vom Postillon die Reisetasche zu verlangen.

Diesen kurzen Aufenthalt benutzte der Italiener schnell, um den Wagen zu verlassen, und der Baron war nicht wenig erstaunt, seinen ästhetischen Widersacher sich ihm nähern zu sehen.

„Mein Herr," sprach der Italiener mit vollkommenster Höflichkeit, „ich ertrüge es nicht, daß mir die Bekanntschaft mit einem so kunstgebildeten Manne durch einen so abrupten Abschied getrübt wäre! Ein seltsames Schicksal hat es gewollt, daß wir wahrscheinlich den einzigen Gegenstand besprechen mußten, über welchen unsere Ansichten in keinen Einklang zu bringen sind. Dennoch dürfte Ihnen meine Opposition in einem ganz andern Lichte erscheinen, wenn Sie jetzt erfahren, daß ich selbst Torrentini bin!"

Der Baron war vor Freude und Ueberraschung außer sich, er fühlte sich von einem so süßen und heiligen Schrecken durchzuckt, wie ein frommer Klostermönch, welchem sein Schutzpatron in dem Augenblicke erschienen wäre, da er ihn eben gegen die Lästerung eines Ungläubigen vertheidigt. Aber ehe er zu Worten kam, erscholl schon der Ruf, einzusteigen, von dem gleichzeitig ertönenden Posthorn verstärkt.

„Um's Himmels willen!" rief der Baron, Torrentini mit beiden Armen ergreifend, fest entschlossen, diesen Reisenden der Post nicht ohne Kampf auszuliefern, „Sie dürfen nicht weiter, wenigstens nicht heute! Bleiben Sie wenigstens bis Abends bei mir; meine Equipage steht Ihnen jederzeit zur Verfügung!"

Torrentini, von solcher Verehrung gerührt, ließ sich nicht lange zureden, einen Tag zu bleiben. Triumphirend führte ihn der Baron in sein Schloß.

III.

Mit der Ankunft des Herrn von Stein und seines Gastes begann sich in dem sonst stillem Schlosse ein geräusch-

volles Leben zu regen, wie wenn ein Kaiser mit großem Gefolge beherbergt und bewirthet werden sollte. Die Frau Baronin hatte die oberste Leitung von Allem übernommen, nicht nur, weil ihr der zurückgekehrte Gatte die frohesten Nachrichten über ihr Kind gebracht, sondern weil sie auch an Allem Vergnügen fand, was ihrem Gatten Freude machte. Die ganze Dienerschaft war auf den Beinen, um zum Souper alle Leckerbissen des Landes und der Gewässer zusammenzutragen.

Torentini war sehr angenehm erstaunt, seinen begeisterten Verehrer in so glänzenden Verhältnissen zu sehen. Er ließ sich sogleich durch das ganze Schloß und den Park führen und sich sogar alle landwirthschaftlichen Gebäude zeigen. Er hatte das lebhafteste Interesse dafür, da er schon seit zwanzig Jahren auf dem Lande lebte und trotz seiner Künstlerseele Sinn für die Oekonomie hatte.

Der Baron, der überall, wie sich versteht, selbst den Führer machte, schlürfte das Lob, welches sein sichtlich befriedigter Gast reichlich zu spenden alle Ursache fand, mit dem größten Behagen ein, aber viel lieber wäre es ihm doch gewesen, man hätte gar nichts angesehen, sondern sich im Zimmer eingeschlossen und musicirt, bis die Hände vor Müdigkeit nicht mehr vermocht hätten den Bogen zu halten.

Als endlich Alles in Augenschein genommen war, pries sich der Baron glücklich, daß er nichts mehr besaß, wodurch sie noch länger abgehalten werden konnten ein Duett zu spielen; da hatte aber Torrentini wieder den Einfall, die schönen, hinter dem Park liegenden Waldhügel zu besteigen, um von dort aus die reizende Landschaft, welche im ersten Frühlingsgrün prangte, zu überblicken. Es ließ sich abermals nicht Nein sagen, und so kam der Abend und die Souperzeit heran, ohne daß der Baron seiner schwärmerisch geliebten Amatigeige auch nur guten Tag gesagt hätte.

Der Italiener war, wie man schon weiß, ein so gesprächiger Herr, daß er auch an der Abendtafel die Kosten der Unterhaltung allein trug; der Baron aber wunderte sich, daß Jemand, der so viel sprach, auf Alles, nur nicht auf Musik zu sprechen komme.

Mitternacht war nahe, als endlich der gewünschte Gegenstand das einzige Mal und nur sehr leichthin berührt wurde, da sich das Gespräch auf Torrentini selbst gelenkt hatte. Er sagte: „Es sind mehr als zwanzig Jahre, seit ich das Künstlerthum an den Nagel gehängt habe.“

„Ah!“ fiel der Baron, darüber ganz betroffen, mit einem Laute der höchsten Verwunderung ein. „Wie kann man das?“

„Ihr Erstaunen,“ erwiderte Torrentini, sich ihm zuwendend, „hat einen guten Grund. Ich hätte mich der Mißdeutung nicht ausgesetzt, wenn ich gesagt hätte, daß ich das Künstlerthum als Stand aufgegeben, ohne deshalb der Kunst Lebewohl gesagt zu haben!“

„So klingt es anders!“ rief der Baron mit erleichtertem Herzen. „Ein geborener Künstler bleibt Künstler, wie die Flöte eine Flöte bleibt, bis sie in Stücke bricht!“

„Sehr wahr!“ sagte der Italiener, lebhaft zustimmend. „Ohne Kunst wäre meine Seele ein Krüppel, ein Vogel ohne Flügel, ein Fisch ohne Flossen, eine Biene ohne Saugrüssel!“

„Da hört man den Tondichter wieder,“ rief der Baron mit begeisterungsvoll funkelnden Augen, „der das sturmbewegte Appassionato dichtete, in seinen „Lagrime d'un angelo“ Engelsthränen hervorschluchzte und in seinem „Mänadengesang“ einen Satz schuf, dessen dithyrambischer Humor alle Sinne des Zuhörers freudetrunken macht!“

„Lieber Baron,“ versetzte Torrentini, dem das ertheilte Lob ein fast ironisches Lächeln abgelockt hatte, „Sie stellen jetzt meine Bescheidenheit auf eine ärgere Probe als im Postwagen, da Sie mich nun kennen. Doch kehren wir zu unserem abgerissenen Gespräche wieder zurück. Als ich mich vor zwanzig Jahren — doch, ich will den anstößigen Ausdruck nicht wieder gebrauchen — kurz, als ich mich von der Oeffentlichkeit in's Privatleben der Kunst zurückzog, siedelte ich mich in Deutschland, wo meine einzige Tochter verheirathet war, an und glaubte ein ruhig beschauliches Leben führen zu können; aber eine Finanzkrise, in welche mein Schwiegersohn gerathen, nöthigte mich, mein Vermögen in sein Geschäft zu werfen und es wurde allmählich und un=

bemerkt ein Geschäftsmann aus mir. Ich bin gegenwärtig Theilhaber an einer Papierfabrik."

„Einer Papierfabrik?" fragte der Baron, der seinen Ohren nicht traute.

„Ja!" sagte Torrentini, die Miene seines Gastherrn richtig deutend. „Ich bin Papierhändler! Oder wäre ein Weinhändler poetischer?" fügte er scherzhaft hinzu.

Der Baron zwang sich zu lachen.

„Sie lachen?" fuhr der Italiener fort. „Wissen Sie, daß ein Mann, den wir Beide hoch verehren, unter ähnlichen Umständen Weinhändler geworden?"

„Und wer wäre das?" fragte der Baron ganz neugierig.

„Unser alter Viotti!" war die Antwort. „Als er die Direction der großen Oper niedergelegt, eröffnete er ein Weingeschäft in Turin. Er dichtet seine schönsten Concerte, während er Weinproben kostet und Fässer zeichnet!"

Dieses große Beispiel machte auf den idealistischen Baron Eindruck und er war nach einigem Nachdenken im Stande, sich Torrentini als Papierfabrikanten zu denken.

Als man auseinander gegangen war und der Baron in seinem Bette lag, schwirrten die Ereignisse des Tages so lebhaft vor seinen Augen, daß lange nicht an's Schlafen zu denken war. Das durchschlagende Gefühl aber war der Schmerz, daß so viel kostbare Zeit verloren gegangen, ohne musikalisch ausgebeutet worden zu sein, und er schlief erst ein, nachdem er den Entschuß gefaßt, morgen gleich nach dem Frühstück auf Kosten jeder Rücksicht seinen Gast zu zwingen, die Violine und den Bogen zu ergreifen und zu spielen. Frühe genug würde ja die schreckliche Nachmittagsstunde schlagen, wo die Post in Fichtenbrunn eintreffen und ihm den großen Künstler, vielleicht für immer, entführen werde.

Am andern Morgen — es war noch früh — träumte ihm, daß er eine Violine höre; er schlug die Augen auf und hörte sie wirklich.

Torrentini, gewohnt, sehr früh aufzustehen, war beim Ausgehen in eins der anstoßenden Zimmer gerathen. Es war das Musikzimmer, das Allerheiligste des Barons. Dort

hatte er eine der zahlreichen an der Wand hängenden Geigen herabgenommen, einige Striche gethan und plötzlich, von der Muse hingerissen, zu spielen angefangen.

Als er so in sein Spiel vertieft dastand und die Töne zum Fenster hinausfliegen ließ, wurde die Thür aufgerissen und der Baron stürzte herbei — verschlafen, zerrauft, ungekämmt und ungewaschen, ohne Beinkleid, die Pantoffeln an den nackten Füßen, den Schlafrock, in dessen einen Aermel er unterwegs geschlüpft, hinter sich nachziehend.

„Grausamer Freund," rief er ganz trostlos mit schwacher Klagestimme, ohne zu ahnen, welch' lächerliche Gestalt er vorstellte, „Sie lassen mich nicht wecken, nicht rufen! Aber ich habe den Bogenstrich des Meisters gleich erkannt!" — Seine Stimme begann sich zu heben, sein ganzes Gesicht zu beleben. „Aber was haben Sie da gespielt? Es klang mir gar nicht fremd, doch spielen Sie, spielen Sie weiter, wie wenn ich gar nicht da wäre! Sie wahrhafter Orpheus!"

„Aber Baron," sprach Torrentini, der das Lachen kaum zu verbeißen vermochte, „Sie erkälten sich in der frischen Morgenluft! Ich spiele Ihnen später so viel vor, als Sie verlangen!"

„Spielen Sie nur einige Tacte!" rief der Baron. „Das Thema war mir so bekannt — nur ein paar Tacte!"

„Das hat ja keinen Werth!" versetzte Torrentini, dem eine solche Höhe der Schwärmerei noch neu war. „Kleiden Sie sich an, dann musiciren wir, wie es sich gehört."

„Nur ein paar Tacte!" flehte der Baron noch inständiger; es erinnerte an den Eigensinn eines Kindes.

„Sie weigern sich, in Ihr Schlafzimmer zurückzukehren?" sprach der Künstler mit komischem Ernst. „Sie haben mich früher einen Orpheus genannt; ich will nun sehen, ob mir ein Stein folgen muß!"

Er begann sogleich einen wilden Sturmmarsch zu spielen, wobei er gleichzeitig mit großen Schritten der Thüre zuschritt, ging durch den langen Corridor, immerfort geigend, und weiter, die Treppe hinab, ohne sich nach dem Baron umzusehen, der ihm mit gierigen Ohren nachlief, und hörte erst auf, bis er in dessen Schlafzimmer angekommen.

„Großer Künstler!“ rief der Baron ganz enthusiasmirt aus, „famos, meisterhaft, unübertrefflich, da capo!“

„Keinen Ton mehr, bis Sie angekleidet sind,“ sagte Torrentini, über einen so zum äußersten getriebenen Enthusiasmus erstaunt lächelnd.

Mit der größten Eile gehorchte der Baron. Im Nu war er im Beinkleide, in den Strümpfen und griff eben nach den Stiefeln, als Torrentini den scherzhaften Einfall hatte, einen einzigen Bogenstrich zu machen.

Sofort ließ der Baron den Stiefel fahren; da aber die Geige hartnäckig schwieg, machte er sich hurtig an die Arbeit.

Nach beendigter Toilette begaben sich Beide in das Musikzimmer. Dieses befand sich in einem thurmartigen Anbau des Schlosses und war, wie sich's für ein Sanctuarium geziemte, ein schöner und sogar poetischer Raum. Das Licht fiel durch farbige Scheiben hoher Spitzbogenfenster herein, auf welchen man in Glasmalerei die Wappenschilder der Barone von Stein und ihrer Gemahlinnen schaute, und beschien die Büsten der Tondichter aller Zeiten, von Orlando di Lasso bis auf Rossini und Richard Wagner herab, die auf gefälligen Postamenten in symmetrischen Abständen aus den Wänden hervorzutreten schienen. Die Wände hatten eine hoch hinansteigende Verkleidung von braunem Eichenholz; zwischen dem vergoldeten Plafondgebälk, das mit Schnitzwerk im gothischen Styl reich bedacht und dennoch leicht und zierlich war, sah man in enkaustischen Farben Darstellungen der Mythe und Geschichte, die zur Musik in Beziehung standen. Ein breiter, fast bis an die Decke reichender Schrank mit doppelt gewundenen Säulen, wie alle anderen Möbel aus braunem, vaterländischem Eichenholze im gothischen Styl trefflich gearbeitet, barg die Notenschätze aus der ältesten bis auf die allerneueste Zeit; rechts und links von ihm hing wohl ein Dutzend Violinen; bei diesen die Portraits der berühmtesten Geiger.

„Beim Geiste Paganini's,“ rief Torrentini, als er hier eingetreten war und den Blick wiederholt ringsumher hatte schweifen lassen „das ist ein reizendes Gemach! Ich war schon

heute Morgen, als ich durch Zufall hereingerieth, ganz entzückt. Glücklicher Mann, der nicht nur den Sinn hat, das Schöne zu fühlen und zu genießen, sondern auch die Mittel, es sich in die Nähe zu rücken, und die Muße, ewig darin zu athmen!"

„Sie sind allzu freundlich, dies Zimmer zu loben," sagte der Baron. „Ich hätte es gern größer gehabt, aber ich habe den Raum nehmen müssen, wie ich ihn eben fand; er ist etwas zu klein. Dennoch ist er musikalisch nicht ungünstig. Nun aber die Geige zur Hand genommen, Maestro! Ich harre voll Ungeduld, ich schmachte nach Ihren Tönen!"

Er warf sich erwartungsvoll, mit leuchtenden Augen den Meister unverrückt ansehend, auf ein niederes Sopha.

Torrentini trug, ohne sich weiter bitten zu lassen, eine Phantasie von seiner Composition vor.

Mit der aufgeregtesten Aufmerksamkeit und einer heiligen Andacht lauschte der Baron den Zaubertönen, als wollte er sie mit allen Poren einsaugen. Er war, als Torrentini zu Ende gespielt hatte, von dem Eindrucke überwältigt und erdrückt.

„Meister, Meister!" ächzte er, „ich bin nicht bei mir selbst! Die Composition hat mir die Seele hoch hinauf entführt, ich muß sie erst vom Himmel herunterholen! Und diese Ausführung, dieses Spiel! Darf es von einem Schüler, einem Anfänger wie ich, gerühmt werden?"

Statt aller Antwort, die einem so bescheidenem Manne sehr schwer fallen mußte, fuhr Torrentini wieder über die Saiten hin, und die Seele des Barons wurde abermals, wie Ganymed von Jovis Adler, über die Wolken emporgetragen.

Nachdem sich der Baron von seinem auf's Neue ausgebrochenen Bewunderungsparoxismus erholt hatte, sollte er auf Torrentini's Verlangen selbst die Geige zur Hand nehmen und etwas vortragen. Er sträubte sich mit Händen und Füßen dagegen — es war nicht Ziererei, ihm fehlte der Muth. Erst auf wiederholtes Drängen ließ er sich dazu herbei.

Das Instrument, welches Torrentini auf's Gerathewohl ergriffen hatte, war ein modernes Pariser. Der Baron hatte sich natürlich seine berühmte Cremoneser von Amati geholt;

diese war ja sein Stolz, ein Stück von ihm selbst, und er fühlte sich durch die Bewunderung ihrer Vorzüge zum mindesten ebenso geschmeichelt, als durch das Lob seines eigenen Spiels.

Es war ihm eigentlich nicht ganz recht, als er sich vor das Notenpult hingestellt hatte, um das schon erwähnte Appassionato vorzutragen, und seine Violine stimmte, daß Torrentini, der einige Schritte davon saß, nicht sogleich auf das Kleinod aufmerksam wurde und von edler Neugierde erregt aufsprang. Er selbst wollte es ihm nicht sagen, denn er dachte, ein solcher Fachmann, welcher gar manches Instrument von Amati in der Hand gehabt und wohl selbst ein solches besitzen mochte, werde gar schnell aus der Leichtigkeit und Klarheit der Ansprache und der seelenvollen Kraftfülle der Töne erkennen, aus wessen Werkstätte die Violine hervorgegangen sei, und müsse auf das Höchste überrascht werden.

Es war ein feierlicher Moment, als er endlich den Bogen erhob, um ihn anzusetzen, von Torrentini's Auge beherrscht, während von den eingerahmten Lithographieen an der Wand die Geister von Beriot, Mayseder, Ernst und Molique auf ihn herabsahen. Es hatte fürwahr nie ein Künstler vor einem großen Publikum mit größerer Beklommenheit des Herzens debütirt.

Als er, zum Schlusse des Vortrags gekommen, den letzten Strich gemacht hatte, war Torrentini mit ungeheuchelter Ueberraschung herangesprungen.

„Sie setzen mich in Erstaunen!“ rief er. „Die Auffassung des Tonwerks, die Reinheit, Energie und Gewandtheit Ihres Spiels sind in der That höchst bedeutend! Ich habe einen achtbaren Dilettanten erwartet und finde einen Rivalen!“

„Sehr gütig,“ stotterte der Baron, nach der überstandenen Angst die Schweißperlen auf der Stirn trocknend, „überaus freundlich — aber ich kann das Lob nicht annehmen! O Gott, ich kenne meine Gebrechen zu gut! Und was Sie die Reinheit und Energie meines Spiels nennen —“ er fuhr mit einiger Selbstgefälligkeit in höherem Tone fort — „ist pures Verdienst meiner Geige, pures Verdienst meiner Geige!“

Er hob sein Instrument, das er in der Linken gesenkt hielt, ein klein wenig herabschielend, in die Höhe.

„Ihre Geige ist vortrefflich," sagte Torrentini, indem er dieselbe dem Baron aus der Hand nahm, unwillkürlich lächelnd. „Doch Ihre Bescheidenheit ist schon ein Sichselbstverkennen zu nennen!" Er sah das Instrument genauer an. „Corpo di Bacco!" rief er, „das ist ja eine ausgezeichnete Arbeit!" Er trat dem Fenster näher und fing die Violine nach allen Seiten zu wenden und auf's Schärfste zu besichtigen an. „Die hat wahrhaftig kein kleiner Meister gebaut! Man würde glauben, einen Amati vor sich zu haben!"

„Sie stammt," sagte der Baron, aufspringend, auf das Entschiedenste, „in der That von Amati."

„Sie sind im Irrthum," erwiderte Torrentini, ohne das Gewicht seines Urtheils zu ahnen. „Diese Geige ist nicht echt!"

Erblassend, sprachlos stemmte sich der Baron an die Fensterbrüstung. Sein Entsetzen wäre nicht größer gewesen, wenn man ihm gesagt hätte, daß eins seiner Kinder nicht echt sei.

„Verlassen Sie sich darauf," fuhr Torrentini, die Augen noch immer auf die Violine geheftet, fort. „Es ist aber ein wahres Kunststück! Das antikisirende Aussehen ist meisterhaft gelungen und der Ton läßt nichts zu wünschen übrig!"

„Sie glauben?" versetzte der Baron, von der Autorität seines Gastes zermalmt, die Worte kaum vorbringend. „Also unecht?"

„Kein Zweifel!" war die Antwort. „Die Decke, der Hals, das Griffbret, der Sattel sind bestimmt neu, nachgemacht, falsch, die Seitenwände ebenfalls, dagegen der Boden" — er hielt ein wenig inne, ihn betrachtend — „der Boden dürfte echt, authentisch, von Amati selbst sein, ja ich wage dies mit aller Bestimmtheit zu behaupten! Und damit erklärt sich auch die Entstehung dieser Nachbildung von selbst! Der Verfertiger hat offenbar eine schadhaft gewordene Cremoneser besessen, an welcher nur der Boden brauchbar war, und dieser edle Ueberrest verführte ihn zu der übrigens wundervollen Fälschung."

„So, so!" murmelte der Baron, um seinen Lieblings-

gegenstand gebracht, von der Erkenntniß einer zehnjährigen Täuschung zu Boden gebeugt.

„Sehen Sie,“ fuhr Torrentini, seine Worte mit Vorzeigung der Geige illustrirend fort, „welcher Unterschied zwischen Boden und Decke! Der Boden, ein von zwei Jahrhunderten gedörrter Ahornspan, hart, spröde, wie Stahlblech! Sehen Sie dagegen die Seitenwände, von demselben Holz gemacht, an! Wie sie sich weich anzufühlen scheinen! Ebenso die Decke! Die Fichte, aus welcher sie geschnitten ist, stand noch lange im Walde, als Amati sammt seinen Söhnen schon längst Staub und Asche war.“

Der Baron brauchte Raum und Luft, er stürzte unter einem Vorwande zur Thüre hinaus. Als er später beim Frühstück mit seinem Gaste zusammentraf, war alle seine Lebenslust dahin. Er betheiligte sich kaum am Gespräch, er nöthigte auch Torrentini, wie er sich vorgenommen hatte, nicht mehr, länger zu bleiben.

Als der Italiener im Postwagen saß und dem Baron, der ihm das Geleite gegeben, auf das Herzlichste zunickte, ahnte er nicht, welches Unheil er im Hause seines aufrichtig ergebenen Verehrers angerichtet hatte, und wie die brennende Pechfackel, die er dort unwissentlich zurückgelassen, den schönen, glücklichen Frieden der Bewohner zerstören werde.

IV.

Die schreckliche Enthüllung, die dem Baron zu Theil geworden, säumte nicht lange, eine große Verwandlung an dem äußeren und inneren Menschen hervorzubringen.

Anfangs war er in der traumhaften, aber tiefen Trauer versunken, in welcher man den erfolgten Tod eines nahestehenden Wesens noch nicht zu fassen vermag und ihn in einzelnen Momenten fast leugnet; allein er konnte die Violine nicht mehr anrühren und überhaupt nicht spielen. Diese Re-

action war eine psychologische Nothwendigkeit. Seine Eigenliebe war böslich verwundet worden, seine Kennerschaft hätte einen riesigen Bankrott gemacht, er war so zu sagen an seinem musikalischen Gehör irre geworden.

Daher mußte auch der Zorn gegen den Verkäufer des gefälschten Instrumentes, der in ihm oft wild ausbrach, machtlos in sich zusammensinken. Wie hätte er vor den Mann hintreten und ihm sagen können: Du hast mich betrogen; ich merke es — erst nach zehn Jahren! Uebrigens wußte er, daß dieser arme Teufel schon lange zu Grunde gegangen, verschollen, vielleicht gestorben war.

Da der Baron als großer Kunstschwärmer allgemein bekannt war, mußte alle Welt zu mißlichen Deutungen aufgefordert werden, als er mit der Musik gänzlich gebrochen zu haben schien und von einem immer zunehmenden Trübsinn wie von einer Krankheit verzehrt wurde. Man kam bald allgemein überein, daß dieser Zustand die Folge des Uebermaßes und eines naturwidrigen Lebens sei, welches allemal mit Tiefsinn und Hypochondrie, ja nicht selten weit schlimmer ende. Das war sehr vernünftig und Niemand vermochte etwas dagegen einzuwenden, aber dem Baron fehlte doch nichts als — eine Cremoneser Geige.

Die Frau Baronin trat der wahren Ursache der auffallenden Erscheinung unbewußt noch am nächsten, indem sie jedesmal, so oft auch das Gespräch auf ihren Mann kam, zu behaupten pflegte, daß es derselbe räthselhafte Zustand sei, an welchem der Baron nach seiner Verheirathung so lange gelitten, nur mit dem Unterschiede, daß der Zustand sich diesmal nach einem langen tückischen Schlummer gesteigert und verschlimmert zeige.

Das war sehr richtig, denn heute fehlte, wie damals, dem Baron eine Geige, und überdies war noch der Schmerz hinzugetreten, daß er mit einem gefälschten Torso so kläglich angeführt worden sei.

Eines Tages saß der Baron in seinem Musikzimmer. Dorthin pflegte er sich noch immer zu begeben, aber nicht mehr um zu spielen, sondern um gleichsam am Grabe seiner Illusionen zu weinen. Seine Augen hefteten sich, wie ge-

wöhnlich, auf die sogenannte Cremoneser, welche schon lange unberührt an der Wand hing, auf das künstliche Trugbild, an welchem nichts als der Boden Realität war! Indem er der glücklichen Nachahmung und deren übrigen Vorzügen unwillkürlich alle Gerechtigkeit widerfahren lassen mußte, wandte er sich doch mit Zorn, Schmerz und Abscheu von seiner schönen und falschen Desdemona hinweg.

„Wie muß," rief es in ihm, „eine echte, wahre Geige von Amati tönen, wenn schon ein nachgeäfftes Machwerk so vortrefflich ist!"

Er wußte selbst nicht, wie ihm in diesem Augenblicke wurde, aber es begann von da an eine heilsame Krise zu datiren, und bald war in seinem niedergedrückten, apathischen Gemüthe die brennende Sehnsucht nach einer neuen und echten Cremoneser erwacht. Die Hoffnung war somit wieder bei ihm eingekehrt, und mit ihr kam die Thatkraft und das Leben wieder. Er spielte jedoch noch immer nicht, spielte keine Note, berührte nicht einmal ein Instrument. Der Umschwung zeigte sich nur in der etwas verbesserten Stimmung und der rastlosen Thätigkeit, mit welcher er in der Stille nach allen Weltgegenden schrieb und allen Commissionären die lockendsten Anträge machte.

Was war der Lohn? Nach monatelanger Geduld kam er zur Einsicht, daß auf diesem Wege nicht zum Ziele zu kommen sei. Es schlug ihn aber nicht nieder, sein Muth blieb aufrecht, und er beschloß einen Argonautenzug nach der Violine zu machen.

Da ihm schon lange vorher eine Reise nach dem Süden zur Hebung seiner Gemüthskrankheit empfohlen worden war, schien er endlich nur den Wünschen seiner Gattin, seines Arztes und aller Freunde nachzugeben, als er die Reise wirklich antrat.

Er wandte sich zuerst nach Paris und fühlte sich dort anfangs viel besser, denn er hoffte in dieser an allen Merkwürdigkeiten so reichen Stadt den glücklichen Kauf machen und sich die Weiterreise ersparen zu können. Jedoch gar bald darauf meldete er den Seinigen, daß ihm die Zerstreuung in

der Weltstadt nichts genützt habe und er die milderen Lüfte des Südens aufsuchen müsse. So betrat er den Boden Italiens, aber auch der Aufenthalt in Turin hatte seine Nerven nicht gestärkt und die sanfte Seeluft von Genua nicht die geringste Wirkung auf sein Gemüth geübt. Er zeigte seiner Gattin an, daß er in Neapel sein Heil suchen und sich demnächst dahin einschiffen werde.

Als aber Woche um Woche verstrichen war, ohne daß wieder eine Nachricht von ihm eintraf, gaben sich seine Angehörigen den ärgsten Befürchtungen hin. Man mußte unter den obwalteten Umständen beinahe als gewiß annehmen, daß eine schwere Krankheit über ihn gekommen, oder daß er auf der Seereise verunglückt sei.

Als diese Befürchtungen auf's Aeußerste gestiegen waren, traf plötzlich ein Brief ein. Dieser war aus einer Stadt datirt, welche seinen Freunden nicht im Traume eingefallen wäre, nämlich aus Cremona! Der Inhalt klang unendlich wehmüthig. Er schrieb, daß er sich plötzlich entschlossen habe, den Landweg nach Neapel einzuschlagen, aber unterwegs auf den Einfall gekommen sei, einen Abstecher nach Cremona zu machen, um dort ein befreundetes Haus mit seinem Besuche zu überraschen, welches jedoch, wie er an Ort und Stelle höre, vor Jahren fortgezogen sei. Da der Baron dort in Wahrheit keine Seele kannte, mußte er unter dem befreundeten Hause die vermoderten Gebeine der Familie Amati verstanden haben. Er hatte sich, schloß er, von Cremonas herrlichem Himmel sein ganzes Heil — offenbar die Violine — versprochen, dasselbe jedoch beim besten Willen nicht gefunden. Zwischen Heimkehr und Weiterreise endlos schwankend, habe er so lange geschwiegen, bis er einen Entschluß gefaßt. Dieser bestände nun darin, zu den Seinigen heimzukehren.

Es war klar, daß er das gewünschte Object nirgends aufgetrieben und an dem Funde verzweifle.

Wenige Tage nach dem Eintreffen des Briefes war er selbst in Fichtenbrunn angekommen. Man hatte allgemein erwartet, ihn als einen abgezehrten Hypochonder mit tiefliegenden Augen wiederzusehen, und war froh erstaunt, sein Aussehen ganz unverändert, ja vortrefflich zu finden.

Das war gar kein Widerspruch, wenn man sich über die eigenthümliche Natur seiner Krankheit klar gewesen wäre.

Ebenso war das ganze Betragen des Barons freier und lebendiger, als es lange vorher gewesen, und hielt auch so, was die Hauptsache schien, an. Er sprach mehr als sonst, ging öfter spazieren, pürschte und jagte, nur Musik trieb er nicht wieder. Namentlich Letzteres war für Alle, die es mit ihm gut meinten, ein sicheres Unterpfand, daß seine gänzliche Herstellung unaufhaltsam gefördert würde. Schien doch die Quelle des Uebels verstopft, seitdem er mit seiner unnatürlichen und excentrischen Liebhaberei, die nahe daran war, zur Monomanie auszuarten, so vollständig gebrochen hatte.

Und trotz alledem und alledem sah es in seinem Herzen doch äußerst traurig aus. Die Kluft, die in seinem Innern gähnte, war durch Alles, was er trieb, nicht auszufüllen. Der Grundpfeiler seines Lebensglückes war umgestürzt und nach menschlicher Voraussicht nicht wieder aufzurichten. Seine Schwermuth trat nicht grell hervor, sie höhlte ihn heimlich und so zu sagen von innen aus, so daß er kaum selbst die Fortschritte merkte; aber eines Gefühles war er sich deutlich bewußt: eines gründlichen Grimmes gegen die Violine, die ihm einen so maßlosen Betrug gespielt hatte. Er gerieth immer in den wildesten Affect, so oft er an der Thüre seines verödeten Musikzimmers vorbeistreifte.

Einige Monate waren verstrichen, als er eines Abends, die Büchse umgehängt, die Waidtasche gefüllt, den Jagdhund zur Seite, von einem Streifzuge heimkehrte. Er war auf einer Stelle aus dem Walde herausgekommen, von wo aus kein eigentlicher Weg weiter führte, und näherte sich durch einen bloßen Zufall einem ganz abseits gelegenen Theile von Fichtenbrunn, den er seit undenklichen Zeiten nicht betreten hatte. Das erste Haus, das dalag, streng genommen eine Hütte, deren Aermlichkeit und Verfallenheit die letzten Strahlen der Sonne zur Schau stellten, gehörte dem Schulmeister, einem alten Hagestolz und weltscheuen Sonderling, welcher dort mit seiner achtzigjährigen Mutter so zurückgezogen lebte, als es ihm nur die pünktliche Erfüllung seiner Berufspflicht erlaubte.

Der Baron hatte ihn vor Jahren mehrmals im Vorbeigehen gesprochen, seitdem aber bemerkt, daß ihm der Schulmeister immer vorsätzlich auswich, wahrscheinlich als treuer Partisan und abhängiger Diener des Pfarrers, welcher ja, wie bekannt, mit dem Schloßherrn im offenen Kriege lebte, weil er von demselben am Baue seiner Kirche gehindert worden war.

Der Baron hatte auf seinem Heimwege eben an der alten Baracke des Schullehrers umgebogen, als aus deren Innerm eine Violine hervortönte. Er blieb elektrisirt, durchzuckt, erstarrt stehen, während sich das Spiel zu immer höherem Fluge erhob, und wußte wahrhaftig im ersten Augenblicke nicht, was für ein Instrument er höre, ob eine Violine, eine Zaubergeige, ein Oberonshorn, eine Zauberflöte. Wie aus einem Traum, in welchem Sphärenmusik erklingt oder Engelsstimmen singen, riß er aus und kam in die Stube des Schulmeisters hereingestürzt.

Dieser — Bleivogel war sein Name — war eben im Begriffe, mit seiner Mutter ein ärmliches Abendessen einzunehmen, welches aus einem Stück Brod und einem Seidel Bier, das in zwei Trinkgläsern redlich getheilt war, bestand. Er hatte die Violine auf den Tisch gelegt und war emporgesprungen, von dem stürmischen Besuche höchst überrascht. Seine hohe, breitschultrige, starknochige Gestalt, mit einem großen, derben aber charaktervollen Kopfe, der nur noch mit einigen Haarbüscheln geschmückt war, flößte einen unheimlichen Respect ein. Ein wildscheuer Ausdruck lag in den finsteren Mienen dieses Misanthropen, und trat aus den kleinen, stechenden Augen, die tief eingesunken unter einer großen Stirne blitzten, noch unmittelbarer hervor. Der breite, abwärts gezogene Mund mit der stark vortretenden Unterlippe, einem Merkmal habituellen Trotzes, hatte diesmal, von Affect verzerrt, beinahe etwas Barbarisches.

Diesem Manne gegenüber befand sich der Baron, und es war ihm nicht zu verargen, daß er sogleich bei seinem Anblick das enthusiastische Gefühl, mit welchem er eingetreten, erstarren fühlte und verlegen nach Worten zu einer passenden Anrede suchte.

„Ich habe Sie spielen gehört, Bleivogel," sagte er nicht ohne Stottern. „Ich war ganz erstaunt — Ihre Violine da —"

Er griff schnell nach dem Instrument und betrachtete dasselbe, es nach allen Seiten wendend, mit dem gierigsten Interesse.

Bleivogel hatte eine Bewegung gemacht, wie wenn er es hätte verhindern wollen, blieb aber regungslos und stumm stehen.

„Wo haben Sie die Violine her?" fragte der Baron ganz exaltirt, an allen Gliedern leise bebend.

„Ich weiß nicht, wie Sie dazu kommen," erwiderte Bleivogel mit einer sonderbaren Unruhe, „eine solche Frage an mich zu thun. Ueberhaupt —"

„Aber Andreas, wie sprichst Du denn mit dem gnädigen Herrn!" ermahnte die alte Mutter ihren grauen Sohn, ihn am Rocke zupfend, zur Höflichkeit.

„Ach, mischt Euch nicht hinein, Mutter!" fertigte Bleivogel die Alte ab, und fuhr zum Baron gewendet fort: „Da Sie so neugierig sind, will ich es Ihnen doch sagen. Die Violine ist schon vom Urgroßvater her, Gott weiß seit wann schon, im Hause, ein altmodisches, altväterisches Ding —"

„Und Sie wissen nicht einmal," rief der Baron ihn unterbrechend, „welchen Schatz Sie an ihr haben?"

„Was? Alte Violine — Schatz?" brummte der Schulmeister, ungeduldig schnaubend.

„Freilich!" rief der Baron, erfreut, ihn, wie er glaubte, darüber aufklären zu können. „Diese alten Exemplare werden heutzutage theuer bezahlt. Das ist eine echte Cremoneser, ich wette meinen Hals! Der Ton, das Aussehen — ich gebe Ihnen auf der Stelle tausend Gulden dafür!"

„Ich verkaufe sie nicht!" schrie der Schulmeister ganz wild, die Violine mit einem unverhofften Griffe aus den Händen des Barons ziehend.

„Bist Du von Sinnen?" rief die alte Frau, vor Schrecken an die Stuhllehne zurücksinkend.

„Steckt Eure Nase nicht herein, Mutter!“ schnaubte sie der Sohn an.

„So recht, Mütterchen!“ rief der Baron, gegen die Fürsprecherin von Dank erfüllt, indem er die Waidtasche rasch öffnete und der Alten einen Hasen als Geschenk zu Füßen warf.

„Nehmen Sie nur Ihren Hasen wieder mit,“ sprach Bleivogel in einem sehr peremptorischen Tone, „denn aus diesem Handel wird doch nichts!“

„Ich gebe Ihnen fünfzehnhundert Gulden,“ sagte der Baron.

„Für den alten Scherben!“ rief die Alte, die jetzt selbst nicht wußte, ob der Bittende oder der Ablehnende der größere Narr sei, während ihr Sohn im stummen, unerschütterten Trotze dastand.

„Nun was meinen Sie, Bleivogel?“ fragte der Baron, der das Schweigen seinen Wünschen günstig deutete, im Tone freundschaftlichen Zuredens.

„Was ich meine? Daß Sie mich jetzt in Ruhe lassen sollen,“ erwiderte der Schulmeister derb und heftig, „denn aus den Handel wird nichts in alle Ewigkeit!“

„Andreas!“ rief die Alte im flehenden Tone, „halte doch Deinen Verstand zusammen und denk an unser Schindeldach! Es regnet uns schon in's Bett hinein!“

„Ich lasse das Dach noch obendrein auf meine Kosten decken!“ rief der Baron, entschlossen, den Widerstand dieses Sonderlings um jeden Preis zu brechen.

„Der gute gnädige Herr!“ seufzte die Alte voll dankbarer Rührung.

„Aber jetzt lassen Sie mich in Ruh'!“ sagte Bleivogel mit aller Energie. „Ich gebe die Violine nie und nie her; ebenso leicht könnte ich meine Mutter verkaufen!“

„Welche Reden!“ warf die Mutter ganz entrüstet hin. „Ist denn heute der Teufel in Dich gefahren?“

„Ehe ich die Violine hergebe,“ fuhr der Schulmeister von einem wilden Eifer überwältigt fort, „will ich ein Bein verlieren und ein Aug' dazu! Nun will ich mir Sie auch recht ansehen, Herr Baron, und Sie fragen wer Sie sind, daß

Sie von mir eine solche Gefälligkeit so hartnäckig fordern? Haben Sie einige Fuß Erde hergegeben, als Sie vom Herrn Pfarrer darum gebeten, und endlos gebeten wurden? Wie groß wäre denn die Einbuße gewesen, da sich doch Ihr Park eine Viertelmeile weit ausdehnt? Damals war Ihnen und bis heute ein lumpiges Stückchen Land nicht um das Zehnfache des Schätzungspreises feil, daher messe ich Ihnen jetzt mit demselben Maße und gebe Ihnen die Violine auch nicht um zehntausend Gulden hin! Wie du mir, so ich dir, sagt das Sprichwort. Ich werde mir nicht den Arm abnehmen lassen, wenn Sie sich nicht einmal den Nagel haben beschneiden lassen wollen! Das ist mein letztes Wort!"

Dieser Ausfall war durch die Anspielung auf das Zerwürfniß mit dem Pfarrer so giftig, daß ihn der Baron bei aller Rücksicht gegen den Besitzer der Violine nicht ruhig hinnehmen konnte.

„Was unterstehen Sie sich," sprach er, „eine solche Sprache zu führen und Dinge hereinzuziehen, die Sie nichts angehen? Ich bin nicht hergekommen, um meine Handlungen von einem Dorfschulmeister kritisiren zu lassen, sondern um einen Kauf zu machen! Wenn unser Handel nicht zu Stande kommt, so gehe ich, aber Sie dürfen nicht mir gegenüber ein so gemeiner Flegel sein!"

Bleivogel gerieth in eine wahre Wuth und trat, indem er die Mutter, die ihm Mäßigung zusprach, bei Seite schob, an den Baron dicht heran.

„Von Ihnen," brüllte er, „ist es unverschämt, auf Knall und Fall in mein Haus zu kommen, der Sie mich erst seit dem Augenblick kennen und kennen wollen, da Sie mir etwas abzuschachern willens sind. Und jetzt gehen Sie, sonst wird es Ihnen gerade so gehen, wie es dem Herrn Pfarrer bei Ihnen ergangen ist —"

„Herrgott!" schrie der Baron aufstampfend. Aber schon hatte ihn der Schulmeister mit dem linken Arm angefaßt, mit dem rechten die Thür aufgerissen und, ohne ein Sterbenswörtlein dabei zu sprechen, ihn hinausgeschoben.

V.

Der Auftritt in Bleivogel's Stube erregte, als er am folgenden Tage bekannt wurde, eine ungeheure Sensation im ganzen Orte. Die allgemeine Stimme war für den Beleidigten, den Baron, dessen humanes, sanftes Wesen berühmt war; aber man wußte sich das Betragen des Schulmeisters gar nicht zu erklären, denn einen so brutalen Act hätte Niemand selbst bei einem solchen seltsamen Kauz vorausgesetzt. Das tragische Geschick aber, welchem der Baron zum Opfer gefallen, konnte doch Niemand ahnen und würdigen. Während alle Welt glaubte, daß es sich um eine einfache Insulte handle, stand doch das ganze Glück und die ganze Lebenslust des Barons auf dem Spiele. Der Gegenstand seiner Schwärmerei war entdeckt und gefunden, aber in demselben Augenblicke für immer verloren. Es konnte nicht ausbleiben, daß er seinem Drängen, seiner eigenen Ueberstürzung die Schuld an dem traurigen Ausgang mit aufbürdete, wenigstens insofern, als die Zusammenkunft zu einem frischen und unversöhnlichen Bruche mit dem Schulmeister geführt hatte. Zu spät sah er ein, daß er auf die Vorurtheile Bleivogel's hätte Rücksicht nehmen, Gelegenheiten, ihn zu gewinnen, abwarten oder schaffen und sich überhaupt Zeit lassen sollen. Statt dessen mußte er jetzt Schritte thun, welche die Feindschaft erhöhten und verewigten, und den Schulmeister bei Gericht verklagen. Er hätte Letzteres wahrhaftig unterlassen, wenn er es dem Namen seiner ganzen Familie nicht schuldig gewesen wäre.

Der Einzige vielleicht im ganzen Orte, der an dem skandalösen Vorfall seine Freude hatte, war der Pfarrer, Pater Kreßmann. Er gönnte das dem Baron, welcher die Entstehung der neuen Kirche seit Jahren hinderte, und hätte sich auch über ein größeres Ungemach gefreut. Diese Schadenfreude darf aber nicht zu hart gerichtet werden, wenn man bedenkt, was der Pfarrer gelitten. Von einer verzehrenden Baulust besessen, durfte er keinen Baustein von seiner Stelle rühren und mußte jahrein jahraus thatlos zu-

warten, während ihn der bei seinem hohen Alter schreckliche Gedanke oft genug beschlich, daß er vielleicht in ein besseres Jenseits abgerufen werden würde, ohne das Denkmal seines christkatholischen Eifers aufgerichtet zu haben.

Er eilte daher, sobald er die Nachricht am andern Tage erhalten, in die Wohnung des Schulmeisters, der sich eben anschickte, in die Schule zu gehen, und sehr verstört aussah. Die alte Mutter war eben nicht anwesend.

„Was hör' ich für eine Geschichte!" rief der Pfarrer eintretend mit strahlenden Augen und lachendem Munde. „Sie sollen ja den Baron aus Ihrer Stube herausgeworfen haben! Ist das möglich, Bleivogel? Ist das wahr?"

Bleivogel, der beim Anblick des Pfarrers sichtlich erschrocken war, gab brummend zur Antwort:

„Es ist leider nur allzu wahr!"

„Leider, sagen Sie?" sprach der Pfarrer. „Ich freue mich, daß Sie mir den Beweis gegeben haben, wie anhänglich Sie mir sind und wie sehr Ihnen meine Angelegenheiten am Herzen liegen!" Er drückte dem Schulmeister warm die Hand. „Denn wie ich höre, soll der ganze Streit über den gewünschten Bauplatz ausgebrochen sein."

„Ja," erwiderte Bleivogel kleinlaut, indem er sonderbar verlegen und unruhig vor sich hinstarrte.

„Mir kommt es vor," sagte der Pfarrer, ihn fixirend, „als ob Sie heute einen rechten Katzenjammer davon hätten!"

„Recht ist's mir nicht," versetzte der Schulmeister. „Ich gäbe viel darum, wenn mir gestern der Musiknarr nicht über die Schwelle gekommen wäre! Er hat mich auch bereits verklagt."

„Alfanzerei!" rief der Pfarrer. „Das wird Ihnen den Kopf nicht kosten. Ich bin auch da! Wenn Sie für mich in's Feld ziehen, so können Sie sich denken, daß ich Sie unterstützen werde. Eine Hand wäscht die andere. Diese Lebensregel habe ich stets beobachtet. Ich werde ihr nicht im Alter untreu werden."

„Ich weiß, ich weiß, daß ich auf Sie zählen kann," murmelte der Schulmeister; der innige Antheil des Pfarrers blieb auf ihn ohne allen Eindruck.

„Jetzt keine Gesichter geschnitten!“ rief der Pfarrer. „Da setzen Sie sich her und erzählen Sie mir mir genau und haarklein den ganzen Hergang. Ich muß von Allem wissen, denn es kommt ja vor's Gericht.“

Er setzte sich in bester Laune nieder, um die Erzählung mit allem Behagen einzuschlürfen.

Zögernd nach einer Entschließung, die ihn offenbar viel kostete, tief aufathmend, wie wenn ihm eine unerläßliche, schwere Arbeit bevorstünde, ließ sich Bleivogel daneben nieder. Nach einer Pause, innerhalb welcher er sich zu besinnen schien, wie und wo er anfangen solle, sagte er stoßweise: „Gestern — es war hübsch spät — aber licht war es noch — der Fischersepp war kurz zuvor bei mir gewesen, um eine Todtenmesse zu bestellen —“

„Nebensache!“ rief der Pfarrer ungeduldig.

„Nebensache, ganz recht!“ sagte der Schulmeister, einen neuen Anlauf nehmend. „Wie Sie wissen, spiele ich gern die Violine —“

„Ist mir hinlänglich bekannt!“ rief der Pfarrer, dem der um die Sache herumirrende Eingang des sonst bündigen Bleivogel auffiel und als Zeichen großer Verstörtheit vorkam. „Ich habe Sie im Verdacht, daß auch Sie, freilich aber heimlich, ein ganzer Musiknarr sind! Aber nur weiter, nur weiter! Einem Schulmeister verzeiht man's!“

„Nun hab' ich —“ fuhr Bleivogel fort und brachte die nächsten drei folgenden Worte äußerst schwer gedehnt heraus — „eine alte Violine, sehr alt, aber gut, von sehr reinem Ton, so zwar —“ er riß das Lob, das auf dem Wege war, sich maßlos zu steigern, rasch ab und sprach im veränderten, bescheidenen Tone — „aber eine Wundergeige ist es darum noch lange nicht! Gestern Abends also hört mich der Baron spielen, springt mir in die Stube herein und will mich beinahe zwingen, ihm das Instrument zu verkaufen. Er bietet mir tausend Gulden —“

„Nun, das war doch ein Scherz!“ unterbrach ihn der Pfarrer, der von den Preisen, die Geigen möglicherweise haben könnten, nicht das Geringste verstand.

„Halb und halb!“ entgegnete der Schulmeister sehr ge=

wunden. „Dennoch kann man es bei einem Manne, der ein toller Musikliebhaber ist und Geld zum Hinauswerfen hat, für Ernst halten. War das auch ein übertriebenes Angebot, so haben alte italienische Geigen doch auch ihren Werth. Aber, wie dem sei, den Baron hab' ich im Magen, denn sein Benehmen in Ihrer Bauangelegenheit war so miserabel und ich hab' ihm das in's Gesicht gesagt."

„Donnerwetter," sagte der Pfarrer, „tausend Gulden für eine solche alte Fidel! Sie sind ein Dummkopf, daß Sie das Geld nicht genommen haben! Da hätten Sie sich erst recht in's Fäustchen lachen können. Tausend Gulden! Hollah aber! Da fällt mir 'was ein! Von meinem verstorbenen Vorgänger, dem Pater Kugelring, müssen wir doch auch eine solche alterthümliche Geige unter unseren Chorinstrumenten haben?..."

Bleivogel wurde leichenblaß und vermochte kein Wort vorzubringen.

„Sie müssen das doch wissen!" fuhr der Pfarrer, in welchem ein Argwohn plötzlich aufstieg, fort. „Machen Sie doch gleich einen Sprung in's Schulhaus und bringen Sie sie hieher. Ich will warten."

„Wenn ich sie nur gleich finde!" rief der Schulmeister, bestürzt hin- und herfahrend.

„Das wäre nicht übel!" rief der Pfarrer aufspringend. „So bewachen Sie Ihnen anvertraute Sachen? Ich glaube gar, Sie haben heimlich einen Tauschhandel vorgenommen und sich die Geige angeeignet?"

Bleivogel rang krampfhaft mit einer schrecklichen Armensündermiene die Hände.

„O Sie alter Schlingel!" rief der Pfarrer, nicht ohne Unmuth, doch auch nicht ganz ohne Humor. „Da habe ich den Bock zum Gärtner gemacht! So ist's, wenn man nichts von Musik versteht und nur mit Leib und Seele ein Baumeister ist!"

„Hochwürdigster Herr Pfarrer!" rief Bleivogel, bis in's Innerste erschüttert, mit bittend erhobenen Händen. „Haben Sie Gnade, haben Sie Nachsicht, Mitleid mit mir! Ich habe nichts Strafbares vorgehabt! Gleich in den ersten Tagen, als

ich die Stelle in Fichtenbrunn antrat, entdeckte ich die Geige in der Instrumentenkammer. Sie lag im Winkel, voll Staub, voll Spinnweben, ohne Saiten, mit kleinen Schäden behaftet, vom vorigen Schullehrer wahrscheinlich wie ein unbrauchbarer alter Plunder vernachläßigt. Weit entfernt ihren Werth zu ahnen, hob ich sie auf, um sie repariren zu lassen, denn ich dachte, für einen dummen Chorjungen, der Unterricht nimmt, ist sie gut genug. Aber, alle Heiligen, wie war mir, als ich sie zum ersten Mal mit dem Bogen berührte! Ich hörte alle Engel des Himmels singen! Von da ab kam sie mir aber nicht mehr aus den Händen, und ihr zu Liebe bin ich ein Musiknarr geworden, daß ich dem Baron in nichts nachstehe! Hochwürden bedenken Sie das Alles, ehe Sie mich verdammen! Mein ganzes Verbrechen besteht nur darin, daß ich die Violine geheim hielt, nicht einmal in der Kirche sie spielte, um keine Seele auf den Schatz aufmerksam zu machen, denn mir war und mir ist, als könnte ich es in der Welt ohne sie nicht einen Tag aushalten. Ich wollte keinen Diebstahl begehen — soll mich die Erde verschlingen —"

„Davon ist nicht die Rede," fiel der Pfarrer ein. „Ich kenne Sie zu gut und habe Ihre Redlichkeit oft genug im Geheimen auf die Probe gestellt. Sie sind die ehrlichste Haut auf Gottes Erdboden, aber ich nehme es Ihnen übel, daß Sie mich nicht in's Vertrauen gezogen haben."

„War gefehlt von mir," sagte der Schulmeister reumüthig, „sehr gefehlt!"

„Hätten Sie eine schlechte Absicht gehabt," erwiderte Pater Kreßmann, „so war gestern die beste Gelegenheit sie auszuführen. Ich hätte ja nichts erfahren, wenn der Handel zu Stande gekommen wäre. Sie beichten aber erst jetzt, da Sie fürchten, durch das Verhör die Wahrheit an's Licht gezogen zu sehen. Das nur, das nur nehme ich Ihnen übel!"

„Ich bitte Sie —" wollte Bleivogel im Tone der Beschwörung anfangen, allein der Pfarrer sprang ihm in's Wort.

„Kurz und gut!" sagte er, „es soll nicht mehr vorkommen! Da aber eine Hand die andere waschen muß, will ich für Sie einen Gang thun, damit Sie leicht durchkommen. Alles, weil Sie mir das Vergnügen bereitet haben, den Baron zur

Thüre hinaus zu werfen! Sie sagen also vor Gericht: die Violine gehöre nicht Ihnen, Sie hätten einen Scherz mit dem Baron getrieben, als Sie den Eigenthümer spielten, und seien nur in Zorn gerathen, als die Rede auf die Kränkung kam, welche ich vom Baron erlitten! Dabei bleiben Sie, nun aber geben Sie die Violine her, ich will sie mitnehmen, um mir zu Hause das Wunderthier näher anzusehen."

Stumm, mit einem verzweiflungsvollen Blicke that Bleivogel, wie ihm befohlen war.

„Haben Sie keine Angst," sagte der Pfarrer, die Violine in Empfang nehmend, im Tone beruhigenden Zuspruchs, „Sie haben Sie darum nicht verloren. Sie können nach wie vor darauf fortspielen."

Er verließ das Zimmer. Bleivogel folgte ihm bald, um in die Schule zu gehen. Seine ältesten Schüler erinnerten sich nicht, ihn je so weich und sanft wie an diesem Tage gesehen zu haben.

VI.

Der Baron von Stein war inzwischen vom Frühstück aufgestanden und stand arg verstimmt, ja trostlos am offenen Fenster, als ihm der Besuch des Pfarrers Kreßmann gemeldet wurde. Er war auf's Höchste erstaunt, doch nicht auf unangenehme Weise, seinen langjährigen Todfeind sich ihm nähern zu sehen, denn er setzte ganz richtig voraus, daß es sich irgend um einen Vermittlungsantrag zu Gunsten des Schulmeisters handeln werde. Er nahm den Besuch ohne viel Besinnen an.

Der Pfarrer trat mit einem milden Ernste ein und begann, nachdem er auf die Einladung des Barons hin Platz genommen hatte:

„Verehrtester Herr Baron! Ich begreife das Erstaunen vollkommen, in welches Sie meine Gegenwart setzt. Wir sind uns seit Jahren fremd, ich will nicht sagen, feind ge-

worden, denn in meinem Herzen wenigstens kommt ein solches sündhaftes Gefühl nicht auf. Schmerz, tiefer Schmerz hat mich bewegt, als es dahin gekommen, daß unser schönes Fichtenbrunn den edelsten Schmuck, das neue Gotteshaus, nicht besitzen soll. Doch verzeihen Sie! Ich bin nicht gekommen, um Sie mit dieser ein für alle Mal abgethanen Sache zu quälen, denn ich habe längst mit christlicher Ergebung die Ausführung meines heiligen Planes in Gottes Hände gelegt. Ich berühre nur den Gegenstand, weil er mit dem Zwecke meines Besuches in einiger Verbindung steht — ich meine die empörende Ungezogenheit, deren sich der Schullehrer Bleivogel schuldig gemacht."

„Ich habe Ihren Wunsch schon errathen," erwiderte der Baron. „Was ist zu thun? Ich habe die Sache dem Gerichte übergeben."

„Ich weiß es," sagte der Pfarrer. „Dennoch aber muß ich mich erst noch gegen einen Verdacht verwahren. Es wäre nicht unmöglich, daß Sie gedacht hätten, Bleivogel wäre durch meine Klagen aufgehetzt nnd getrieben worden, die leidige Bauangelegenheit auf eine so rohe Weise zur Sprache zu bringen."

„Fiel mir nicht im Traume ein!" rief der Baron lebhaft. „Nicht im Traume! Darum hat es sich gar nicht gehandelt, es hat sich um eine alte Violine gehandelt —"

„Von Ihrer Seite vielleicht," gab der Pfarrer ruhig zur Antwort. „Bei Bleivogel war der Handel Nebensache."

„Sie irren!" rief der Baron sehr lebhaft. „Seine Mutter, sagte er, würde er ebenso gern verkaufen als seine Geige."

„Das sagte er so im Scherz!" sagte der Pfarrer, während sein Mund von einem flüchtigen Lächeln umspielt ward. „Er ist ein viel zu frommer Christ, um einen solchen Ausdruck im Ernst zu gebrauchen. Es war ein Scherz, ein häßlicher Scherz, wie er mir jetzt selbst reuevoll gesagt."

„Ausreden!" rief der Baron, im Zimmer auf- und abgehend. „Ausflüchte! Er verkauft die Violine nicht, wenn wir ihm ein Bein ausreißen!"

„Das geb' ich zu!" versetzte der Pfarrer lächelnd. „Um die zu verkaufen, müßte er erst der Besitzer sein!"

Die Wirkung dieser Worte äußerte sich am Baron vom Scheitel bis zur Zehe.

„Die Violine, die er bei sich hat," fuhr Pater Kreßmann, den Unbefangenen spielend, fort, „gehört zu den Chorinstrumenten, an welche keine neue Saite gespannt, keine neue Klappe angebracht werden kann, wenn ich nicht die Autorisation dazu gebe, welche also noch weniger ohne mein Wissen veräußert werden können. Bleivogel ist nur mein Verwalter, und ich gestehe, der gewissenhafteste und sachkundigste, da ich selbst von Musik rein nichts verstehe, wie Sie sich, Herr Baron, bei den Hochämtern, welche ich singen muß, hinlänglich haben überzeugen können!"

„Nun gut!" sagte der Baron aufspringend, weil ein längeres Verweilen bei dem Gegenstande seine gemessene Haltung zu Grunde gerichtet hätte. „Was soll ich mit dem Schulmeister?"

„Gnade für Recht ergehen lassen!" rief der Pfarrer mit Salbung. „Er hat bereut, ihn hat seine Hitze fortgerissen, lassen Sie sich eine Abbitte genügen und schonen Sie den armen Teufel, dessen Stellung als Erzieher der Jugend durch die kleinste gerichtliche Verurtheilung unendlich leiden müßte."

„Eine wesentlich andere Satisfaction," versetzte der Baron, „kann mir auch das Gericht nicht schaffen. Ich bin damit einverstanden!"

„Ich habe es immer gesagt," rief der Pfarrer, sich erhebend und dem Baron die Hand reichend, „daß Sie das vortrefflichste Herz haben. Man muß Sie nur in rosiger Laune treffen." Er nahm den Hut. „Ich habe jetzt eine Messe zu lesen. Aber, Herr Baron, war Ihnen wirklich etwas an der Violine gelegen?"

„Sehr viel!" rief der Baron, gleichsam explodirend. „Ich gestehe, ich bin verliebt in solche Violinen!"

„Wenn dem so ist," versetzte der Pfarrer, „dann könnte uns Beiden leicht geholfen sein! Wozu brauchen unsere Saitenkratzer eine so merkwürdige Violine, da ohnehin unsere übrigen

Instrumente so schlecht sind, daß Einem die Ohren wehe thun? Ich denke, es ist besser, wir verkaufen ein ausgezeichnetes Instrument, um jeden Mann in unserem Orchester mit einem neuen und brauchbaren zu versorgen, statt eine kostbare Rarität und daneben ein Dutzend Kuh- und Nachtwächterhörner zu behalten!"

„Sehr weise!" rief der Baron, der seine Freude kaum noch zügeln konnte. „Ich gebe Ihnen dasselbe, was ich dem Schulmeister geboten, und die Summe wird Ihren Zweck vollständig decken."

„Unsere Kirche hat nicht Geld nöthig," erwiderte Pater Kreßmann, die Stirn runzelnd. „Ich muß Sie bitten, den vorgeschlagenen Handel mehr als Freundschafts- und Gefälligkeitssache zu betrachten, weniger als Geldfrage."

„Wie das?" fragte der Baron, sich ahnungsvoll hinter das Ohr fahrend.

„Was Ihnen die Violine ist," antwortete der Pfarrer fest, „ist mir der Bauplatz der neuen Kirche."

„O, daraus kann nichts werden!" rief der Baron auffahrend.

„Dann bedaure ich —" erwiderte der Pfarrer, sich verbeugend und der Thüre nähernd.

„Doch, hören Sie!" rief der Baron, plötzlich umschlagend. „Ich will mir's überlegen. Kommen Sie heute Abend oder morgen wieder!"

Als der Gottesmann fortgegangen war, blieb der Baron in einem langen, schweren Kampfe zurück; aber endlich mußte, wie zu erwarten war, die Violine siegen; er beschloß auf den schmalen Strich des Schloßparkes zu verzichten.

Als aber einmal dieser Entschluß gefaßt war, hatte er keine Rast und Ruhe mehr und wollte keinen Augenblick Zeit verlieren.

An demselben Nachmittage erschien er in der Pfarrerswohnung, um zugleich den empfangenen Besuch zu erwidern.

„Ich bin entschlossen!" rief er, rasch eintretend, dem Pfarrer entgegen.

„Das ist ja herrlich!" erwiderte Pater Kreßmann, vor Wonne strahlend. „O, warum hab' ich nicht schon vor Jahren

gewußt, daß ich ein solches Zwangsmittel besitze! Die Kirche stände schon da und schaute längst mit ihrem Giebel zum Himmel! Jetzt ist uns Beiden geholfen!“ Er schüttelte dem Baron die Hände. „Eine Hand wäscht die andere!“

Der Baron hörte nur mit halbem Ohre zu, denn seine Blicke ruhten schon gierig auf der im Futteral befindlichen Violine, die auf der Commode lag.

„Kann ich sie gleich haben?“ fragte er dringend, indem er sie in die Hand nahm und zu spielen begann, ohne wieder aufhören zu wollen, so daß sie ihm eigentlich entwunden werden mußte, um wieder auf den eigentlichen Gang der Verhandlungen zu kommen.

„Ich habe,“ sagte der Pfarrer, als der Baron neben ihm Platz genommen, „vorausgesehen, daß wir einig werden würden und in dieser zuversichtlichen Erwartung ein paar Zeilen auf's Papier geworfen, welche ich Ihnen hiermit vorlege.“

Er überreichte dem Baron den Entwurf, dessen Inhalt wesentlich folgender war: Der Baron trete so und so viel Raum von seinem Parke zur Erweiterung des Bauplatzes für die neue Kirche ab und mache, hiemit der Ortskirche und Gemeinde ein freiwilliges frommes Geschenk.

Als der Baron zu Ende gelesen hatte, wollte er eine Einwendung erheben, aber er unterdrückte sie, da ihm plötzlich einfiel, daß doch in dieser Cessionsurkunde schicklicherweise von dem Tauschhandel nicht gesprochen werden könne. Noch vollständiger wurde er durch folgende Worte des Pfarrers beruhigt:

„Sie sehen, die Violine ist bereits in meiner unmittelbaren Verwahrung. Um die nothwendige äußerliche Form zu beobachten, werde ich in drei bis vier Tagen eine Musterung unserer Chorinstrumente vornehmen und Alles, wie ich überzeugt bin, sehr verwahrlost finden. Um die Mittel zur Reorganisirung herbeizuschaffen, wird mir nichts übrig bleiben, als zur Versilberung der alten Cremoneser zu schreiten, welche ja bei uns ein brachliegendes Capital ist, da eine andere, wohlfeile dieselben Dienste erfüllt. In derselben Stunde werde ich Ihnen die Violine ausliefern, denn dann wird es

nicht mehr als ein nackter Schacher, sondern als eine ökonomische Nothwendigkeit erscheinen. Sind Sie einverstanden?"

„Eigentlich ja," erwiderte der Baron nicht recht zufrieden, „dennoch kostet mich eine selbst nur viertägige Geduld keine geringe Ueberwindung. Ich sehe aber, daß Ihr Arrangement den Umständen angemessen ist, und daß Sie nur Rücksichten beobachten, welche gewiß am Platze sind. Aber," setzte er triumphirend hinzu, „wird der Schulmeister im Stillen wüthen!"

Eine Viertelstunde später war der Handel im Reinen und der Baron begab sich, glücklich am Ziele zu sein, nach Hause. Das gebrachte Opfer fühlte er nicht.

Als früh Morgens am dritten Tage der Schulmeister, der inzwischen seine Schuld mit einer Abbitte gesühnt hatte, in die Kirche ging, um das Ave zu läuten, bemerkte er zu seinem größten Erstaunen, daß einige Männer damit beschäftigt waren, den Parkzaun abzureißen, während ein paar Arbeiter im Parke selbst einen uralten Stamm zu fällen suchten. Sogleich flog ihm der entsetzliche Gedanke durch den Kopf, daß der Pfarrer die Violine um den Bauplatz insgeheim verhandelt haben müsse. Als ihm aber diese Vermuthung auf seine Frage durch die Aussage bestätigt wurde, daß die Arbeit im Auftrage des Pfarrers vorgenommen werde, wankte er, von einem Nervenschlage bedroht, geistesirr und verzweiflungsvoll in's Pfarrhaus hinüber.

„Hochwürden," stammelte er, als er in's Zimmer des Pater Kreßmann getreten war, „ich habe gewußt, daß es so kommen würde — ich mag es nicht erleben — doch, was kann ich armer Schlucker dagegen thun? — Wer bin ich? — Sie sind Herr, Sie können Instrumente anschaffen und weggeben — ich will mich versetzen lassen — versetzen, weit, weit von hier."

„Aber, Narr," antwortete der Pfarrer lächelnd, doch nicht ohne Mitleid mit dem durch und durch ergriffenen Musikschwärmer, „soll denn ein prachtvolles Gotteshaus nicht existiren, weil Sie gern Violine spielen? Es fiel mir schwer, um Ihretwegen, doch ich war es höheren Pflichten schuldig! Ich schaffe eine neue, vortreffliche Violine an!"

„Nichts da!" unterbrach ihn Bleivogel. „Es ist die alte

nicht! Die alte, die mir's so angethan hat! Wie könnte eine andere die ersetzen! Ich aber will nun auch sehen, wie ich am schnellsten von Fichtenbrunn fortkomme, denn hier ist meines Bleibens nicht mehr. Was? Ich sollte zuhören, wie der Baron spielt? I, da wollt' ich doch lieber —"

„Ei, Sie werden bald ruhiger darüber denken," entgegnete der Pfarrer ganz ruhig. „Freut es Sie denn gar nicht, daß unsere Kirche zu Stande kommt? Was? Das tröstet Sie nicht?"

„O Jemine! Die Geige, die alte Geige!" wimmerte Bleivogel, wie wenn er gar nicht darauf gehört hätte.

„Da setzen Sie sich," rief der Pfarrer in der muntersten Laune, den Schulmeister zum Sitzen ermuthigend, „und stärken Sie Ihre Nerven mit einer Prise Tabak!"

„Ja," sagte Bleivogel, schwer aufathmend und aus des Pfarrers Dose schnupfend, „Sie können freilich lustig sein! Mir ist aber die Freude an dem frohen Ereigniß für immer versalzen!"

„Welche kleinmüthigen, unbehülflichen Köpfe sind alle Schwärmer!" rief der Pfarrer. „Ich war mehrere Jahre lang in größerer Trauer, als Sie! Sie beweinen nur einige zusammengeleimte Holzspäne! Und glauben Sie, daß ich selbst heute über den Handel mit ungetheiltem Herzen lachen kann? Wie würden Sie an meiner Stelle vor Verlegenheit herumzappeln!"

Bleivogel sah ihn mit großen Augen an, während der Pfarrer gleich weiter fortfuhr:

„Die Schenkung des Barons ist bereits legalisirt und steht unwiderruflich fest. Jetzt kommt die Reihe an mich, die verabredete Bedingung zu erfüllen und da sehe ich, daß ich mich gräßlich vergaloppirt habe! Hören Sie, was ich Ihnen vertraulich, aber ganz vertraulich erzählen werde! Als ich gestern Abend allein dasaß, wurde ich plötzlich von einem dunkeln Instinct getrieben, das Verzeichniß unserer Stiftungsurkunden zu holen. Da findet sich zu meinem wahren Entsetzen unter den letztwilligen Verfügungen meines seligen Vorgängers Pater Kugelring folgendes Document —"

Er öffnete eine Schublade und reichte dem Schulmeister einen vergilbten Bogen hin. Bleivogel las Folgendes:

„Am Abend meines Lebens, eben damit beschäftigt, über das, was mir gehörte, den Rechnungsabschluß zu machen und meine letzten Verfügungen zu treffen, habe ich mich resolvirt, dem freundlichen Flecken Fichtenbrunn und dessen guten Bewohnern, in deren Mitte ich fünfzehn Jahre ruhig und glücklich gelebt, ein sichtbares und redendes Andenken meiner Liebe und Treue zurückzulassen. Es ist dies eine Violine, die wohl zu den Seltenheiten zu zählen, da sie von dem Meister Antonio Amati in Cremona verfertigt und, wie der Brief in Anlage A. besagt, von dem berühmten Meister selbst dem Dactor Anton Schaffold, der ihm in schwerer Krankheit beigestanden und mit Gottes Gnade gerettet, zum Geschenke gemacht worden ist, da dieser ein sonderlicher Freund der Violine gewesen, aus dessen Hand sie sodann in die Hand seines Sohnes Kaspar, nach dessen Ableben aber in das Eigenthum meiner lieben Mutter, Theresia Kugelring, geborenen Schaffoldin übergegangen, wie denn selbes Instrument in der Familie als ein theures und werthvolles Andenken, das um keinen Preis feil gewesen, betrachtet und in allen Ehren gehalten worden ist.

„Selbige Geige ist von großem Format, von schön geadertem Holze, der Boden aus einem Stück, die Seitenbuchtungen tief eingeschwungen, die *f*-Löcher von feinem Schwung. Sie ist mit einem tief goldgelben Firniß überzogen.

„Im Innern trägt sie einen Zettel, auf welchem des Verfertigers Name also verzeichnet:

Antonius Hieron. Amati.

Cremon. Andreae filius. 1602.

„Ich vermache selbe Violine für ewige Zeiten der Pfarrkirche von Fichtenbrunn als unveräußerliches Eigenthum und verordne dabei, daß sich der jemalige Pfarrer als ihren Custos betrachte, der darüber wache, daß dieselbe bei allen Hochämtern und gottesdienstlichen Handlungen, so mit Instrumentalmusik gefeiert werden, erklinge, insbesondere aber auch

Sorge trage, daß sie nicht Schaden leide oder je in die Hand eines Stümpers und unachtsamen Saitenkratzers gelange, wie ich dann schließlich ausdrücklich verbiete, daß selbe Violine zu anderen Zwecken hergeliehen werde, damit ihre überirdisch schöne Stimme nicht bei profaner Musik mißbraucht werde.

Philipp Kugelring,
Pfarrer."

„Das nenne ich klar gesprochen!" brach Bleivogel, nachdem er das Blatt gelesen, in einem Freudensturm los. „Das Document ist unanfechtbar! Um keinen Preis feil gewesen — ein unveräußerliches Eigenthum unserer Kirche — nur dazu da, daß ihre überirdisch schöne Stimme bei gottesdienstlichen Handlungen erklinge! Hier steht es, Schwarz auf Weiß! Gott gebe diesem frommen, ehrwürdigen Herrn die höchste seiner Seligkeiten! Der Handel muß wieder rückgängig gemacht werden!"

„Das gefällt mir von Ihnen!" erwiderte der Pfarrer spöttisch, doch im besten Humor. „Ich habe Ihnen die vertrauliche Mittheilung gemacht, damit Sie mir rathen, wie die plötzlich aufgetauchte Schwierigkeit zu beseitigen ist, nicht, um mir von Ihnen einen neuen Riegel vorschieben zu lassen!"

„Da ist nichts zu machen!" versetzte Bleivogel kurz und voll Eifer. „Eine Stiftung ist eine Stiftung! Da ist an nichts zu denken!"

„Das wollte ich sehen!" rief der Pfarrer, aber ohne den geringsten Affect.

„Da ist Alles umsonst!" sprach Bleivogel. „Die Urkunde redet klar: die Violine muß der Kirche bleiben! Und brächten Sie es über Ihr Gewissen, ich, so treu ich Ihnen bin, ich stemmte mich mit Händen und Füßen dagegen — ich wäre im Stande —"

„O Sie Rebell!" rief der Pfarrer. „Das merken Sie sich! Auf Sie fällt alle Schuld, wenn die Kirche nicht gebaut wird und ich noch aus meiner Tasche das umgewühlte Stück des Parkes herstellen muß!"

Das Gespräch wurde durch das Eintreten einer dritten Person abgebrochen.

Am Nachmittag desselben Tages erschien Pater Kreßmann beim Baron, der ihn höchst ungeduldig erwartete.

„Der verfluchte Schulmeister!“ rief der Pfarrer, wenigstens dem äußeren Ansehen nach in größter Aufregung eintretend, worauf er dem betroffenen Baron die Auffindung der Stiftungsurkunde und seine Scene mit Bleivogel erzählte.

„Sie müssen es durchsetzen, daß ich die Violine erhalte!“ rief der Baron, als er die fatale Neuigkeit vernommen hatte. „Auf diesen Tausch ist unser Uebereinkommen gebaut. Sie haben mir sie zugesagt, ich habe ein Recht, sie zu fordern. Mir ist es ganz gleich, wie Sie sich aus der Schlinge ziehen!“

„Ich bin ganz trostlos darüber!“ erwiderte der Pfarrer mit einer sorgenvollen Stimme. „Dennoch wird nichts übrig bleiben, als mit Geduld abzuwarten, bis der auf's Höchste gereizte Schulmeister gelindere Saiten aufspannt. Ich hätte mich bereits mit ihm völlig überworfen, wenn ich nicht darauf bedacht gewesen wäre, seinen guten Willen in gelegenerer Zeit in Anspruch zu nehmen.“

„Das geht mich nichts an!“ schrie der Baron. „Ich schere mich den Teufel um den Schulmeister! Entweder die Violine her, oder meinen Bauplatz!“

„Ei, Herr Baron!“ rief der Pfarrer im Tone einer freundschaftlichen Mißbilligung, „Sie könnten eine so großmüthige, fromme Handlung verleugnen? Nein, das können Sie nicht!“

„Ich will die Violine!“ rief der Baron hartnäckig. „Sonst jage ich Ihnen Ihre Arbeiter mit der Peitsche von meinem Grunde!“

„Sie vergessen sich!“ versetzte der Pfarrer, die Zähne zeigend. „Ich werde dann vom Amte in meinem Rechte geschützt, denn Ihre edle Schenkung hat fortan legale Kraft!“

Der Baron sprang vor Zorn bis zur Decke. „Ich bin schändlich betrogen!“ rief er. „Das ist ein echter Jesuitenstreich, mir die Violine zu zeigen, während mir ein Stück vom Park gestohlen wird! Da bin ich in die rechte Fuchsfalle gerathen! Eine Hand wäscht die andere! Möge Ihnen

der Teufel die Hand waschen, wie Sie mir sie gewaschen haben. An das Sprichwort will ich denken!"

Nach noch längerem Wortwechsel gingen Beide im vollständigsten Bruche auseinander.

Bleivogel spielte noch am nämlichen Abend, wie gewöhnlich, die Cremoneser.

VII.

Einige Monate waren verflossen. Der Pfarrer baute, Bleivogel spielte, der Baron trauerte.

Die neue Kirche erhob sich bereits ein gutes Stück über die Erde und versprach ein ebenso groß angelegtes als geschmackvolles Werk zu werden. Die Fichtenbrunner, die sich früher um die Sache kaum gekümmert hatten, interessirten sich jetzt für den Bau auf's Lebhafteste. Der Baron mußte sich nicht selten die freudige Anerkennung der Bewohner, daß er die Unternehmung durch seine Schenkung ermöglicht, mit heimlichen Aerger gefallen lassen.

Nach einem unerforschlichen Rathschlusse des Himmels sollte aber der Pfarrer Kreßmann die Vollendung seiner Lebensaufgabe nicht erleben. Ein Schlaganfall raffte ihn in einer Nacht hinweg.

Ehe seine Stelle wieder besetzt worden war, gab es einige Wochen hindurch ein aufregungsvolles Provisorium für den Schulmeister wie für den Baron. Jener, der ein Interesse am status quo gehabt, schwebte in Todesängsten, während dieser die schmeichelhaftesten Hoffnungen nährte. Beide sollten aber von schwerem Kummer heimgesucht werden.

Pater Risbeck — so hieß der Nachfolger des Verstorbenen — war ein bejahrter, schmächtiger, aber äußerst lebhafter und unruhiger Mann, welcher immer irgend ein Steckenpferd reiten mußte und aus einer Passion in die andere, oft entgegengesetzte, verfiel. Eine Zeitlang wollte er der erste

Theolog der Welt werden und lag Tag und Nacht über den Büchern; plötzlich verlor er die Lust und begann zu seinem Vergnügen Photographie zu treiben. Er hatte im Leben hundert solche Spielpuppen besessen und eine nach der andern bei Seite geworfen. Als er nach Fichtenbrunn kam, war er eben ein leidenschaftlicher Vögelausstopfer, aber schon nach dem ersten Besuche bei dem Baron wurde er, als er von der wunderbaren Geige vernommen, der passionirteste Violinspieler.

Der Schulmeister konnte nichts einwenden, als sich der Pfarrer die Violine ausliefern ließ, und sie unter seine eigene Obhut stellte, um sie Tag und Nacht unter den Augen und bei der Hand zu haben. Eigentlich ein Stümper, spielte er mit einer unermüdlichen Ausdauer, kaum daß er die dringendsten seiner kirchlichen Pflichten erfüllte. Die Manie des Violinspiels war an die Stelle des Vogelausstopfens getreten.

Bleivogel kochte vor heimlicher Wuth. Was konnte er in seiner tief untergeordneten Stellung dagegen thun, selbst als der Pfarrer die Violine sogar bei den gesungenen Hochämtern nicht hergab? Er konnte sich nur durch störrisches Wesen und verstockten, widerhaarigen Eigensinn rächen, und das unterließ er auch nicht, indem er dem Pfarrer überall künstliche Hindernisse in den Weg legte und dessen kleinste Vergehen in große Mißgriffe zu verwandeln wußte. Dieser böse Wille wurde indeß bald durchschaut und von der Vergeltung rasch getroffen. Die Feindschaft brach in hellen Flammen aus. Minder feindselig, doch sehr gespannt gestaltete sich auch gleichzeitig das Verhältniß des Barons, das anfangs das freundlichste war, zu Pater Risbeck, weil dieser jedesmal, wenn das Ansuchen an ihn gestellt wurde, die Violine herzuleihen, sich hinter der Ausrede verschanzte, daß die testamentarischen Verfügungen ihm dies untersagten.

Wenn die Beiden, sowohl der Baron als Bleivogel, geahnt oder gewußt hätten, daß der Kunstsinn des Pfarrers blos eine sehr heftige, aber auch sehr flüchtige Caprice war, wie sorgfältig hätten sie die Brücke, die hinter ihnen war, gehalten, statt sie so stürmisch abzubrechen!

Wie aber oft die Bekehrung eines Heiden in einer einzigen Stunde vor sich geht, so brauchte auch Pater Risbeck zu seinem gänzlichen Abfalle von der Musik nicht viel länger. Ueber Nacht war aus ihm ein eifriger Blumenfreund und Kunstgärtner geworden.

Dieser Wechsel verursachte den Beiden Violinaspiranten großes Kopfzerbrechen und sie konnten sich diese wochenlange Enthaltsamkeit von aller Musik durchaus nicht enträthseln. Das aber sahen sie reuevoll ein, daß sie eine thörichte Ueberstürzung begangen hatten, sich mit dem Pfarrer so feindlich zu stellen. Die Reue kam zu spät, wie immer.

Der Baron, ein Mann vom Schlage der sensitiven, hellen und heiteren Enthusiasten, wußte kein Hülfsmittel zu ersinnen, als sich der Resignation wieder mit großen Schritten zu nähern und sich inzwischen zu zerstreuen, wie gut oder schlecht es ging.

Bleivogel war aus ganz anderem Stoffe, nicht blos Enthusiast, sondern Fanatiker, finster, ernst, cholerisch wie ein Puritaner, der für seine Sache auch leicht vom Leder zieht. Diese Heftigkeit, welche auch vor dem Gewaltsamen nicht zurückschreckte, haben wir bei dem ersten Zusammentreffen mit dem Baron kennen gelernt.

Eines Abends — es war gegen Ende August — saß der alte Schullehrer, in unheimliches Brüten verloren, vor seiner Hausthüre. Er war, während sich seine Mutter schlafen legte, hinausgegangen und war auf der Bank, das Auge auf einzelne Sterne gerichtet, die mit flackerndem Licht das Dunkel durchbrachen, sitzen geblieben. Die Nacht kam heran, eine laue, dunkle Nacht, ringsum herrschte die tiefste Stille in der Landschaft, nur dann und wann ließ sich von den fernen Teichen her der melancholische Ruf der Frösche vernehmen.

Der Schullehrer dachte: „Es geht doch schrecklich sinnlos zu auf der Welt! Der Eine hat das Beste und weiß es nicht zu nützen, der Andere wüßte es zu nützen, und hat es nicht! Ja, es geht noch schlimmer zu: Einer, der es nicht nützen kann, nimmt dem Andern das weg, was in seiner Hand erst lebendig würde! O! warum giebt es so viel Dinge auf der

Welt, die so selten, und vollends Dinge, die nur einmal da sind, und welcher hämische Zufall läßt solche Dinge gerade in die dümmste Hand fallen! O dieser Pfarrer! Er hat die Violine, behält sie, schließt sie ein! Wenn er sie meinetwegen noch spielte! Wenn er eine Ahnung hätte, was an ihr ist! Er hat keine Ahnung davon. Da hat er sie — ich weiß es von der Pfarrköchin Schwester — im grünen Mittelzimmer hängen und sieht sie schon seit Wochen nicht an. Mir ist das ganze Leben schaal, seitdem ich sie nicht mehr spiele, diese Wundergeige mit der überirdisch schönen Stimme, wie der Pater Kugelring so richtig sagt! O, sie zu spielen — es war meine liebste Lust, mein Labsal, die mächtigste Arznei gegen Aerger und Verdruß, ein liebliches Vergessen aller Dinge, die mich drücken! O, wie wünsche ich mir die Tage von ehemals zurück, wo ich so heimlich und verstohlen mich ihrer erfreuen konnte! O der unglückselige Abend, da der Baron mit der Büchse in's Zimmer trat; von diesem Abend an hab' ich das Liebste einbüßen müssen, und fühle es seither zehnfach, was es heißt arm und allein zu sein und sich Tag für Tag mit den verfluchten Jungen zu plagen..."

Der Schullehrer unterbrach plötzlich seinen stillen Monolog. Etwas Neues fing in seinem dumpfen Innern plötzlich zu arbeiten und sich zu rühren an. Ein Einfall hatte es wie ein Blitz mit einem grellen Lichte durchzuckt. Angstvoll wandte er sich um und sah scheu nach allen Seiten, denn ihm war's, als habe der Versucher, der Geist des Bösen, ihm diesen Einfall zugesteckt. Er war emporgesprungen und sank gleich wieder nieder. „Ja, ja," murmelte er durch die halbgeschlossenen Zähne, „ich habe das Fenster, das dem grünen Mittelzimmer angehört, offen gesehen — aber — nein, nein, ich thu's nicht, ich thu's nicht!" Schon schien der innere Aufruhr erstickt, als er sich wieder erhob und leise in die Stube schlich, wo die alte Mutter schlief. Vorsichtig ergriff er einen großen Schlüsselbund und gelangte auf den Fußspitzen in's Freie. Da blieb er zuerst eine ganze Weile stehen, wie wenn er umkehren wollte, bog dann hastig in die verlassenen Felder ein und jagte querfeldein, das ganze Dorf umgehend, bis er in nächster Nähe

der Pfarrwohnung war. Da hielt er wieder still und sah sich um, ob ihm Niemand folge, und lauschte, ob er keinen verdächtigen Laut vernähme. Es rührte sich nichts ringsum. Alle Fenster der nebenanliegenden Häuser, selbst die des Wirthshauses, die sonst am längsten erleuchtet bleiben, waren dunkel, kein Schritt zu hören, nur die Bäume rauschten lauter in der Stille der Nacht. Noch einige Mal blickte er scheu, wie von geheimen Schauern durchrieselt, um sich, erst dann setzte er über die Kirchhofsmauer, eilte an den Gräbern vorbei, bis er zum Kirchthurm gekommen war. Sachte öffnete er die Thüre des Kirchthurms und schloß sie gleich wieder hinter sich ab. Der Oertlichkeiten kundig, gelangte er in eine Seitenkammer, welche mit Processionsfahnen, Begräbnißlaternen und ähnlichen Apparaten angefüllt war, ohne die geringste Mühe, doch mit wachsender Aufregung und Beängstigung, so daß er, als er die innere Kirche erreicht und in den finsteren, hallenden Räumen den ersten Schritt gethan hatte, mit dem Gefühle eines Kirchenräubers zusammenfuhr und sich kaum vorwärts bewegen konnte. Mit zitternden, verzagenden Armen ergriff der sonst riesenstarke Mann eine mäßig hohe Leiter, welche hinter dem Hochaltar stand, und konnte sie kaum von der Stelle bringen, denn ihm war, wie wenn ihm oben eine unsichtbare Hand Widerstand leiste. Mit einer neuen Anstrengung vertrieb er jedoch das Schreckbild seines Gewissens und schleppte die Leiter in den Pfarrhof hinaus. Ruhig, von der eigenen Vermessenheit endlich wie betäubt, zählte er die Fenster der ersten Etage ab, um den Punkt zu finden, wo er die Leiter anlegen mußte. Unter dem Mittelfenster, das er am Nachmittage offen gesehen und das noch immer offen war, lehnte er sie an und stieg ein. Eine lange Weile verstrich, ehe er wieder erschien und in größter Fieberhast mit einer Beute in der Hand hinabkletterte. Diese Beute war die Violine. Er band sie in ein Tuch und legte sie sacht und vorsichtig neben der Thür auf die Stufen. Wer ihn da gesehen hätte, wie er tief aufathmete, mit verstörten Augen um sich blickte und mit dem Rockärmel die Schweißperlen von seiner Stirn und den pochenden Schläfen wischte! Wer ihn gesehen hätte, wie

er, an allen Gliedern bebend, nach allen Seiten hin lauschte, jetzt erschreckt von einer im Pfarrersgarten niederfallenden Frucht, jetzt vom Geschrei nächtlich irrender Katzen! Aber das Schreckliche war erst zur Hälfte gethan; es galt den Weg von vorhin noch einmal zurückzulegen, und die Zeit drängte und jede nächste Minute konnte zur Entdeckung führen...

Als er die Leiter auf ihre alte Stelle gebracht und das schwere Schloß der Kirchthumthüre wieder zugesperrt hatte, jagte er, die Geige unter dem Arm, auf dem nämlichen Wege, den er gekommen, nach Hause. Moralisch erschöpft langte er in seiner Stube an, versteckte die Beute und kroch, ohne die Mutter zu wecken, in sein Bett. Wie unglücklich war er! Wie schlug ihm das Herz, wie wild griff er sich in die Haare, wiewohl er fest überzeugt war, daß seine That heimlich geschehen sei! Er war ja zeitlebens der rechtlichste Mann gewesen! Er wollte ja nicht einmal die Violine stehlen, sondern sich ihrer nur einige Tage erfreuen und sie dann ebenso heimlich wieder auf ihren vorigen Platz legen! Die That, ein offenbarer Einbruch, stieg ihm jetzt über den Kopf. Er traute sich nicht mehr den Muth zu, das Geschehene zu wiederholen, und wäre glücklich gewesen, wenn er die Violine gar nicht berührt hätte. Er that die ganze Nacht kein Auge zu...

Am folgenden Tage war der Baron, nur von seinem Hunde begleitet, auf die Jagd gegangen. Nachmittags kam er bei der Verfolgung der Fährte eines Wildes auf ein felsiges, zerrissenes, äußerst durchschnittenes Terrain. Es war der einsamste, ungestörteste Theil des Waldes, durch welchen kein Fußpfad, noch weniger ein Holzweg führte.

Bella kam plötzlich zurück, sie hatte die Spur verloren, der Baron, athemlos und erhitzt, geneigt, die weitere Jagd aufzuheben, warf seine Büchse ab, setzte sich auf ein Felsstück und trocknete die Stirne.

„Hier bin schon lange nicht gewesen," dachte er, „und doch hat mein Wald kein schöneres, dämmrigeres, verschwiegeneres Plätzchen! Welche tiefe Waldeinsamkeit! Welche tiefe Stille! Wie schön sich hier unter den Buchen die Edeltanne ausnimmt mit den dunkeln gesenkten Aesten und den gerade aufsteigenden Zapfen! Und hier das üppigwuchernde Farnkraut

und die seltsame Einbeere! Wie schön ist's hier zu ruhen und zu träumen!"

Er setzte die Flasche, die er bei sich führte, an die Lippen und that einen Zug.

Da hörte er plötzlich leise, ferne Töne, die bald heller, bald schwächer sich meldeten, je nachdem der Windzug sie begünstigte. Er achtete es anfangs nicht, bald aber riß es ihn empor und er schritt raschen Fußes durch's Dickicht vorwärts. Bei weiterem Vordringen schien er sich der Richtung, woher die Töne kamen, mehr zu nähern, denn er konnte bereits das schulgerechte Spiel einer Violine deutlich erkennen. Er blieb eine Weile wie festgewurzelt stehen. In dieser Einsamkeit war es ihm doppelt auffallend. Er rief seinen Hund zurück und begann, denselben an die Leine nehmend, eine Anhöhe hinauf zu klettern. Sein Ohr hatte ihn richtig geführt. Oben angekommen, vernahm er die Musik rein und klar wie in einem Concertsaale, und wurde bei längerem Zuhören, trotz des altväterischen Schnitts der Composition, von den Zauberklängen beinahe trunken. Tief unter seinen Füßen, in einer schmalen, dunkeln, mit Gestrüpp von Weißdorn und Haselnuß überwucherten Waldschlucht mußte der räthselhafte Spielmann lagern. Er begann schnell hinabzusteigen. Als er dicht an die Gesträuche kam, aus welchen die Töne hervordrangen, schwieg die Violine plötzlich still. Rasch wand er sich durch und stand nun, nur ein paar Schritte entfernt, vor dem Schulmeister, der in einem buschigen Versteck auf einem Stein saß und den Ankömmling halb verlegen, halb wild angrinste, wie ein in seiner Höhle erschreckter Bär, der zwischen Fluchtgedanken und einem Angriffe schwankt.

„Sie sind es! Was spielen Sie da für eine Violine?" fragte der Baron in einem Athem, indem er nach dem Instrumente griff, ohne daß Bleivogel es hinderte, oder sich nur regte, oder einen Laut vorbrachte.

„Ach mein Gott!" rief der Baron exaltirt aus. „Das ist ja —"

Er vollendete den Satz nicht, sondern warf das Gewehr von der Schulter, nahm die Geige, die Bleivogel bei Seite

gelegt hatte, zur Hand und begann ein Concertstück, das interessante Tremolo von Beriot, vorzutragen.

Bleivogel, der anfangs noch immer wie versteinert dasaß, fing sich zu bewegen an, und je länger er zuhörte, desto schneller glätteten sich seine von Affect verzerrten Züge, bis er die Haltung und Miene eines Mannes annahm, welcher mit aller Andacht und der innersten Lust theilnimmt. Er war wirklich ganz enthusiasmirt.

Als der Baron geendet hatte, sprang Bleivogel rasch empor und rief lebhaft, aber mit einer bewunderungsvollen Scheu:

„Was sind Sie für ein Meister! Das hätte ich nicht erwartet, nicht für möglich gehalten! So ist es aber, wenn man ein alter Dummkopf ist, der nur sich selbst spielen gehört hat und andere, noch schlechtere Pfuscher!"

„Das ist doch ein Prachtstück von einer Geige!" rief der Baron, von dem ihm gespendeten Lobe unberührt, indem er die Violine emporschwang. „Wie sind Sie heute zu ihr gekommen?"

Erblassend, stotternd, aus der idealen Selbstvergessenheit hinausgeschleudert, gab der Schulmeister zur Antwort: „Der Herr Pfarrer hat sie mir geliehen!"

„Aber warum spielt er denn selbst nicht mehr?" fragte der Baron.

„Vermuthlich," war die Antwort, „weil er ein so großer Stümper ist, daß er sich selbst nicht mehr hören mag!"

„Desto besser!" rief der Baron. „Da muß er mir sie auch zuweilen leihen! Ich will ihn morgen schon darum ersuchen."

„Thun Sie das nicht," erwiderte Bleivogel. „Darum muß ich Sie bitten! Es darf es Niemand wissen, daß ich sie habe, Niemand! Ich bin auch deshalb hieher geschlichen in's wildeste, einsamste Fleckchen, damit es unentdeckt bleibe, aber" — er fuhr sich durch die Haare — „Ihnen läßt sich nicht entgehen! Ich will sagen: Sie kommen immer dazu! Doch bitte ich Sie, nichts zu sagen, der Pfarrer leiht sie ohnehin nicht —"

„Das wird sich machen!" sagte der Baron guten Muthes.

„Er baut ein Glashaus, wie Sie wissen! Dieser Tage hat er von meinem Gärtner hinter meinem Rücken, weil er mich nicht anzusprechen wagt, allerhand Sämereien verlangt, natürlich ohne diese zu erhalten. Ich will ihm einen vollen Schubkarren davon zuschicken!“

„Mein Gott,“ fiel Bleivogel, in die Enge getrieben, ganz kläglich dazwischen ein, „dann muß ich Ihnen Alles gestehen, die ganze Wahrheit! Aber ich bitte Sie, bitte Sie um Christi willen, mich nicht zu verrathen! Ich müßte in den Teich springen!“

„Nun, nun!“ sagte der Baron, ihn mit neugierigen Blicken messend, „so erzählen Sie doch!“

Bleivogel erzählte nun die ganze Geschichte des Einbruchs, den er aus rein künstlerischen Beweggründen verübt, vom ersten Erwachen eines unwiderstehlichen Gelüstes an bis zur That mit ihren unheimlichen Schauern. Er erzählte, wie sein Fuß auf der Leiter gezittert, nicht anders, als ob er von Thurmeshöhe herabsteige, und wie ein Bild, das im grünen Mittelzimmer hänge, ihn schreckhaft angesehen, daß er es noch immer nicht vergessen könne. Jedes Wort kostete ihn eine Anstrengung, Scham und Verlegenheit trieben ihm das Blut in die Wangen, aber er brachte seine Beichte doch zu Ende. Als er fertig war, sah er den Baron, der die ganze Zeit über tief nachdenklich geblieben war, mit gräßlicher Unruhe an, aber der Baron schwieg.

„Und nun,“ fügte der Schulmeister mit einem neuen Anlauf hinzu, „steht mir noch Schreckliches bevor, denn heute oder morgen muß ich ja die Geige wieder auf ihren alten Ort legen! Das Mittelzimmer ist nämlich verschlossen, und anders als durch das Fenster hineinzugelangen ist gar nicht möglich. Ich zittere schon jetzt bei dem Gedanken, daß die Köchin oder der Pfarrer dort eintreten und nachsehen könnten, ob die Fenster gut verschlossen; ich habe es blos angelehnt. Ich mache mir Vorwürfe, kann den Besitz der Geige selbst nicht genießen — o, es ist etwas Trauriges um ein böses Gewissen!“

Der Baron schwieg noch immer. Es schien ein seltsamer Proceß in ihm vor sich zu gehen. Er stierte zu Boden,

scharrte dann mit dem Fuße, warf den Kopf, die Unterlippe beißend, in die Höhe und versuchte mehrmals zu reden; Bleivogel, stets zum Mißtrauen geneigt, dachte schon, ob sein Rival nicht Tückisches im Sinne führe und auf dem Punkte stehe, ihn zu verrathen!

„Hören Sie, Bleivogel,“ sagte der Baron endlich, „ein Mensch, wie der Pfarrer, verdient die Violine gar nicht! Ueberdies gehört sie gewissermaßen mir, denn ich habe sie schon mit dem Bauplatz theuer genug bezahlt. Nebenbei ist auch für die langen Ohren der Bauern jede andere lieblich genug! Wie, wenn wir sie behielten und mit einander theilten?“

„Wie geht denn das?“ fragte Bleivogel.

„Hören Sie meine Idee!“ gab der Baron zur Antwort. „Ich habe zu Hause ein Exemplar von einer Geige, welches dieser ganz gleich sieht, zum Theil auch wirklich altitalienisch ist. Ich habe das Ding selbst zehn Jahre lang für echt gehalten. Das wollen wir dem Pfarrer unterschieben!“

„Das wäre prächtig!“ meinte Bleivogel, der ganz glücklich war, durch die neue Mitschuld des Barons für seine Verbrechen straffrei zu werden, und noch einen so lockenden Gewinn in Aussicht gestellt sah.

„Die Violinen sind kaum zu unterscheiden,“ fuhr der Baron mit Wärme fort, „wenigstens von einem so elenden Sachverständigen wie der Pfarrer nicht! Wir spannen von dieser Violine die Saiten auf die andere und Sie steigen bei nächster Gelegenheit wieder ein. So ist uns Beiden geholfen. Was meinen Sie? Zwei Menschen, welche die Kunst lieben wie wir, sollten auch die innigsten Freunde werden!“

Er fiel dem Schulmeister in die Arme. Sie waren einig und erinnerten sich kaum, daß sie sich vormals angefeindet hatten.

Sie gingen auf verschiedenen Wegen nach Hause. Sie waren übereingekommen, daß die Violine beim Baron aufbewahrt werden solle, weil sie in seinem Schlosse am sichersten sei, und daß die falsche Violine in der nächsten Nacht, welche sich durch ihre Dunkelheit zur schwarzen That eignete, dem Pfarrer von Bleivogel untergeschoben

werden solle, damit man so den Gefahren der Entdeckung entgehe.

Als der Baron zu Hause angekommen war, stand ihm noch eine große, freudige Ueberraschung bevor. Torrentini war da. Auf der Durchreise begriffen, konnte er Fichtenbrunn nicht passiren, ohne seinen Verehrer auf einige Augenblicke zu sehen, ehe er mit der Abendpost seinen Weg wieder fortsetzte. Mehrere Stunden hatte er gewartet und an der rechtzeitigen Rückkunft des Barons fast schon verzweifelt, als dieser eben heimkam.

Der Baron, der im rosigsten Humor war, versuchte vergebens ihn zurückzuhalten, erhielt aber das Versprechen, daß er auf dem Rückwege von seinem genialen Freunde mit einem längeren Besuche erfreut werden würde.

„Ehe Sie aber in den Postwagen steigen," sagte der Baron, „müssen Sie eine Geige taxiren, die mir offerirt worden ist!" Er reichte sie ihm mit stolzer Seelenruhe.

Nachdem Torrentini sie betrachtet und einige Läufe darauf heruntergestrichen, sagte er, da die Abfahrtzeit fast da war, eilig:

„Ein edles Instrument! Von Amati, und zwar eins der besten! Ueber allen Vergleich besser als Ihre vorige —"

„Das denke ich!" rief der Baron, von Befriedigung strahlend.

„Jedoch," fuhr der Italiener, den Mantel umhängend und schon zur Thüre tretend, fort, „eine Ausstellung muß ich machen, wiewohl trotzdem die Geige eminent bleibt! Der Boden ist neu eingefügt, von weit späterer Arbeit —"

„Unmöglich!" rief der Baron, vor Schrecken zurückfahrend. „Diesmal irren Sie sich. Sehen Sie den Zettel darin — nebst dem bestätigenden Documente —"

„Gleichviel," erwiderte Torrentini ruhig und fest, „ich muß bei meiner Aussage bleiben. Lassen Sie alle Kenner zusammentreten, sie werden Ihnen dasselbe sagen. Uebrigens ist mein Tadel von geringem Belange — der Boden ist unecht, aber gut!"

Bis zum Postwagen bestritt der Baron die Behauptung auf das Entschiedenste. Dennoch kam er sehr alterirt in's

Schloß zurück. Nach und nach klärte sich sein Zustand vollkommen auf.

„Merkwürdig!“ sagte er. „Mit diesem Torrentini hab' ich Unglück! Plötzlich erscheint er, platzt mir jedesmal wie eine Bombe im Zimmer, schlägt mir eine Violine in Stücke und saust wieder weiter! Damals hatte er Recht, heute irrt er sich gewaltig, blamirt sich! Damals hatte ich nur das Ehrenwort eines armseligen, unbekannten Verkäufers zur Gewähr und meine Illusion; diesmal beglaubigen es mir Urkunden und meine gewitzigten Ohren! Auch Kenner schießen Böcke!“

Inzwischen waren schwere Wolken heraufgezogen und der trübe Abend ließ eine stockfinstere Regennacht unfehlbar erwarten, eine Nacht, wie sie zu einem Einbruche nur gewünscht werden konnte.

Der Baron schickte dem Schulmeister durch einen vertrauten Diener die falsche Cremoneser und eine Flasche Wein dazu.

VIII.

Am andern Morgen wurde der Schulmeister im Schlosse ungeduldig erwartet. Nach abgehaltenem Morgenunterricht erschien er endlich.

„Nun, ist Alles glücklich vollbracht?“ fragte der Baron mit begreiflicher Spannung.

„Ach!“ seufzte der Schulmeister ganz niedergeschlagen, „die schreckliche Arbeit steht mir noch immer bevor! Gestern ließ sich gar nichts machen. Zweimal war ich im Pfarrhof, die Fenster waren über Mitternacht erleuchtet. Ruhelos, wie ich war, wollte ich ein drittes Mal ausgehen, aber ich konnte nicht mehr — die Kniee zitterten mir, ich bebte wie Espenlaub. Gott, Gott, wenn das vorüber wäre!“

„Der Muth wird wieder kommen,“ versetzte der Baron. „Frühstücken Sie bei mir, und dann spielen wir!“

„Gott behüte!“ rief Bleivogel mit Schaudern. „Nicht anrühren könnte ich die Violine, so lange die Angst über mir schwebt — über uns Beiden, sollte man denken —“

„Sie sind zu ängstlich!“ rief der Baron sorglos. „Einmal ist's gegangen, warum sollte es nicht wiedergelingen? Sagen Sie mir lieber — das ist die Hauptsache — da Sie jetzt die falsche Violine in Augenschein genommen haben, ob der Pfarrer die Unterschiebung merken kann?“

„Das gewiß nicht!“ erwiderte Bleivogel. „Die sehen sich ganz ähnlich, ich wurde anfangs selbst irre. Man müßte gerade beide neben einanderlegen und sie vergleichen, um einige kleine Unterschiede zu finden, sonst aber gehört ein wahres Teufelsauge dazu, um den Betrug wahrzunehmen!“

„Ah, da ist Alles gewonnen!“ rief der Baron, höchst erfreut.

„Wenn sie nur schon oben wäre!“ erinnerte der Schulmeister.

„Nun aber, was sagen Sie dazu, Bleivogel?“ sprach der Baron. „Gestern war ein fremder Künstler bei mir. Ich ließ ihn unsere Violine sehen, ich sage unsere, da sie, unserem neuen Uebereinkommen nach, Jedem von uns so viel wie dem Andern gehört. Er behauptete — ich halte es für Unsinn — der Boden wäre nachgemacht, neu, falsch!“

„Hm!“ stieß Bleivogel mit einem mißtrauischen Blicke hervor, im Glauben, daß sein Compagnon irgend einen Streich vorbereitete. „Das ist freilich ein Unsinn!“

„Passirt ist es mir schon, daß ich betrogen worden bin,“ fuhr der Baron fort. „Eben die Violine, die jetzt der Pfarrer kriegt, ist nachgebildet, bis auf den Boden, der echt ist. Das ist aber ein anderer Fall! Das merkt auch Unsereiner gleich am Ton! Dann habe ich sie auch einem armen Teufel in der Residenz abgekauft — in der Mühlgasse glaub' ich — den Namen des Kerls weiß ich nicht mehr —“

„In der Mühlgasse?“ wiederholte Bleivogel bedeutsam. „Das wird doch nicht der Instrumentenmacher Spannfelder gewesen sein?“

„Ja, ja, Spannfelder! Der ist's!“ rief der Baron, rasch einfallend. „Spannfelder! Wissen Sie 'was von ihm?“

„Wann war's, daß Sie ihm die Geige abgekauft haben?" fragte der Schulmeister.

„Es wird elf, zwölf Jahre her sein," war die Antwort.

„Was?" rief Bleivogel, an den Fingern zählend. „Ganz recht! Elf Jahre bin ich in Fichtenbrunn. Gleich in der ersten Zeit — es war nach Ostern — hab' ich diese Violine, die wir da haben, in ganz verwahrlostem Zustande entdeckt und einiger kleiner Reparaturen wegen zu Spannfelder getragen. Er ist mein Landsmann, sehr geschickt; sollte er aber ein solcher Lump sein, daß er den Boden —"

„Und ich," sprach der Baron, „habe etwa zwei Monate später meine sogenannte Cremoneser von ihm erstanden! Das klappt schrecklich zusammen!"

„O der Halunke!" schrie Bleivogel. „Der hat mir den Boden herausgenommen und denselben zu einer Fälschung benützt! Wie sollte der arme Schlucker damals so zu einer Sache gekommen sein? Er war damals so gut wie bankerott und ist seitdem im Pfründlerhause."

Beide fingen die Violine zu prüfen und zu untersuchen an, und vereinigten sich schließlich dahin, daß der Boden unecht sei.

„Und ich armer Tropf," hob der Baron an, habe den Torrentini — O, der hat ein Auge!"

„Der verfluchte Spannfelder!" polterte der Schulmeister.

„Aber was thun?" sagte der Baron. „Ich habe eine Idee! — eine vortreffliche Idee! Wenn wir einmal so weit sind, ist es gleich, wohin wir kommen! Wir lassen den falschen Boden ausheben und den rechten einfügen!"

„Das wäre wahrlich das Beste," meinte der Schulmeister. „Wenn wir nur die Zeit hätten!"

„Auf einige Tage kommt's nicht an!" gab der Baron zur Antwort. „Es geht nicht anders. Ich reise gleich nach der Residenz, suche den Spannfelder auf, suche ihn zur Beichte zu bringen, damit wir der Sache ganz gewiß sind, und lasse die Arbeit, um einem neuen Betruge vorzubeugen, vor meinen Augen ausführen. Dann, liebster Bleivogel, haben wir eine Violine, die nicht ihres Gleichen auf Erden hat!"

„Ja, aber," versetzte Bleivogel, dem die Geschichte sonst ganz gut gefiel, „wenn inzwischen der Pfarrer —"

„Darauf lassen wir es ankommen!" rief der Baron. „Kurz, holen Sie nur die Violine! Ich fahre gleich fort. In ein paar Tagen kann ich wieder da sein."

„Aber eilen Sie!" rief Bleivogel, von seiner Begierde überwältigt. „Ich will inzwischen beten, daß die Sache nicht herauskomme!"

Noch an demselben Tage war der Baron in der Residenz und hatte mit Spannfelder eine lange Unterredung. Dieser wollte leugnen, aber endlich, von Drohungen eingeschüchtert, zog er das Versprechen einer Belohnung der Aussicht auf Strafe vor und erbot sich sogar, die Arbeit selbst vorzunehmen.

Schneller als Bleivogel trotz der peinlichsten Ungeduld erwartet hätte, war der Baron mit den beiden Violinen nach Fichtenbrunn zurückgekommen.

„Kein Verdacht?" war seine erste Frage.

„Gottlob, kein Verdacht," war die Antwort. „Der Pfarrer ist ganz in seinen Blumengarten verloren und hat die Musik ganz vergessen. Das Donnerwetter ist nicht losgegangen, aber heute Nacht muß meiner Angst ein Ende gemacht werden. Es regnet in Strömen — ich will Muth sammeln — heute —"

Er nahm die unechte Violine mit sich, während der Baron, alle noch obschwebenden Gefahren vergessend, bis in die späte Nacht musicirte und in Verzückungen schwelgte.

Es war weit nach Mitternacht. Der Baron hatte schon geraume Zeit geschlafen, als er durch Klopfen an der Thüre geweckt wurde. Der Wind und der Regen schlugen gleichzeitig an die Fensterscheiben.

Bleivogel's Stimme erkennend, zündete er, emporgeschnellt, das Licht an und öffnete.

Bleivogel's Aussehen war das erbarmenswürdigste. Sein Gesicht war leichenhaft blaß, das Kinn zitterte. Er troff nicht blos von Wasser, sondern war beschmutzt, wie wenn er sich im Kothe gewälzt hätte. In einer Hand hielt er etwas, in einem Tuche zusammengebunden.

„Mein Gott!“ rief der Baron, das Aergste ahnend. „Sind Sie erwischt worden?“

„Das Unglück ist nicht viel kleiner,“ antwortete der Schulmeister. „Ich hatte die Leiter bereits angelegt und war drei bis vier Stufen hinaufgekommen, als ich auf dem nassen und glatten Holze ausgleite und herunterfalle. Mit der ganzen Körperschwere bin ich auf der Violine gelegen — das hat gekracht — Herr Jesus, lieber hätten es meine Rippen sein sollen — da drin sind tausend Splitter!“ Er warf das Tuch, das er in der Hand trug, auf den Tisch.

Als es der Baron rasch entfaltet hatte, mußte er finden, daß der ganze Inhalt zu nichts mehr als zum Verbrennen tauge.

„Das muß mir geschehen!“ rief Bleivogel, sich auf den Kopf schlagend. „Und ich habe die Geige des Regens wegen noch so schön in das Tuch gebunden!“

„Das ist freilich entsetzlich!“ rief der Baron rathlos aus.

„Aber mein Gott,“ schrie plötzlich Bleivogel auf das Aengstlichste, „ich vergesse die Hauptsache. Die Leiter steht noch an der Mauer, wir sind verrathen, wenn —“

„So laufen Sie schnell hin,“ sagte der Baron, höchst beunruhigt.

„Was hilft das?“ rief Bleivogel. „Sobald ich mich vom Boden aufgerafft hatte, bin ich herübergesprungen, um Ihnen eigentlich zu sagen, daß nichts übrig bleibt, als die echte Violine zu nehmen und sie auf den Platz, von dem ich sie nie hätte entfernen sollen, wieder hinzulegen. Es hilft Alles nichts!“

„Sind Sie närrisch?“ rief der Baron.

„Ich glaube, Sie sind es!“ entgegnete der Schulmeister, dem die Frage lächerlich vorkam. „Wo ist Ihre Besinnung? Ich wenigstens will in meinen alten Tagen nicht Schimpf und Schande haben! Sie müssen sie hergeben, auf der Stelle!“

Der Baron sah es ein und die Einsicht schlug ihn furchtbar nieder. Stumm holte er die Violine, und ebenso stumm ließ er Bleivogel mit ihr davonstürzen.

„O, das ist zum Verrücktwerden!“ rief er, als er allein war. „Da hat der Teufel die Hand im Spiele! War denn

eine solche endlose Reihe von Betrügereien zur Hälfte von Anderen, zur Hälfte von mir — leider — begangen, nöthig, damit man den gestohlenen Violinboden dem ursprünglichen Besitzer wieder zurückstelle?"

Bleivogel hatte inzwischen seine schreckliche Aufgabe pünktlich erfüllt.

Als ihn der Pfarrer am folgenden Tage sehr verstört fand, sagte er:

„Ich merke Ihren Kummer! Doch Sie sollen sehen, daß ich kein boshafter, schadenfroher Mensch bin, wie Sie sich im Gemeindewirthshaus über mich ausgedrückt haben. Sagen Sie meiner Köchin, daß sie Ihnen die Violine ausliefern soll."

Gerichtet, aber auch dankbar erschüttert, verbeugte sich Bleivogel auf's Tiefste und wollte forteilen, als ihm der Pfarrer noch nachrief:

„Sie rennen fort und wissen gar nicht, wo sie aufbewahrt ist! Im grünen Mittelzimmer liegt sie!"

Das gab dem Schuldigen einen neuen Stich in's Herz. Aber dieser Stich schmerzte nicht lange. Im gänzlichen Besitz der Violine vergaß er bald alle überstandenen Gefahren und Aengsten der letzten Tage, aber er vergaß noch mehr den Baron, dem er sein Glück geheimhielt.

Als es dieser erfahren, war er sehr böse, aber er mußte einsehen, daß eine Freundschaft, die auf eine gemeinsame Schuld gegründet war, brechen mußte, sobald das Band gerissen. Es that ihm aber wehe, er hätte unter solchen Umständen mit Bleivogel lieber getheilt. Während er einem großen Kummer hingegeben war, erschien plötzlich Torrentini, wie er versprochen, wieder.

„Apropos!" sagte der Italiener nach den ersten Begrüßungen, „Sie haben zwar eine treffliche Violine, aber einem so reichen Manne könnte es erwünscht sein, noch eine ähnliche, ja vielleicht eine noch bessere zu besitzen!"

„Gewiß! Gewiß!" rief der Baron mit einer Explosion von Freude.

„Ich habe," sagte Torrentini, „unterwegs einen Landsmann, der sehr verarmt ist, getroffen und von ihm den Auftrag erhalten, einen Käufer für seine Violine

zu finden, die eins der edelsten Instrumente Antonio Amati's ist!"

„Kaufen Sie sie für mich," rief der Baron, „geben Sie, was sie auch koste! Ich will bei einem Verarmten nicht knausern! Ich muß Ihnen auch gestehen, daß ich jene Violine, die Sie zuletzt bei mir gesehen, nicht gekauft habe. Sie hatten Recht! Der Boden war unecht! Sie hatten glorreich Recht!"

So hatte also Torrentini, dessen Erscheinen dem Schlosse immer so verhängnißvoll gewesen war, doch wieder den dauernden Frieden darin begründet, denn in einigen Tagen besaß endlich der Baron eine jener Violinen, um welche er so lange gekämpft, um derentwillen er so viel gelitten hatte.

St. Procop in Brieslau.

I.

Als der Maler Emanuel Volkmer das Städtchen Brieslau verließ, wo er sich an acht Wochen aufgehalten und im Schlosse eine Reihe von Freskobildern vollendet hatte, war die Theilnahme, die man dem Scheidenden zollte, allgemein, wenigstens in den Bürgerkreisen, die Volkmer frequentirt hatte. Und das mit Recht, denn der junge Maler war gemüthlich, heiter, ohne die Prätentionen eines Genies, eine harmlose und offene Künstlernatur. Ueberdies war er Vielen im Orte aus den Jahren her bekannt, wo er als Student in den Ferien zu seinem Onkel, dem Dechanten, zu Besuch gekommen; man wußte, wie viel Kämpfe er sich's hatte kosten lassen, sein Malertalent ausbilden zu können, nun sah man, daß wirklich ein Künstler in ihm gesteckt, und hatte ihn gern, weil er immer noch so bescheiden war, Spaß verstand und selbst gern einen machte, kurz, das Gegentheil von Allem war, was man sich unter einem gefeierten Manne vorstellte.

Am Vorabend seiner Abreise saß die ganze gewohnte Gesellschaft im Schützenhause beisammen. Man sprach, so gut man's verstand, über die Bilder, die Wahl der Scenen, die Ausführung, und die Winkelmanns des Städtchens brachten manch wunderliches Urtheil vor. Volkmer nahm Alles gut auf und wendete es zum Besten. Zuletzt sagte der Bürgermeister: „Was ich am meisten bewundere, sind diese Figuren;

diese Gesichter, von denen jedes ein anderes ist! Immer kommt es mir vor, als hätte ich Den oder Jenen schon einmal gesehen, und doch ist's nicht so. Woher, mein Gott, haben Sie diese Pharisäer, diese Kriegsknechte, diese erzjüdischen Juden? Leben sie, sind sie Ihnen zu Modell gesessen, oder haben Sie sie alle Ihrem Kopfe entnommen?"

„Sie stellen da an mich eine Frage, die mich fast in Verlegenheit setzt," erwiderte Volkmer. „Sie leben und sind doch auch nur in mir! Jedem Künstler, so tüchtig er auch ist, bleibt nichts übrig, als seine ideale Welt aus Bruchstücken der Wirklichkeit zusammenzustoppeln. Das demüthigt ihn oft, da tröstet es ihn wieder: daß er nicht sowohl die Menschen copirt, als vielmehr das Leben, das in ihnen wohnt und dessen sie sich selber nicht bewußt sind. Und welche Metamorphosen gehen da vor! Die tollsten, unerhörtesten! Wenn einer von Ihnen, meine Herren, je nach Prag käme, wollte ich ihn zu dem Patron führen, der mir die Veranlassung zu meiner Figur des Pilatus war. Es ist der Wirth einer elenden Garküche. Sie werden an ihm vorübergehen und ihn kaum ansehen, doch, mache ich Sie aufmerksam, so werden Sie sehen: er ist's, Zug um Zug. Ebenso Kaiphas --"

„Jedenfalls," fiel der Actuar, der ein großer Don Juan war, dem Maler in's Wort, „wär' es mir lieber, wenn Sie mich zu der jungen Dame führten, welche Ihnen zur Magdalena gesessen! Welche Schultern! Welche Brust! Ich könnte stundenlang vor dem Bilde stehen."

„Die," erwiderte Volkmer, „könnte ich Ihnen beim besten Willen nicht zeigen. Es ist die Reminiscenz eines Bildes, das ich in Italien sah."

„Glauben Sie das, meine Herren?" fragte der Actuar. „Ich glaube, solche Reminiscenzen gehen in Malerateliers ein und aus. Selbst die Frau darf es nicht übel nehmen. Das ist das eigenthümliche Vorrecht der Maler."

„Ja die Maler, die können ohne Liebschaften nicht leben!" sagte der Tabaktrafikant. „Raphael und Vandyk haben sich zu Tode geliebt!"

„Und so sind alle Genies!" bemerkte emphatisch der Steuerrevisor.

„Mit Verlaub, meine Herren," begann der Bürgermeister, „hier glaube ich eine Bemerkung machen zu müssen. Eins ist so schön an unserem Volkmer, Eins hat ihm hier so viele Freunde gemacht: daß er gar nichts von einem Genie an sich hat. Mein Lebtag habe ich nicht geglaubt, daß ein Künstler ein solider Mann sein könne, Volkmer hat es uns bewiesen! Brieslau ist nicht die letzte unter den Städten, wir haben hier Künstler gehabt von allen Arten, ich muß sagen, leider! Drüben im ersten Zimmer sitzt der alte Grell, der Musiker. Er hat eine Messe componirt, die classisch sein soll, aber daß sein Hausherr seit Jahren von ihm einen Groschen Zins gesehen hat, möchte ich bezweifeln. Wohin es mit unserem Maler, dem alten Meerfeld, dem Bruder des seligen Arnold Meerfeld, gekommen, brauche ich Ihnen nicht zu sagen. Sie haben ihn wohl selbst gesehen, wie er, einen Rock am Leibe, an dem man jeden Faden zählen kann, einen uralten Hut auf dem Kopfe, eine noch ältere Perrücke darunter, eben jetzt das Schild zum rothen Ochsen verfertigt. Da sieht man, wohin das Genie führt — sein genieloser Bruder, der Apotheker, wurde ein reicher Mann. Auch die Sculptur war hier vertreten, wie uns die Statue des heiligen Florian, Schutzpatrons gegen Feuersgefahr, darthut; doch das würde mich zu weit führen — ich begnüge mich zu sagen: Volkmer war es vorbehalten, uns zu zeigen, daß ein Künstler auch ein ehrenhaftes und nützliches Glied der bürgerlichen Gesellschaft sein könne. Als solches ist er uns werth geworden, als eines solchen werden wir uns seiner erinnern, nicht nur wenn wir seine tüchtigen Leistungen im Heiligenfach betrachten, wie sie nunmehr unsere Schloßkapelle dauerhaft zieren, sondern auch wenn wir hier beisammen sitzen, wo er ein Mitglied unseres geselligen Kreises war. Ein Hoch daher dem scheidenden Freunde, dem uns Allen werth gewordenen Emanual Volkmer!"

Die Gläser klangen an, und der Gefeierte erhob sich, nachdem die Zeichen des Beifalls über eine so schwungvoll feurige und wohlgesetzte Rede zu Ende gekommen waren, zu einer dankenden Entgegnung.

„Ich zolle," sagte er mit einer Stimme, die frisch und

voll aus der ehrlichen Brust hervorkam, „meinem Freunde, dem Bürgermeister Eichler, meinen Dank für die zu mir gesprochenen Worte. Er meint es gut, noch viel besser, als er es sagen kann! Es war mir wohl in Brieslau, und in meine Vaterstadt heimgekehrt, werde ich oft an das Städtchen am Fuß des mächtigen Gebirges zurückdenken, wo ich so liebe, brave Leute fand. Doch Brieslau hat nebst wackeren Männern auch die anmuthigsten Mädchen! Möchte ich wenigstens im Gedächtniß Einer so fortleben, wie ich nach solchem Zuruf im Gedächtniß meiner Freunde zu leben hoffen darf. Es leben Brieslaus Frauen und Mädchen!"

Volkmer wollte sich setzen, doch allenthalben streckten sich ihm Hände zum Druck entgegen. Der Bürgermeister hielt ihn eine Zeitlang fest und sagte ihm dann halbleise in's Ohr:

„Ich habe Sie verstanden, Volkmer! Lassen Sie sich bald wieder in Brieslau sehen, Volkmer!"

Wer war nun glücklicher als der Maler! Sein besonderer Gönner, der Dechant, gab dem Wirth einen Wink, und sogleich wurden die Biergläser weggenommen und sechs Flaschen Ungarwein aufgestellt. So etwas hatte Brieslau lange nicht gesehen. Der Postmeister Böhm, der taub war und von Allem nur das begriff, daß jetzt getrunken werden würde, rief einen bedienenden Knaben herbei, gab ihm einen Groschen und trug ihm auf, in seine Wohnung zu gehen und seiner Frau zu sagen, sie möge unbesorgt sein, wenn er heute spät heimkomme. Er bitte um seinen Ueberrock.

Alles, was sich eines Hausschlüssels erfreute, sah nun auf die Uhr, um abzumessen, wie lange ungefähr man sich dem Vergnügen hingeben könne. Alles war entschlossen, auszuhalten, da morgen Sonntag sei, man somit ausschlafen könne, und es doch ein Hochgenuß war, auf Kosten des sonst so knauserigen Mannes zu zechen. Böhm bestellte sogar ein Nachtessen, vom Standpunkt aus, daß von jetzt an Alles, was auf den Tisch komme, dem Gastgeber auf die Rechnung geschrieben werde. Sein Kalbsbraten würde schon mit darauf gehen, ebenso die Cigarren, von denen er eine anzündete, die anderen einsteckte. Zur Erheiterung der Gesellschaft konnte der Taube nichts beitragen, das wußte er, aber er war ge-

sonnen, dem Gastgeber wenigstens durch seinen gesunden Appetit Freude zu machen.

Indessen funkelte der Ungarwein bereits in allen Gläsern. Die begeisterte Stimmung wuchs, je öfter sie gefüllt und geleert wurden. Laut und lärmend tranken die Stadträthe, der Bürgermeister und die übrigen Honoratioren; stumm, aber nur um so eifriger, trank der taube Postmeister. Eichler bot Volkmer das „Du" an, auf das dieser begeistert einging, und als das Eis hier einmal gebrochen war, nahte dem Maler Jeder einzeln, um mit dem geleerten Glase und zwei Küssen den Bund zu besiegeln. Zuletzt wurde der Enthusiasmus wild und bacchantisch.

„Hört, Brüder!" rief plötzlich Volkmer, „ich fühle mich gedrungen, Euch und der ganzen Stadt, die mich so gastlich aufgenommen, ein Zeichen meiner Liebe und Dankbarkeit zu geben! Ich schenke, so viel ich vermag. Herr Dechant, Herren vom Magistrat, hören Sie mich an! Eins muß Jeden, der hier ankommt, Wunder nehmen: es fehlt auf dem Hauptaltar Ihrer so schönen Kirche ein wahrhaft künstlerisches Bild. Sie ist dem heiligen Einsiedler Procop geweiht. Ich will in ihr, wenn Sie es mir erlauben, ein Bild des Heiligen aufstellen, das ich als ein Gastgeschenk von mir anzunehmen bitte!"

Dieser Antrag erregte Enthusiasmus.

„Und die Stadt," erwiderte Eichler, „wird sich dankbar bezeigen! Du wirst Ehrenbürger von Brieslau!"

„Eine Auszeichnung, die mich mehr freuen wird, als ein Orden! Ein Mann, ein Wort! Doch es ist spät, unser Fest muß ein Ende nehmen!"

Jeder leerte sein Glas und man erhob sich. Der Bürgermeister war hochroth geworden, Böhm war bleich geblieben, aber er taumelte auf den Füßen. Zwei Arme wurden in seine Arme geschlungen und schwerfällig wie ein Mehlsack wurde der Alte mit fortgeschoben. In drei Colonnen bewegte sich die Zecherschaar gegen die Stadt zu. Die Nacht war mondlos, aber die Sterne funkelten helle. Die Schaar schritt durch die schwarze, schattende Schützenhausallee und befand sich bald auf der kleinen Promenade, die um ein gutes Viertheil der Stadt läuft.

Der Kaufmann und der Actuar hatten das Räuberlied angestimmt.

Eben hatten diese Beiden die erste Strophe, über die sie nicht hinüberkamen, zweimal abgesungen, als ihnen aus nicht gar weiter Ferne ein klägliches Aechzen entgegendrang.

„Was ist das?“

Die ganze Schaar blieb einen Augenblick lang stehen, und schritt, da der Klageton sich abermals hören ließ, dann desto rascher vor. Als sie einige Schritte gegangen waren, bot sich ihr ein überraschender Anblick.

An einem Baum lehnte ein Mann, nur mit einem Hemd bekleidet, dem Hände und Füße mit Stricken zusammengebunden waren.

„Was macht Ihr da? Was ist Euch geschehen?“ fragte Einer.

„Ach,“ erwiderte eine matte Klagestimme, „der liebe Gott selbst ist's, der Sie sendet! — Ich bin ein Bürgerssohn aus Prag und war auf einer Vergnügungsreise begriffen. Ich hatte mich verspätet — und hier, an dieser Stelle bin ich von drei Kerlen überfallen und meiner Kleider, sowie sämmtlicher Baarschaft beraubt worden. So, wie Sie mich da sehen, haben sie mich ausgezogen und geknebelt!“

„Beraubt! Ausgezogen! Geknebelt!“ rief Alles durcheinander. „Hier? Vor unserer Stadt! Das ist ja unerhört!“

„Es ist schrecklich! Ich will auch nie mehr eine Lustreise machen!“ antwortete der Geknebelte. „Ich muß mich noch glücklich preisen, daß ich mit dem Leben davongekommen bin! Welche Kerle sind das gewesen! Baumstarke Kerle! Hier, meine lieben, verehrten Herren, sehen Sie, wie sie mir Hände und Füße zusammengebunden haben!“

„Wir lösen die Stricke sogleich!“ rief Einer.

„Sie kommen mit uns und machen die Anzeige!“ rief ein Anderer.

„Ach, meine Herren,“ rief der Beraubte, „so im Hemd kann ich Sie nicht begleiten. Ich friere, bin halbtodt von Angst und glaube mindestens ein paar Rippen gebrochen zu haben. Borgen Sie mir einen Ueberrock, damit ich nur ein

bischen anständig aussehe. Sie haben einen Menschen aus achtbarer Familie vor sich."

„Böhm," rief Volkmer, „Sie sind der Einzige — doch er hört ja nicht — Böhm ist der Einzige von uns, der zwei Röcke anhat, er muß einen hergeben —"

„Ja wohl, er muß einen hergeben!" rief es im Kreise, und alsbald wurde der Taube unter den Armen gefaßt und halb mit Gewalt seines Paletots entkleidet.

„Aber, meine Herren," rief Böhm, „ich weiß nicht, wie ich dazu komme, meinen Ueberrock hergeben zu müssen, um diesen Bettler zu bekleiden. Ich bin alt — ich werde mich erkälten — seien Sie nicht so barmherzig auf anderer Leute Kosten!"

„Das Maul gehalten!" rief der Actuar dem Alten zu. „Wir nehmen Sie in unsere Mitte. Uebrigens haben Sie sich mit dem Ungarwein hübsch eingeheizt."

„Er ist ja kein Bettler! Sie erhalten Ihren Ueberrock zurück!" johlte ein Dritter dem Tauben in's Ohr.

Böhm mußte sich Alles gefallen lassen. Er sah nur noch, wie der Nackte rasch in die Aermel seines Paletots schlüpfte, dann wurde er umgedreht und festgehalten, damit er sich nicht mehr gegen die über ihn verhängten Zwangsmaßregeln sträuben könne.

„Ein Taschentuch und ein Halstuch!" bat der Beraubte. „Ich klappre vor Frost an allen Gliedern, und nun," fuhr er fort, nachdem er beides erhalten, „bitte ich einen der Herren, mir den Arm zu geben, denn ich schwanke, ich fürchte umzufallen."

Mit diesen Worten schleppte er sich mitten in die Gruppe der ihn Umstehenden und faßte Einen derselben am Arme, zum Zeichen, daß er geführt sein wolle. Dieser war der Herr Dechant. Er übernahm es sogleich, den Unglücklichen zu führen, obwohl er selbst eines milden Samariters bedurft hätte, um seinen von Wein schweren Kopf wohlbehalten nach Hause zu bringen. Unter solchen Umständen kamen Beide nur sehr langsam vorwärts, so daß ihnen, als sie die ersten Häuser des Städtchens erreicht hatten, alle Uebrigen bereits weit vorausgeeilt waren, Alle, bis auf den Postmeister Böhm, der

freilich auch schon lieber im Bette gewesen wäre, aber seinem Paletot zu Liebe standhaft ausharrte.

Plötzlich blieb der Beraubte stehen und beklagte sich bitter über neue Schmerzen in Folge der erlittenen Mißhandlungen.

„Ein Arzt," sagte er, „muß geholt werden! Fünf Stunden stand ich an den Baum gebunden. Schlag zwölf Uhr ist die Unthat geschehen."

„Was?" rief der Dechant, „da müßte es ja jetzt fünf Uhr sein! Unmöglich, unmöglich!"

Er zog rasch seine Uhr heraus, um zu sehen, ob er sich denn wirklich heute einer so schweren Unmäßigkeit schuldig gemacht habe.

„Hier ist es zu finster!" sagte der Beraubte, indem er dem Dechanten die Uhr aus der Hand riß, „lassen Sie mich sehen." — Er hinkte einer Oellampe zu, welche wenige Schritte weit warnend am Rand einer Grube brannte.

Eben im Begriff, auf die Uhr zu sehen, glitt er aus, stürzte und verschwand mit einem lauten Schrei, als ob ihn die Erde verschluckt hätte.

„Hülfe!" hörte man rufen. „Rettet mich — ach — ach — ich muß im Kalkwasser ertrinken!"

Der Dechant und der Postmeister waren vom Schreck so übermannt, daß sie sich nicht von der Stelle getrauten. Als ob der Boden überall unsicher wäre, klammerten sie sich aneinander, indeß ihre Augen stier in der halben Finsterniß um und um glotzten.

Der Unglückliche war nicht mehr zu hören.

„J," sagte Böhm, „das ist doch ein merkwürdiger Pechvogel! Eben ist er beraubt worden, und jetzt fällt er gar und ersäuft! Der kann heute, wenn der Tag lang ist, noch viel Malheur haben."

„Kommen Sie! Kommen Sie, lieber Böhm," rief der Dechant. „Wir selbst können nicht in die Grube steigen, aber wir wollen die Anzeige machen und Leute herschicken! Vorsichtig, vorsichtig!"

Sie kamen erst ein wenig zu sich, als sie das Straßenpflaster unter ihren Füßen fühlten.

II.

Clara, des Bürgermeisters schöne Tochter, war schon in aller Frühe wach. Die schweren Tritte ihres Vaters, der von dem Gelage im Schützenhause zurückkehrte, hatten sie gegen Tagesanbruch geweckt und die schwellende Fluth von Gefühlen und Gedanken, die, als sie die Augen öffnete, über ihr junges Herz hereinbrach, ließ sie nicht wieder einschlafen. Clara war trotz ihrer achtzehn Jahre schon ein selbstständiges, starkes, energisch fühlendes Mädchen. Sie liebte, aber nicht unsern Volkmer; sie stand schon seit Jahren in einem heimlichen Liebesbund zu einem jungen Menschen, der gar keine Hoffnung hatte, ihre Hand zu erringen. Dieser war Paul Meerfeld, der Sohn jenes armen alten Malers, von dessen jetziger Thätigkeit der Bürgermeister gestern so despectirlich gesprochen. Sie waren Nachbarkinder und Jugendgespielen gewesen, Clara liebte ihn, seitdem ihr Herz überhaupt angefangen hatte, eine Stimme zu haben. Sie hatten auseinandergehen müssen, aber die Trennung hatte ihr Gefühl nicht ertödtet, vielmehr gar gesteigert. So knüpft sich ein Knoten nur um so fester, je weiter die Hände auseinandergehen, die ihn festhalten.

Volkmer wußte das nicht. Er hatte wohl gehört, daß Clara einen gewissen Paul Meerfeld gern gesehen, daß er ihr Lieblingstänzer gewesen und nie gefehlt hatte, wo sie hinkam, aber er hielt die Sache durch die Zeit und die Entfernung für erledigt. Er ahnte nicht, wie energisch oft ein jungfräuliches Herz eine erste Liebe festhält. Wenn Clara seine Aufmerksamkeiten kalt entgegennahm, seine Worte wärmerer Bewunderung ironisch lächelnd ablehnte und ihm gegenüber nie die defensive Haltung aufgab, so sah er darin nur die Gewohnheit mädchenhafter Zurückhaltung, gemischt mit etwas kindlicher Coketterie, die den ihr Ergebenen erst beobachten, kennen lernen und nur durch das Fegefeuer kleiner Prüfungen zu seinem Glücke gelangen lassen wolle.

Gegen Neun saß Clara, ein Morgenhäubchen auf dem

Kopfe, welches das rosige Gesicht mit den blauen Augen und dem hellblonden Haar reizend umschloß, mit einer Näharbeit beschäftigt, am Fenster. Da pochte es an die Scheiben und ein edles, blasses Mädchengesicht zeigte sich zwischen den Rosen und Levkojen.

„So komm doch herein, Anna!" rief Clara, das Fenster aufreißend, der draußen Stehenden zu. „Die ganze Woche lang sieht man Dich nicht. Heute am Sonntag solltest Du mir doch eine Stunde schenken!"

„Bewahre! Nur einen Augenblick kann ich bleiben, der Vater erwartet mich!" erwiderte eine sanfte, melodische Stimme. „Doch ich weiß nicht, ob ich recht darf — Dein Vater —"

„Wie, der sollte mir noch verbieten, mit Dir zu sprechen?" rief Clara lebhaft. „Bist Du nicht meine Jugendgespielin, meine liebe Anna? Herein, Kind, schnell herein!"

Einen Augenblick später sah Anna zur Thüre herein, Clara sprang ihr entgegen, küßte sie, zog sie an sich und führte sie in die Ecke des alterthümlichen Zimmers, wo eine kleine Epheulaube über einem kleinen, schmalen, lederüberzogenen Sopha angebracht war.

„Ach, wie Du schön eingerichtet bist!" rief Anna, sich umsehend. „Die Blumen, der Epheu, die Porzellanfiguren auf der Commode! Wirklich, Clara, mir ist als wehte hier eine andere Luft, man tritt wie auf lauter Flaum — man möchte, wenn man hier ist, nie mehr hinausgehen. — Du bist ein rechtes Glückskind, Clara!" Dem armen Mädchen erschien das mit mäßigem Comfort geschmückte Zimmer der Frau Bürgermeisterin als das prachtvollste und üppigste Boudoir.

„Ach," rief sie aufspringend, „das schöne Körbchen! Was ist das?"

„Ein Geschenk."

„Und das reizende Arbeitsetui? Auch von demselben?"

„Mein Vater hat darauf bestanden, daß ich's annehme," erwiderte Clara verdrießlich, ausweichend. „Doch sprich, was hast Du für Nachrichten von ihm?"

„Von Paul?"

„Von wem denn sonst! Wer ist Er? Er, groß geschrieben? Kann ich einen Andern meinen?"

„Erst unlängst hat er geschrieben. Ich wollte es Dir längst melden, aber es gab immer etwas, was mich abhielt. Er hat viel zu thun, ist im Geschäft von früh bis spät, dabei lernt er allerlei Sprachen, Wechselrecht, was weiß ich! — Sein Principal ist mit ihm sehr zufrieden, er tröstet den Vater — aber — in einem Zettel, den er an mich beigelegt hat, spricht er sich offen aus — und ist so traurig, so verzweifelt —"

„Warum traurig, warum verzweifelt?" fragte Clara.

„Weil — Du ihm unerreichbar scheinst! Weil er überzeugt ist, daß er bei aller Anstrengung nie dahin kommen wird, um Dich erfolgreich werben zu dürfen. Dein Vater wird immer reicher und stolzer, und dazu kommt noch Eins, was den Paul ganz unglücklich gemacht hat —"

„Nun?"

Statt aller Antwort blickte Anna auf das schöne Arbeitsetui.

„So?" rief Clara. „Traut er mir so wenig Charakter zu? So wenig Herz? Er weiß, daß ich ihm mein Wort gegeben habe! Das Reden und Deuteln der Leute sollte ihn keinen Moment irre machen."

„Er ist aber weit hübscher als Paul!" sagte Anna, indem noch ein Blick auf das Arbeitsetui schoß. „Deines Vaters Freund, der Dechant, beschützt ihn —"

„Und das allein schon könnte mir ihn verhaßt machen!"

„Ach, Kind," sagte Anna, „wenn ein Mensch hübsch ist und uns sonst gefallen kann, da vergessen wir bald, ob er aus einer uns feindlichen Familie stammt."

„Ich vergesse es nicht!" sagte Clara fest. „Von allen Menschen auf dieser Welt ist der Dechant Der, den ich am meisten hasse! Ein Geizhals, ein Heuchler, ein Intriguant! Ein alter Sünder! Er hat den armen Paul um die Erbschaft gebracht, er hat sich in das Vertrauen des Onkels Meerfeld geschlichen und diesen durch Gott weiß welche Mittel vermocht, das Testament umzustoßen. Er ist an Allem schuld!"

„Wohl, wohl!" seufzte Anna, „wir leiden Alle darunter, er aber (mit einem Blick auf's Etui) hat gar nichts damit zu thun! Er weiß gewiß nicht, was sein Onkel für ein Charakter

ist. Er ist ein herzensguter Mensch, das sieht man ihm an den Augen an."

„So, so?" fragte Clara. „An den Augen?"

„Denk nur, vorgestern, als ich Abends von der Frau Postmeisterin kam, bei der ich nähe, treffe ich ihn — bei uns! Er hat den Vater besuchen wollen, als seinen Collegen. Ach, Clara, Du weißt, wie es mit meinem armen Vater steht... Gewiß, er hatte einst Talent... Hätte er nicht so lange und viel mit Sorgen zu kämpfen gehabt, er hätte gewiß etwas geleistet, vielleicht viel! So aber — als er auf Herrn Volkmer's Bitten seine alten Bilder daherbrachte — Clara, wenn Volkmer ihn ausgelacht, verspottet — oder wie ein vornehmer Protector zu ihm gesprochen hätte — ich hätte ihn gehaßt! O, ich habe ihn angesehen, scharf, scharf, ohne daß er's merkte. Er hat nicht gelächelt. Er hat nicht den Protector gespielt. Er hat meinem armen Vater die Hand gedrückt und sie oftmals geschüttelt und hat gelobt, herzlich gelobt, was irgend nur zu loben war. — Er weiß, was es heißt: in Sorge arbeiten! Er muß ein gutes Herz haben."

„Wie warm Du Dich seiner annimmst!" rief Clara, „wahrlich ich glaube... ich glaube!"

„Ach, wo Du gleich hindenkst!" rief Anna, die gleich wie jener Busch in Flammen stand. „Doch — um auf's Frühere zurückzukommen — Du machst mich glücklich, wenn Du so nach meinem Bruder fragst, wie vorhin. Könnte er wie ich Dir in die offenen, treuherzigen Augen sehen, er würde wieder Vertrauen fassen und nicht mehr verzweifeln! Verzeihe ihm; ist's ein Wunder, daß er, von Dir getrennt, kleinmüthig wird? Ich schreibe ihm dieser Tage — wirst Du ein Zettelchen beilegen?"

„Ich hab' meinem Vater versprechen müssen, ihm nie mehr zu schreiben," erwiderte mit gesenktem Köpfchen Clara, „und halte mein Wort, so schwer es mir fällt. Du aber kannst ihm Alles sagen: daß ich aushalte und an ihn denke, daß er den Muth nicht sinken lassen, daß er Vertrauen zur Zukunft haben soll, daß das Glück mit denen ist, die ausharren, daß Liebe stark und treu sein muß, daß —"

„Ich weiß genug, Clara!"

Die Mädchen umarmten sich und fuhren einen Augenblick später auseinander, denn Stimmen waren im Vorhause zu hören und gleich darauf trat der Bürgermeister mit Volkmer ein. Clara hatte nur eben noch Zeit, ihrer Freundin die Hand zu drücken und ihr leise zuzuflüstern: „Sage ihm also, was Dein schwesterliches Herz Dir eingiebt, und grüße ihn tausendmal! Sein bin ich, sein will ich bleiben —" und Anna huschte fort, als meine sie, jedes Auge müsse die Röthe deuten können, die noch auf ihren Wangen stand.

Der Bürgermeister warf seiner Tochter einen strengen Blick zu, der so viel hieß, als: „Muß ich Eins von dieser verhaßten Familie bei Dir finden!" und fuhr dann fort:

„Also denke Dir, lieber Freund, der angeblich Beraubte war nichts als ein raffinirter Gauner! Er blieb, wie Du weißt, mit dem Dechanten und dem Postmeister zurück, die Beide nicht mehr ganz klar sahen und dachten. Dem Dechanten reißt er, da sich ein Streit entspinnt, wie viel es an der Zeit sein möge, die goldene Repetiruhr aus der Hand und verschwindet in einer Grube, wo er ein Geschrei erhebt, als müsse er ertrinken. Die Zwei, statt gleich nachzusehen, laufen in die Stadt; hier kommen ihnen die Polizeidiener entgegen, die ich ausgeschickt hatte. Man sieht nach. Die Grube war nur etwa drei Fuß tief, es war kein Wasser darin, aber auch kein Verunglückter! Der Betrug lag zu Tage. Die Mystification kostet mich ein seidenes Tuch, den Postmeister den Paletot, den Dechanten die Uhr! Er ist so empört, daß er verschworen hat, jemals wieder ein gutes Werk zu thun!"

Volkmer mußte lachen. „Das Gaunerstückchen," sagte er, „ist wahrlich von einem ganz hübschen Humor eingegeben. Sollte uns nicht ein Taugenichts aus Brieslau, der uns von fern herankommen hörte, den Streich gespielt haben?"

„Wir haben mit solchen Subjecten hier glücklicherweise so ziemlich aufgeräumt," erwiderte Eichler in einem Tone, der den Stolz anzeigte, einen solchen Wechsel der Dinge persönlich herbeigeführt zu haben. „In früherer Zeit freilich — Du mußt wissen, daß wir einst einen Menschen bei uns hatten, der ein wirkliches Gaunergenie genannt werden konnte —"

„Den Bielohlawek?“ fragte Volkmer.

„Allerdings! Den Bielohlawek! Du hast also auch schon von ihm gehört?“

„Der Kerl ist ja in der Umgegend sprichwörtlich geworden für Alles, was Betrug, Spitzbüberei, Unfug heißt.“

„So ist's. Von Haus aus war er Student der Theologie; er hatte hier eine alte Mutter, die nun gestorben ist, und Dein Onkel, der Dechant, protegirte ihn ganz besonders. Freilich, als dann ein böser oder toller Streich nach dem andern an's Licht kam, gingen dem Dechanten die Augen auf und der Bielohlawek wurde schimpflich davongejagt. Seitdem ist er verschollen und wird hoffentlich den Lohn gefunden haben, den er verdient hat: das Handeisen und die Zuchthausjacke. Doch, daß ich auf die Geschichte von gestern zurückkomme, die noch nicht zu Ende ist: der Postmeister giebt an, daß er in seinem Ueberrock ein dickes Portefeuille mit allerlei wichtigen Briefschaften und Notizen stecken gehabt. Er rast und schießt umher, wie wenn er von Sinnen wäre. Aber, unter uns gesagt, ich halte es für Aufschneiderei, um mit mehr Anstand über seinen Rock winseln zu können. Das ist ein alter — beinahe hätte ich Filou gesagt.“

„So! So!“ sagte Volkmer. „Er sieht so bieder und würdig aus! In welcher Art ein Filou?“

„Man hält ihn für einen Spion,“ sagte Eichler, „und das ist er wohl auch. Er war lange in Wien, ein Liebling des Grafen Sedlenitzky und, wie es heißt, im schwarzen Cabinet beschäftigt. Da hat er Tag für Tag das Brieföffnen betrieben und es soll bei ihm zur Leidenschaft geworden sein. Nun wird er alt und vergeßlich, und da plaudert er oft aus, was er von Rechtswegen nicht wissen sollte. Dadurch verräth er sich oft. Man nimmt sich auch allgemein in Acht vor ihm, denn welchen Gebrauch er von den Dingen macht, die er erfährt — das wissen die Götter!“

„Ei, ei!“ sagte Volkmer, „das ist ja ein allerliebstes Subject!“

„O, es giebt viel Solcher bei uns!“ rief Eichler. „Viel mehr als man glaubt! Das System bringt es mit sich, das System! Leben wir denn nicht in Oesterreich?...“

„Freilich, das läßt sich nie vergessen!“

Indeß war der Tisch gedeckt worden. Es wurde das Gabelfrühstück aufgetragen, das der scheidende Freund noch einnehmen sollte, da ihn sein Weg zunächst durch höchst unwirthbare Gegenden führte.

III.

Am andern Tage war Volkmer auf der Reise und stieg, um den wunderhellen Morgen zu genießen, zu Fuß den Berg vor Benatek hinan, als ein Wanderer, der kurz zuvor mit dem Kutscher gesprochen hatte, an ihn herankam und sich in ein Gespräch mit ihm einließ.

Der Wanderer hatte ein blasses, sehr charakteristisches und interessantes Gesicht. Er trug langes Haar und einen schwarzen Vollbart. Ein romantischer Filz saß schräg auf seinem Kopfe und beschattete die nicht unedel gebildete Stirn und die dunkeln, klar und fast genial blickenden Augen. Er hatte in seinem ganzen Wesen etwas auffallend Bewegliches. Er mochte dreißig Jahre zählen und schien zwischen dem reisenden Künstler und dem Handwerksburschen mitteninne zu stehen.

Volkmer fixirte seine Erscheinung mit dem unwillkürlichen Interesse des Malers und ließ sich mit ihm in ein Gespräch ein. Er bemerkte nach den ersten Wechselreden, daß er es mit keinem gewöhnlichen Menschen zu thun habe. Alle Bemerkungen des Fremden waren witzig und charakteristisch. Er hatte einen eigenthümlichen Humor und eine treffende, bildliche Sprache, die den einzigen Fehler hatte, daß sie zuweilen in's Cynische umschlug. Er mußte weit in der Welt herumgekommen sein, war keck, ausgelassen, lustig, und schien die Fatalitäten und Hindernisse, die einen Reisenden mit schlecht gefülltem Beutel so häufig anfallen, als eine Kette von Schnurren und Schicksalsspäßen zu betrachten. In der

Stimmung, in welcher Volkmer sich befand, war ihm ein solcher Reisegefährte eine Erquickung; er bot dem Fremden, als es wieder an's Einsteigen kam, einen Platz im Wagen an.

„Sind das Baracken!" rief der Fremde, als sie in ein Dorf unweit Benatek einfuhren. „Diese halbverfaulten Strohdächer, diese eingesunkenen Thüren trifft man doch nirgends als in unserem theuern Vaterlande. Ha! Da läuft ein Schwein aus der Wohnstube heraus und dort — fliegt eine Henne durch's Fenster hinein! Classische Verwahrlosung! So, recht! Bleibt naturwüchsig und laßt euch nicht durch deutsche Culturträger um eure Eigenart bringen!"

„Malerisch genug sehen die Häuser aus," meinte Volkmer, „aber der Teufel möchte darin wohnen."

„Noch vor ein paar Monaten," sagte der Fremde, „war ich auf der Wanderung in Schwaben und Baden. Wie schmuck und hübsch dort die Bauernhäuser aussehen! Vor jedem Fenster auf einem grün angestrichenen Gestell ein paar Blumentöpfe! Hier zu Lande stellt man wohl auch einen Topf vor's Fenster, aber ein Blumentopf ist das nicht!"

„Sie haben Recht! Welche wunderliche Sitte!"

„Landessitte! Der Topf bezeichnet das Schlafzimmer. Dem Burschen, der Abends zu seinem Mädel schleicht, markirt er das Fenster, in das er später einsteigen wird."

„Wo mag nur das Wirthshaus sein?" fragte Volkmer, der an häufiger Wiederkehr von Durst litt, indem er sich aus dem Wagen spähend hervorstreckte.

„Da ist's!" sagte der Fremde, „der Kranz von rothgewordenem Fichtenreis bezeichnet es."

Der Wagen hatte indeß vor einem Hause von traurigem Ansehen still gehalten. Eine ausgespannte Kalesche und ein stehengebliebener Futtertrog standen davor. Eine Treppe führte zur engen, niedern Thüre, und über dieser las man in halb verwischten Buchstaben die Inschrift:

„Dis Haus wirt verschenkt."

„Hollah! Hier kehren wir ein!" rief Scheernagel, denn so nannte sich der Fremde. „Dies Haus wird verschenkt. Wie glücklich, daß wir noch da zurechtkommen!"

„Tolle Inschrift, der Himmel weiß, was damit gemeint ist!"

„Eine Dummheit jedenfalls, und die wollen wir gleich herausbekommen.“

Die Reisenden traten in ein großes, schmutzig und öde aussehendes Zimmer. Ein paar Fuhrleute saßen beim Ofen; ein ältlicher Herr, seiner Kleidung nach ein Geistlicher, saß unweit vom Fenster und verzehrte sein Mittagsessen. Ihm mochte die ausgespannte Kalesche gehören.

Der Wirth, der die Reisenden in einem höchst gebrochenen Deutsch begrüßte, nahm die Aufträge bezüglich des Mittagsmahls hin. Er versprach Rindfleisch, ein Huhn, einen Eierkuchen. Nach langem Suchen in einer Commode, die im Nebenzimmer stand, brachte er ein Tischtuch herbei, das wie ein Leintuch aussah, und breitete es aus.

„Herr Wirth,“ fragte Scheernagel, „nun sagen Sie mir auch, warum Sie Ihr Haus wegschenken wollen?“

„Ich — mein Haus?“

„Steht denn nicht über der Thüre: dies Haus wird verschenkt?“

„Freilich! Ist ja Gastnahrung! Verschenk' ich Wein und Branntwein und Bier.“

„Sie wollen sagen: ausschenken. Aber noch immer verstehe ich die Inschrift nicht,“ sagte Volkmer. „Was hat Ihnen Ihr Haus gethan, daß Sie es weggeben wollen?“

Scheernagel fing zu lachen an. „Nun verstehe ich die Inschrift! Daß das Wort Wirth von dem Schreibekünstler mit einem kleinen w geschrieben wurde, ist die Hauptschuld an der Confusion! Unser Wirth glaubt überdies, er sei sächlichen Geschlechtes; der Wirth, lieber Freund, nicht das Wirth. Dieser Hauswirth schenkt aus! wollen Sie sagen!“

„Das sein dumme Witze!“ brummte der Wirth abgehend in den Bart. Laut sagte er: „Seit zwanzig Jahren kehren hier Fremde ein und noch hat sich keiner an der Inschrift gestoßen. Wissen Alle, was heißen soll.“

Während Volkmer Messer und Gabel, die neben seinem Teller lagen, sorgfältig am Tischtuch zu reinigen begann, führte Scheernagel, der sich als ein Modellstecher, wie man sie in Fabriken braucht, zu erkennen gab, eine kleine Probe seiner Kunst aus, sich in die Welt zu schicken und diese aus-

zubeuten! Der Geistliche nebenan ließ sich's bei Braten und Bier wohl behagen, und Scheernagel, nachdem er ihn lange beobachtet, sagte:

„Sehen Sie, wie es dem frommen Manne dort schmeckt! Mit dem will ich vorerst ein bischen frühstücken! Sie können dabei auch sehen, wie ein armer Teufel, wie ich, es oft auf Reisen anfangen muß."

Volkmer wußte nicht, was sein neuer Reisecompagnon meine. Dieser aber hatte sich bereits erhoben und war auf den Geistlichen zugegangen.

„Hochwürdiger Herr," begann er, „ich bin hocherfreut, Sie so unvermuthet hier anzutreffen! Sie sehen mich verwundert an und fragen Ihr Gedächtniß, wen Sie wohl vor sich haben; ich aber erinnere mich Ihrer wohl, denn so leutselige Züge vergißt man nicht! Sie sind es ja, den ich vor Jahren in Leitmeritz — —"

„In Leitmeritz?" wiederholte der Angeredete, sich besinnend, „ich wüßte wirklich nicht — ich war so lange nicht in Leitmeritz — außer einmal vor zehn Jahren bei der Generalversammlung."

„Eben da, mein' ich — im Jahre 1849, ganz richtig, — es ist wohl lange her, aber der hochwürdige Herr haben sich so wohl conservirt — sehen so wohlerhalten aus — Gott gesegne es! Ich war damals im Alumnat, ein besonderer Liebling des Herrn Bischofs und wurde Euer Hochwürden vorgestellt." —

„Vom Bischof? — ich habe nie die Ehre gehabt, ihn zu sprechen," sagte der Geistliche.

„Nicht vom Bischof, aber von einem Herrn Pfarrer — Pfarrer aus — Gott, Gott, sein Name schwebt mir auf der Zunge —"

„Korinsky vielleicht?"

„Richtig, Korinsky! Es war an einem öffentlichen Orte mit einem großen Garten, und da richteten Sie, hochwürdiger Herr, so edle und ermahnende Worte an mich, daß mir jungem Kerl das Herz im Busen hoch emporschwoll und es mir fortan als der schönste Beruf erschien, für das Wohl christlicher Seelen zu wirken."

Der Pfarrer, so belobt, zweifelte fortan nicht mehr, daß Alles sich so verhalte, wie der Andere sagte, und war überzeugt, daß ihm noch alsbald Alles einfallen werde. Scheernagel fuhr fort: „Auf dieses Begegnen, Hochwürdiger Herr, müssen wir Eins trinken (der Pfarrer sah sich genöthigt, eine zweite Flasche zu verlangen), und dabei bringe ich den Spruch aus: Möchten Sie nach zehn Jahren abermals so wohl aussehen, daß Jeder, der Sie heute gesehen, Sie wiedererkenne, wie ich Sie wiedererkannt habe!“

Dem geistlichen Herrn schien dieser Wunsch eine aufrichtige Freude zu machen; er verlor sich bald in ein längeres Gespräch über Leitmeritz, den Pfarrer Korinsky, und erkundigte sich auch nach den übrigen Alumnen von damals. Scheernagel sagte nur immer das, was sich aus dem früher Gehörten ableiten ließ, und Volkmer, der vom Nachbartisch herüber Alles hörte, konnte sich nicht genug über die unverschämte Fassung seines neuen Begleiters wundern. Dieser hatte inzwischen dem geistlichen Herrn die zweite Flasche austrinken helfen, es sollte an die dritte gehen. Da kam das Diner, das Volkmer für sich und Scheernagel bestellt. Mit einem Male unterbrach sich der Mensch und sagte, sich wie in Verwirrung an die Stirn greifend, plötzlich: „Entschuldigen Sie! Ich irre mich doch — Sie hatten ganz Recht — ich habe Sie mit einem Andern verwechselt — es ist eine Aehnlichkeit, wie sie selten vorkommt und doch nur eine Aehnlichkeit! — Pardon! Pardon!“

Er kam zu Volkmer zurück und nahm an seinem Mahle Theil, ohne daß sein Appetit durch das bereits Eingenommene beeinträchtigt schien.

Inzwischen vermehrte sich die Gesellschaft. Ein luftiges Wägelchen brachte zwei junge Kaufleute; sie setzten sich zu Volkmer, der, da das Bier zu schlecht war, Wein, den ihm der Dechant mitgegeben, auftragen ließ. Scheernagel's gute Laune elektrisirte Alles. Er war unerschöpflich in guten und schlechten Späßen, und da man in Erfahrung gebracht, daß der Wirth vier Fremde beherbergen könne, beschloß man, gesellig beisammen zu bleiben, da man doch so jung nicht wieder zusammenkomme.

„Wenn wir etwas spielten!“ sagte Einer der jungen Kaufleute.

„Einverstanden!“ rief Volkmer, „aber etwas Lustiges, ein Hazardspiel!“

Scheernagel warf einen Blick auf die Wand und las — er mußte ein Falkenauge haben — die in allen Wirthshäusern ständige, in beiden Landessprachen abgefaßte Kundmachung warnend ab:

„Das Spiel der Hazard- und reinen Glücksspiele unterwirft nach §. 522 des bürgerlichen Strafgesetzbuches alle Spielenden für jeden Fall der Uebertretung der Strafe von zehn bis hundert Gulden, wovon das eingebrachte Drittheil dem Anzeiger zufällt und wäre derselbe im Falle der Strafe, auch diese ganz nachgesehen wird.

Als verbotene Spiele werden mit Hinsicht auf das allerhöchste Patent folgende erklärt:

Pharao, Basette, Würfeln, Passadieci, Lansquenet, Quinze (Quindieci), Trente-Quarante, Rauscheln, Färbeln, Straschak, Sincere, Brenneln, Molina, Walacho, Macao, Halbzwölf, Vingt et un, Biribis, Oka (Gespenst), Häufeln (Trommel-Madame) Rouge et noir, Chamburin, Hanserlspiel (auf Kegelbahnen), Zwicken oder Labet, Riemstechen und Zapperln, Lotto und lottoähnliches Tarteln, Doppellotto, Wettspiel-Tarteln, auch Klein- und Juden-Tarteln —“

„Halt ein, Furchtbarer!“ rief Volkmer, „wir haben da vorläufig zur Auswahl genug! Welche barocke Namen, allen ehrlichen und allen Gaunersprachen entnommen! Was meinen die Herren zum gemüthlichen Sincere?“

„Einverstanden!“

„Oder zum aufregungsvollen Walacho?“

„Noch besser!“

„Sie sagen nichts, Scheernagel! Sind Sie dabei? Kennen Sie das Spiel?“

„Ich muß,“ erwiderte der Angeredete, „zu meiner tiefen Beschämung bekennen, daß ich leider alle die ebengenannten Spiele und noch ein gutes Theil andere kenne! Also Walacho! Soll ich Bank geben? Es geht dann in der Reihe herum! Wirth, die Karten!“

Die Karten wurden gebracht, und man spielte ununterbrochen bis tief in die Nacht hinein, denn Scheernagel's unerhörtes Glück brachte Alle zum Rasen. Um zwei Uhr mußte das Spiel eingestellt werden, denn die beiden Kaufleute sowohl als Volkmer waren kampfunfähig geworden. Letzterer hatte an dreihundert Gulden verloren.

„Teufel!" kratzte sich der Maler hinter den Ohren, „bin ich ein Schlemihl! Das Geld, das ich mir in Brieslau verdient, ist hin! Verfluchter Zettel mit der Kundmachung! Wäre er nicht dagehangen und hätte er nicht mit seiner tollen Nomenclatur meine Phantasie erfüllt, wir wären bei einem ehrbaren Spiel geblieben!"

„Ich las ihn noch zur Warnung vor!" sagte Scheernagel mit großem Ernst.

„Ich sehe!" sagte Volkmer, daß ich in Ihnen einen der merkwürdigsten Spieler des Jahrhunderts vor mir habe! Es ist, als wäre der Teufel mit Ihnen im Bunde! Ich weiß gar nicht, wie ich heimkommen werde."

„Bin ich nicht da?" rief Scheernagel. „Halten Sie mich für herzloser als die Banditen von Mexico? Diese pflegen, wenn sie den Reisenden von unnützer Baarschaft befreit haben, zu fragen: wie weit reisen Sie, Senor, und wie viel brauchen Sie? Uebrigens reisen wir zusammen und ich freue mich, wenn Sie mich als Reisemarschall acceptiren. Jeu fini, Messieurs, und Revanche, wann's beliebt!"

Volkmer, der kein Knicker war, faßte sich so gut es ging, und am andern Tage wurde die Reise wohlgemuth fortgesetzt.

IV.

In der Heiligengeistgasse in Prag brennt im dritten Stockwerk eines altersgrauen Hauses schon seit drei Uhr Morgens ein Lämpchen, ein junger Mensch im kattunenen

Schlafrock schaut über die Dächer der Stadt hinweg nach dem bläulichen Strom, der sich an der Bergwand hinwälzt. Tags über steht er im Gewölbe, wägt und mißt ab — die schnödeste, geistloseste Beschäftigung; wenn er etwas für seine geistige Ausbildung thun will, muß er die Stunden dem Schlaf entreißen.

Paul Meerfeld — der Sohn des alten Malers in Breslau, der so herabgekommen war, daß er Schilder malen mußte — war eine jener Gestalten, die gerade durch ihre bescheidene Entsagung dem Himmel die stärksten Vorwürfe zu machen scheinen. Er war klugen und beweglichen Geistes, aber weich, allzu weich. Sonst bringt das Unglück, wie ein scharfer Wind dem Baum eine starke, moosbewachsene Rinde, der Winter dem Lamm ein rauhes Vließ, so dem Manne Trotz und eine harte Kraft; bei ihm war das nicht der Fall. Das Unglück und die Sorgen lähmten seine Widerstandskraft.

Durch seine freundlichen Eigenschaften hatte Paul sich die Zuneigung seines Oheims erworben, obwohl dieser, ein einsamer Sonderling, sich von seiner ganzen übrigen Familie losgesagt hatte und ganz besonders mit seinem Bruder, Paul's Vater, zerfallen war. Die beiden Brüder hatten vor langen, langen Jahren ein und dasselbe Mädchen geliebt, dies Mädchen hatte den Maler vorgezogen und diesen geheirathet, das legte den Grund zur Entfremdung. Der Maler verzehrte sein väterliches Erbe, verarmte und kam herab; Arnold Meerfeld erwarb ein bedeutendes Vermögen im Apothekergeschäfte, ward aber nie innerlich glücklich und verbitterte sich und seiner Umgebung das Leben.

Als der reiche Hagestolz alterte, krank ward und bei all' seinem Gelde sich einsam und hülflos fühlte, begehrte er nach einem theilnehmenden Herzen. Er hörte zufällig, daß Paul, um den er sich nie gekümmert, in Prag lebe. Er verlangte seinen Neffen zu sehen. Er war ja der Sohn seiner Jugendliebe! Der junge Mann gefiel ihm, und es ward von nun an seine Absicht, ihn zu seinem Universalerben einzusetzen. Eine Zeit später lernte Arnold Meerfeld den Dechanten kennen. Dieser war weder dem alten Maler, noch dessen Sohne gewogen. Er fachte den Haß des Apothekers gegen

seinen Bruder neu an und redete ihm, einen abergläubischen Zug seines Gemüths benutzend, zu, sein Vermögen der Kirche von Brieslau zuzuwenden. Welche Mittel der Dechant anwandte, um den Mann so gänzlich umzustimmen, blieb ein Geheimniß, genug: als Arnold Meerfeld starb und man sein Testament öffnete, kam es zu Tage, daß er in einem Codicill alle Bestimmungen zu Gunsten Paul's umgeworfen hatte.

Damit waren auch Paul's Hoffnungen, jemals Clara's Hand zu ringen, vernichtet. Der Erbe Arnold Meerfeld's hätte die Einwilligung des Bürgermeisters erhalten, nimmermehr der einfache Handlungsdiener. Eine tiefe Melancholie erfaßte den jungen Menschen, der von der Höhe seiner Hoffnungen jählings herabgeschleudert war. Er nahm sich vor, Clara zu vergessen und Brieslau nie wieder zu sehen; aber wenn er auch seine Heimath mied, die Liebe aus seinem Herzen zu reißen, gelang ihm nicht. Jeder Brief seiner Schwester rief ihm die Gestalt und die Züge Derjenigen vor die Augen, die Anna's liebste Freundin war.

Seine Hoffnungslosigkeit ging aber in Verzweiflung über, als er von seiner Schwester erfuhr, daß er an dem in Brieslau so gefeierten Volkmer einen Nebenbuhler gefunden, welcher von Vater und Mutter beschützt werde. Er mußte sich betrübt sagen, daß endlich Clara's Widerstand, wie in tausend ähnlichen Fällen, ermatten und ihr Herz sich in das Unvermeidliche fügen werde.

Mit diesem Gedanken beschäftigt, saß er an einem Sonntage in seinem Dachstübchen, als ihm ein Paket von einer ihm unbekannten alten Frau übergeben wurde. Als er es geöffnet hatte, fand er viele Schriftstücke und einen diese begleitenden Brief darin.

Wie erstaunt war er, als er nach der Unterschrift des Briefstellers blickte, den in seinem Vaterstädtchen berüchtigten Bielohlawek unterzeichnet zu finden!

„Was hat der Mensch mit mir gemein?" fragte sich Paul. „Ich hielt ihn schon längst für untergegangen. Was will er von mir?"

Er begann zu lesen. Das Schreiben lautete folgendermaßen:

„Lieber Paul!

„Obwohl der Name Bielohlawek so viel als Spitzbube bedeutet, wird es Dir doch nicht gleichgültig sein, an einen vieljährigen Spielkameraden erinnert zu werden, der Dir einst unentbehrlich war. Wahrscheinlich wirst Du Dich jetzt dieser Erinnerung schämen, aber in meinem Herzen lebt sie noch frisch fort, und wenn Du von den Papieren, die ich Dir anbei sende, einen energischen Gebrauch machst, wie ich das von Deinem Verstande erwarte, so wird Dir der Name Bielohlawek zeitlebens der wohlklingendste werden, denn so wird Dein Retter heißen, Dein Glücksgenius, welchen Du Dir jetzt eben nicht ganz nackt, wohl aber in einem erbärmlichen Anzug und mit immer leeren Taschen vorstellen mußt.

„Vor ein paar Wochen kam ich an Brieslau vorüber und habe dort in aller Eile einen Schabernack improvisirt, namentlich waren Böhm und der Dechant meine Opfer, zwei Leute, die mich schon als Knaben gequält und auf den Weg gejagt haben, auf welchem ich heute hintaumele. Sie hätten mehr verdient, allein — ich bin zur Rache zu leichtfertig! Dennoch scheint sich der Zufall oder die Vergeltung meiner bedient zu haben, um den beiden Herren an den Leib zu gehen! Es fiel mir nämlich die Brieftasche des tauben Böhm in die Hände. Diese hatte einen höchst mannigfachen Inhalt von aufgefangenen Briefen und Notizen, welche viele Leute von Brieslau graviren. Böhm, der immer im Verdacht stand, das Briefgeheimniß zu verletzen, erscheint hiernach als ein Brieferbrecher aus Neigung und scheint die verbrecherisch gewonnene Kenntniß von Dingen, die ihn nichts angehen, theils zu Denunciationen, theils zu Erpressungen zu benutzen. Kein Wunder, daß sich die ganze Correspondenz zwischen dem Dechanten und dessen Anwalt Doctor Hais vorfindet! Diese Papiere sind ein wahres Glück für Dich, lieber Paul! Aus ihrer Lectüre wirst Du ersehen, welche Mittel angewendet wurden, um Dich zu enterben und das Deinige der Kirche zuzuschanzen. Mit diesen Papieren ausgerüstet, wirst Du die Erbschleicher vernichten, wenn es noch eine Gerechtigkeit auf dieser Welt giebt, in welcher ich schon so viel polizeiwidrige Handlungen ungestraft begangen habe!...

„Trete gegen die heimlichen Verbrecher öffentlich auf, und ist es nöthig die Quelle zu nennen, aus welcher Du die Documente geschöpft, so nimm keinen Anstand, mich als Zusender anzugeben. Meinem Namen kann nichts schaden, und erwischen wird man mich auch nicht, denn ehe Du diesen Brief gelesen, habe ich die Grenze Böhmens überschritten.

„Also, Glückauf, Paul! Werde reich, heirathe, sei glücklich — ich werde mich indeß ohne Neid durch die Welt fechten und, der Himmel weiß, was noch ergreifen; denn, lieber Gott, ich kann doch auf mein unbestreitbares Recht das Leben zu fristen, einiger lumpigen Paragraphe des Strafgesetzbuches wegen, nicht verzichten. Die Logik ist schlagend. Addio!

Dein Vielohlawek."

Man kann sich denken, mit welcher Hast Paul Meerfeld nach den beiliegenden Papieren fuhr und dieselben durchzulesen begann. Wir lassen hier einige Stellen, die zum Verständniß unserer Erzählung nöthig sind, folgen und bemerken blos, daß alles Uebrige von gleicher juridischer Wichtigkeit war.

Aus einem Briefe des Advocaten Doctor Hais Dato 16. September 1852 an den Dechanten:

„Ich lasse den schwerkranken Meerfeld wenig mehr aus den Augen. Die Wärterin, die uns ganz ergeben ist, hat den Auftrag, alle Besuche zu entfernen. Da wir den Testanten einmal dazu vermocht, seinen nichtsnutzigen Neffen zu enterben und sein Vermögen lieber der Kirche seiner Vaterstadt zuzuwenden, so ist nur noch ein Schritt dahin, daß er Sie, verehrter Herr Dechant, zum Erben mit der Verfügung mache, nach eigenem Gutdünken Kirche, Schule und wohlthätige Anstalten zu betheiligen. Meine Anstrengung ist groß, aber ich ermüde nicht und hoffe, sie wird lohnend sein."

Ein Originalbrief des Doctor Hais, welchen Böhm nicht blos erbrochen, sondern auch behalten, lag bei. Er hatte das endlich im Sinne des Dechanten zu Stande gebrachte Testament begleitet. Er lautete:

„Hochwürden! Der Sieg ist unser. Das Testament befriedigt, ja übersteigt alle Erwartungen. Ich wäre stolz, sagen zu können, daß ich der alleinige Urheber des Erfolges sei; aber ich muß mich mit dem Verdienste begnügen, das

geschickte Werkzeug in Euer Hochwürden Hand gewesen zu sein. Wir Advocaten, wie eingebildet wir auf unsern Verstand sind, können in manchen Punkten von den geistlichen Herren viel lernen. Ich gestehe offen, daß ich mit all' meiner Sophistik und den schlauesten Manövern, die ich wahrlich nicht gespart habe, bei dem alten, hinfälligen Manne nichts ausgerichtet hätte und derselbe uns ohne Testament in's Jenseits durchgegangen wäre. Als Sie mir, Hochwürden, das Buch über die Höllenstrafen eingesendet, mit der Weisung, dem Kranken bezeichnete Kapitel, besonders zur Nachtzeit, wo die Phantasie am thätigsten ist, vorlesen zu lassen, schüttelte ich einseitiger Geschäftsmensch und verrannter Rationalist ungläubig den Kopf und führte es nur aus, um, wie immer, Ihren Befehl zu respectiren. Aber siehe da, welche Wirkung! Der Kranke, der ganz heiter war, fühlte sich schon nach dem ersten Kapitel so beklemmt, so geängstigt, daß man mit dem Vorlesen inne halten mußte. Am nächsten Abend war die Wirkung noch durchschlagender und am dritten sprach er schon den Wunsch aus, seinen Willen abzuändern und die neue Fassung auf eine seinem Seelenheil mehr ersprießliche Weise einzurichten. Da mußte ich Euer Hochwürden unwillkürlich bewundern, ein so großes Ziel mit einem so kleinen Mittel erreicht zu haben. Da sah ich den herrlichen Seelenarzt. Es will es sich für künftige Fälle hinter die Ohren schreiben

Euer Hochwürden ergebenster

Doctor Hais.

„P. S. Ich bedaure, daß Ihnen der durch mich bestellte Champagner nicht mundet. Offenbar hat die Firma eine mindere Qualität gesandt. Was doch die Menschen für Schufte sind!"

Als Paul Meerfeld alle Blätter durchgelesen, war er in eine fieberhafte Aufregung gerathen. Das vorherrschende Gefühl in ihm war die Empörung über die Schandthat, ohne daß noch die Vortheile ihm zum Bewußtsein kamen, welche die gerichtliche Ahndung derselben für ihn nach sich ziehen mußte. Von diesem sittlichen Zorne gestählt, rollte er die Papiere zusammen und stürzte zu seinem Freunde, dem Advo-

caten Elmer, einem ebenso talentvollen als ehrlichen Manne, um dessen Rathschläge einzuholen.

„Das ist ein unschätzbarer Fund," sagte der Advocat zu Paul, nachdem er die Schriftstücke geprüft, „ich kann Ihnen, mein junger Freund, das feste Versprechen geben, daß wir den Räubern die Beute auf der Schwelle ihrer Höhle entreißen werden! Zwei Wege, diesen Zweck zu erreichen, stehen uns frei — der erste Weg, von den Schuldigen die freiwillige Herausgabe zu fordern, der zweite, sie vor das Gericht zu ziehen. Ich denke aber, daß sie unter dem Drucke dieser Schuldbeweise sich den harrenden Skandal der öffentlichen Verurtheilung ersparen werden. Ich gratulire Ihnen, lieber Paul, im Voraus zu dem Vermögen, das fortan Ihnen gehört, und bin gewiß, daß Sie, reich geworden, nicht der schönen Bürgermeisterstochter untreu werden."

Er drückte dem jungen Manne wohlwollend die Hand, und Paul entfernte sich in ganz anderer Stimmung, als er gekommen, mit den heitersten Aussichten in seine Zukunft.

V.

Die lachende Julisonne blickte in ein geräumiges Maleratelier, das auf der obern Neustadt, in einem Hintergebäude, zwischen Gärten gelegen war. Dort, zwischen angefangenen und halbbeendigten Bildern, die theils auf Staffeleien stehen, theils an den Wänden hängen, steht unser Freund Volkmer vor einer großen aufgespannten Leinwand, auf welcher er mit Kreide einige Umrisse gezeichnet hat. Er hält ein altes Büchlein in der Hand, die Palette mit den Farben liegt noch ungebraucht unfern auf einem Tische.

Das Büchlein war eine Legendensammlung der Heiligen. Volkmer las heute schon zum zweiten Mal darin das Leben des heiligen Einsiedlers Procop, in der Absicht, sich in den Charakter und das Wesen des Mannes, den er darstellen sollte, recht zu vertiefen.

„Die Situation, in der ich den Heiligen auffasse," sagte Büchner zu sich selbst, „scheint mir ganz lieblich gewählt. Der fromme Eremit verbindet die Wunden eines Kriegsknechtes, der, von seinem Troß abgekommen, hülflos unter einem Baume zusammengesunken ist. Ich habe ihn in das Waldthal hineingestellt, in welchem er gelebt, und das ich aus eigener Anschauung kenne. Man sieht in die Höhle, deren einzige Möblirung aus einem Reisbündel und einem Todtenkopfe besteht. In dem dichten, dunklen Walde, der den Hintergrund bildet, sieht man noch die Reste der heidnischen [illegible] Haufen, aber der fromme Einsiedler hat sich [illegible], unbekümmert darum, ob noch die Geister von [illegible] liegen. Ein Kranz des Friedens scheint um seine Stirne gewunden zu sein, helles Licht fällt ihm auf Haupt und Schultern. Aus dem dichten Farnkraute, das den Eingang der Höhle umwuchert, blickt das weiße Kaninchen hervor, das sein Gespiele war."

Er nahm die schwarze Kreide, zeichnete wieder einige Details, warf dann das Buch hin und ging ans Fenster. Er war offenbar nicht in einer dem Schaffen ganz günstigen Stimmung.

„Es ist doch toll," sagte er, „daß ich von heute an vielleicht monatelang über einer Arbeit sitze, die mir nichts einträgt, während ich andere, lucrative Bestellungen liegen lasse oder von mir weise! Und doch habe ich mir vornehmen müssen, fortan ein guter Hauswirth zu sein! Was mir die Bilder im Breslauer Schlosse eingebracht haben, das hat mir Musjeh Scheernagel abgenommen, und statt zu versuchen, das Deficit durch eine lohnende Thätigkeit zu decken, arbeite ich fortan rein zur Ehre Gottes. Was mache ich mit dem Ehrenbürgerrecht von Breslau? Man muß einige Flaschen im Kopfe haben, um so einen Ehrgeiz in sich aufkeimen zu fühlen. Was verleitet mich zu dieser Großmuth? Clara's schöne Augen, die Hoffnung, von ihrem Munde ein Wort des Beifalls zu hören, der Gedanke, daß sie, wenn dieses Bild auf seinem Platze steht, jeden Morgen an mich denken muß, sie, die fleißige Kirchengängerin! Ach ja, das ist auch [illegible]! Und daher an die Arbeit! Ich will das Bild so

fleißig und liebevoll behandeln, wie irgend eins, das mir mit Gold aufgewogen werden sollte.

„Wenn ich nur“, fuhr er nach einer Pause fort, „ein Modell für den Heiligen hätte! Ich möchte etwas recht Charakteristisches und Frappantes hinstellen, und weiß nicht was ich wählen soll…“

Da that sich die Thüre leise auf und Frau Brigitte, des Malers Haushälterin, sah herein.

„Herr Volkmer,“ sagte sie, „Gott weiß, was Sie für Bekanntschaften haben! Da ist ein abgerissener, vagabundenmäßig aussehender Kerl draußen, behauptet, Ihnen bekannt zu sein, und verlangt durchaus, Sie zu sprechen.“

„Hat er seinen Namen genannt?

„Er will sich nicht nennen! Das eben ist so verdächtig.“

„Nur herein mit ihm! Ihnen scheint Jeder verdächtig, der nicht wie ein Geck aussieht.“

Frau Brigitte ging mißvergnügt murmelnd hinaus, und nach wenig Augenblicken trat eine Gestalt in's Zimmer, die wirklich verzweifelt aussah.

„Scheernagel!“ rief Volkmer. „Doch wie sehen Sie aus? Wie abgekümmert und verwahrlost! Kommen Sie aus dem Spital? Wenn ich Sie mit dem Menschen vergleiche, mit dem ich die heitere Reise von Brieslau hieher gemacht, traue ich meinen Augen kaum! Kann man denn wirklich in so kurzer Zeit so miserabel herabkommen!“

Scheernagel lächelte schmerzlich, athmete tief auf und setzte sich in den Lehnstuhl, den Volkmer ihm anbot.

„Ich habe mich wieder einmal,“ sagte er, „in der Welt herumgetummelt und mein altes Unglück wieder an mir erfahren. Ich glaube, ich bin bestimmt, nie gescheidt zu werden.“

„So scheint es.“

„Allerdings, und das ist sehr traurig.“

„Sie schienen doch leidlich bei Kasse. Dann hatten Sie auch mir ein hübsches Sümmchen in jener verhängnißvollen Nacht abgenommen. Wohin ist das gegangen?“

„Den Weg alles Geldes!“ rief der Vagabund. „Als Sie mich zuletzt sahen, war ich auf dem Wege nach Pest.

wo mich ein festes Engagement erwartete. Ich hatte an fünfhundert Gulden Baarschaft in meiner Tasche. In Wien angekommen, verführt mich der Teufel in den Circus einer Kunstreitergesellschaft zu treten. Sie müssen wissen, daß ich mich ungemein für Pferde interessire und fast ein Jahr lang Stallmeister bei solch einer Bande war. Im Circus finde ich eine kleine, nette Reiterin wieder, die ich einst in Bukarest protegirt hatte. Wir feiern ein rührendes Wiedersehen, ich werde in allen meinen Plänen unschlüssig; einige Wochen gehen ganz angenehm vorüber —"

„Ich errathe das Uebrige."

„Die Stelle in Pest war nicht wieder zu bekommen. Es trieb mich zurück. Ich denke nämlich viel an Amerika, an Californien. In solch' einem Lande würde ich gewiß mein Glück machen! Einstweilen bin ich hier. Können Sie mir irgend eine Aushülfe schenken? Ich sage „schenken", denn wenn ich sagte leihen, so wäre das eine nichtswürdige Redensart!"

Volkmer sann einen Augenblick nach, betrachtete den vor ihm Stehenden und sagte dann plötzlich und rasch von einem Gedanken durchzuckt, der ihm willkommen schien:

„Sie verlangen Hülfe! Ich mache Ihnen einen Vorschlag. Ich brauche ein Modell für einen heiligen Einsiedler — er soll abgezehrt, verkommen, bizarr, Ribera-artig aussehen. Wenn Sie mir einige Tage lang sitzen wollten — ich zahle gewöhnlich für die Stunde —"

„Ich soll Modell werden? —"

„Scheint Ihnen das so demüthigend?"

„Freilich, freilich," rief Scheernagel im Tone bitterer Reue und Entzweiung mit sich selbst, indem er die Mütze auf die Erde warf, „mich darf nichts mehr demüthigen! Ich elender Kerl tauge zu gar nichts mehr, als einen Heiligen darzustellen, der von Fröschen und Heuschrecken lebt!"

Er versank in ein ärgerliches Nachdenken.

„Worüber denken Sie nach, lieber Scheernagel?" fragte Volkmer, als das künftige Modell den Kopf senkte und tief abwesend schien.

„Ei, nur darüber," erwiderte Scheernagel ärgerlich, „wie

das bürgerliche und religiöse Leben doch fortwährend im Widerspruche stehen! So einen Bettelbruder canonisirt man, während die Heiden vom Bezirksgerichte ihn in's Loch stecken. Der Weltmann sagt: Der Kerl dort ist jung, stark und kräftig; er soll dreschen oder Lasten tragen, wofern wir ihn nicht als unnützes Glied der menschlichen Gesellschaft betrachten wollen; was aber den Himmel anbetrifft, so ist dieser voll von Leuten, welche jung und kräftig nie etwas gethan haben, als die Hand nach Gaben auszustrecken und dabei den Rosenkranz abzubeten! Wäre das Wort: „Hier ist das Betteln verboten" von jeher an allen Straßen gestanden, nie hätten sich so viel heilige Bettler und Hungerleider durch die Welt geschlagen. Doch — dies gehört Alles nicht hieher, ich kann es nur leider nicht lassen, fortwährend über die Welt zu reflectiren. Ihr Anerbieten mit dem Modellstehen ist mir ganz willkommen. Und brauchen Sie einen recht abgezehrten, desolaten, ekligen, lumpigen Heiligen, so haben Sie offenbar an mir den rechten Mann gefunden. Wann wollen wir anfangen?"

„Sogleich, wenn es Ihnen recht ist!"

„Freilich; denn wenn ich mich allmählich wieder herausmäste und zu einem anständigen Menschen herausarbeite, tauge ich immer weniger zu einem Vorbilde für Sie! Sie werden gut thun, den jetzigen Moment zu fixiren. Auch meine jetzige Selbstzerknirschung wird sich auf dem Bilde gut machen!"

„Toller Kauz," meinte Volkmer, „warum sind Sie nicht hier geblieben? An mir hat es nicht gelegen, ich versuchte Sie festzuhalten. Aber Sie brannten gewissermaßen durch."

„Gewiß brannte ich durch! Verdammtes Zigeunerblut!" Er schlug sich wild vor die Stirn.

„Jetzt erst fällt mir eine Frage ein, die ich an Sie vielleicht schon früher hätte stellen sollen. Haben Sie schon gefrühstückt?"

„Schon oft, heute aber noch nicht!" erwiderte Scheernagel sich selbst verspottend.

„Da wollen wir gleich Rath schaffen," sagte Volkmer, indem er sich erhob, Brigitten den Befehl zu ertheilen. „In-

dessen aber könnten wir gleich an das Bild gehen. Ziehen Sie die Mönchskutte an, die dort auf dem Stuhle liegt. Ich habe sie mir vorgestern im Franziskanerkloster ausgeliehen, da ich Tag für Tag auf ein Modell wartete. Bis das Frühstück fertig wird, wollen wir die Figur ein bischen anlegen."

Scheernagel that, wie ihm geboten, er legte Rock und Weste ab, wobei ein feines, aber zerrissenes Hemd zum Vorschein kam, zog dann die Kutte an, umgürtete sich mit dem Stricke und stieg auf die Estrade hinauf, die der Maler für seine Modelle hatte bauen lassen. Volkmer zog nun die Vorhänge, die an Schnüren liefen, zusammen, ließ das Licht auf's Wirksamste auf die Gestalt fallen, die sich bereits in die gehörige Positur gestellt hatte, und blickte sein Modell lange an. Er konnte sich vor Wohlgefallen kaum lassen.

„Nun," sagte er zu sich, „wenn dies kein gutes Bild wird, will ich nie mehr an die Stimmung glauben, die uns vor dem Ergreifen des Pinsels beseelt! Komm über mich, Geist des Dominichino, der so oft fromme Einsiedler, Geist des Lesueur, der so oft Karthäuser gemalt!"

Er machte die Palette bereit, während Scheernagel das Frühstück verschlang.

Ein paar Minuten später ging Volkmer an die Arbeit, und in anderthalb Stunden wurde so viel gethan, daß schon Haltung und Ton in's ganze Gemälde kam und der Kopf des Heiligen mit einer wahren Portaiträhnlichkeit hervortrat.

„Nun kommen Sie herab und sehen Sie sich an!" rief Volkmer.

Scheernagel eilte herab.

„Was sagen Sie zu dem Bilde?"

Scheernagel betrachtete den Entwurf und schmunzelte, von der schlagenden Aehnlichkeit angenehm überrascht.

„Nun?" fragte Volkmer erwartungsvoll.

„Sehr gut!" rief Scheernagel. „Sehr interessant! Was glauben Sie? Wie lange muß man nichts Warmes im Leibe gehabt haben, um so interessant auszusehen?"

„Haben Sie denn schon wieder Appetit?" fragte Volkmer, der die Worte als eine Anspielung auf ein zweites Frühstück

nahm. Er hatte erwartet, daß das Modell länger bei dem Kunstproducte verweilen würde, denn Künstler hören selbst von Laien etwas Schmeichelhaftes gern.

„Sie halten mich wirklich für einen Vielfraß!" gab Scheernagel zur Antwort. „Schon wieder frühstücken? Jetzt ist's zwölf Uhr, und da pflegen ordentliche Leute sich zu Tische zu setzen. Solch ein ordentlicher Mensch bin auch ich!"

„Sie sollen bekommen, was meine Haushälterin im Vorrath hat!"

„Vortrefflich!"

Volkmer ertheilte Befehle und mehrere Schüsseln wurden aufgetragen.

Scheernagel verzehrte den ganzen Inhalt und wollte sich gleich darauf entfernen.

„Kommen Sie ja Nachmittag gegen Drei wieder," sagte Volkmer. „Ich fürchte, daß, wenn Sie so fortfahren, Sie bald eher einem Bacchus ähnlich sehen werden, als einem Büßer und Asceten."

„Schon Nachmittags soll ich wieder kommen?" fragte Scheernagel bedenklich. „Hören Sie, das wird uns Beiden zu anstrengend sein! Das Sitzen ist überhaupt meine Leidenschaft nicht. Ich habe ein Spielchen vor, denn, weiß Gott, ich habe schon wochenlang keine Karte in der Hand gehabt. Da Sie aber darauf bestehen, so will ich Ihnen den Gefallen thun! Punkt drei Uhr bringe ich Ihnen meine mit Haut überzogenen Knochen wieder her. Adieu!"

VI.

Von diesem Tage an mußte Scheernagel täglich zu Volkmer kommen, und das hatte das Gute, daß das Altarbild auf das Rascheste seiner Vollendung entgegenging, da ohnehin die Einlieferungszeit sehr kurz gemessen war. Das Bild gelang in überraschender Weise, so zwar, daß der Maler und

Alle, die es sahen, entzückt waren. Der Künstler hatte ein helles Sonnenlicht auf die Figur des Heiligen zu concentriren verstanden und in diese Figur ein Leben hineingelegt, das durch charakteristische Wahrheit jeden Beschauer frappiren mußte. Der Kopf des Heiligen war so vortrefflich modellirt, so lebendig im Ausdruck und so wahr in der Farbe, daß er im vollen Sinne des Worts aus der Leinwand herauszutreten schien. Alle Welt beglückwünschte Volkmer, der, nach Aussage der Kenner, diesmal sich selbst übertroffen hatte.

Eines Abends kam Scheernagel in's Atelier und fand Volkmer noch bei seiner Arbeit, am Hintergrund und an der Luft malend. „Wie fleißig Sie sind!" rief er. „Jung sind Sie, könnten sich amüsiren, und plagen sich doch den ganzen Tag."

„Wohl," erwiderte Volkmer. „Aber die Plage macht mir Freude. Ich arbeite, wie und wann ich will, ich bin frei."

„Das glaubt so Mancher, der's nicht ist. Es geht den Menschen wie den Pferden. Jeder ist angespannt und macht sich's weiß, er gehe auf der Spazierfahrt seinem Vergnügen nach. Jeder ist mit Gurt und Riemen an die Deichsel festgeschnallt, über Jedem schwebt die Peitsche, er aber sagt, das sei nur eine heilsame Schranke, die ihm seine wahre Richtung anweist und seine wahre Freiheit nimmermehr beeinträchtige."

„Sie mögen Recht haben, edler Philosophus," sagte Volkmer. „Aber sind Sie frei, der Sie wie ein ausgerissenes Pferd herumgaloppiren? Hin und wieder treibt Sie die Noth an die Krippe, und kaum sind Sie dort, sitzt Ihnen wieder ein Reiter auf dem Buckel!"

„Den ich jedesmal wieder abwerfe, sanft oder unsanft."

„Hoho! So übermüthig! Wollen Sie mir wieder durchbrennen?"

„Wie sollte ich durchbrennen wollen? Wie sollte ich übermüthig sein? Das ist man nur, wenn man Geld hat. Ich habe keins."

„Und werden nie welches haben, wenn Sie Ihre Lebensweise nicht ändern. Wie kann ein Mensch von Ihren Fähigkeiten und Talenten ein so unnützer Kerl, ein solcher Lump sein!"

„Schief beurtheilt zu werden, ist das Verhängniß aller Leute von Geist. Sie sollten über mich ein gerechteres Urtheil fällen!“

„Wie kann ich das? Sind Sie nicht ein absoluter Taugenichts?“

„In den Augen vieler Leute freilich.“

„Dies ewige Spielen —“

„Macht mir Vergnügen!“

„Das Reisen, Vagabundiren —“

„Würde Niemand tadeln, wenn ich Geld hätte. Vagabund oder Tourist heißt man je nach seinem Rocke.“

„Doch muß sich der Mensch einen Herd schaffen. Der Herd —“

„Mag eine Zuflucht sein, wenn man sich müde gelaufen. Es gehört eine großartige Beschränktheit dazu, ihn schön zu finden.“

„Haben Sie mir nicht eingestanden, daß Sie oft von der Börse Anderer gelebt haben?“

„Freilich, wenn ich keinen andern Ausweg hatte! In anderen Fällen habe ich meine Börse wieder mit Anderen getheilt.“

„Haben Sie mir nicht gestanden, daß Sie einmal einen Mantel gestohlen?“

„Es war im Winter! Der Mensch gehört nicht zu den Pelzthieren.“

„Bedenken Sie Ihre vielfachen guten Gaben und Fähigkeiten! So, wie Sie jetzt sind, wozu sind Sie zu brauchen?“

„Im schlechtesten Fall doch noch zu einem Heiligen! Ich werde viele Menschen andächtig stimmen!“

Während dieses Gesprächs hatte Scheernagel ein Bündel, das er bisher unter dem Arme gehalten, sachte auf einen Stuhl gelegt. Volkmer warf einen Blick darauf und rief: „Das ist ja die Franziskanerkutte! Drei Tage lang suche ich sie in allen Winkeln. Warum haben Sie sie fortgetragen? Haben Sie sie daheim als Schlafrock gebraucht? Sie wissen, daß sie nicht mir gehört!“

„Ueber diesen Punkt,“ erwiderte Scheernagel spitzbübisch lachend, „sollen Sie später volle Aufklärung erhalten. Genug,

die Kutte hat ihren Zweck erfüllt und in aller Stille Wunder gewirkt. Ich bringe sie Ihnen unversehrt zurück und will sie nie mehr wegtragen."

„Dahinter steckt wieder ein Schelmenstreich —"

„Auf alle Fälle ein höchst unschuldiger! Einer, der allen Betreffenden und zuletzt auch Ihnen Freude machen wird."

Scheernagel war nicht zu bewegen, mehr zu sagen, und Volkmer drang nicht weiter in ihn. Er hatte von seinem Modelle, trotzdem er von vielen seiner Streiche wußte, eine viel zu gute Meinung, als daß er hätte glauben sollen, es sei mit der Kutte ein verbrecherischer Mißbrauch getrieben worden, und war überzeugt, daß der närrische Kauz ihm nächster Tage von freien Stücken Alles erzählen werde. Scheernagel fuhr fort:

„Sie glaubten vorhin, ich wolle wieder durchbrennen und ziellos in die Welt hineinfahren. Im Gegentheil, ich gedenke vor der Hand hier zu bleiben und ein solides Leben zu beginnen. Bieten Sie mir die Hand, daß ich's kann! Erlauben Sie mir, daß ich in Ihrem Atelier schlafe, und richten Sie's so ein, daß ich von Zeit zu Zeit — nicht alle Tage, denn ich bin zuweilen eingeladen — mein Essen bei Ihnen finde. Dafür will ich Ihnen als Modell, Farbenreiber, Laufbursche, kurz als Factotum dienstbar sein. Lohn nehme ich nicht an, das würde mich in meinen Augen herabwürdigen."

„Ich gestehe," sagte Volkmer, „daß ich Sie gern um mich habe, aber Sie sind abscheulich verwöhnt. Ich werde Sie nie finden, wenn ich Sie eben brauche. Dabei ist mir's nicht recht klar, wovon Sie eigentlich leben wollen. Vor der Hand, bis Sie eine Ihnen zusagende Stellung finden, will ich Ihnen allerdings Kost und Wohnung geben. Doch auch darüber sollte ich eigentlich erst mit meiner Haushälterin reden —"

„Der Zustimmung der Frau Brigitte kann ich überzeugt sein," rief Scheernagel. „Die protegirt mich jetzt ebenso sehr, als sie mich sonst haßte und beargwöhnte."

Von da ab war Scheernagel bei Volkmer einquartiert; er zog mit einem Bündel ein, das nicht fünf Pfund wiegen mochte. Er leistete hundert kleine Dienste und bewährte sich

als ein so lustiger und humoristischer Kauz, daß er dem Maler zuletzt unentbehrlich wurde. Nie gingen die Anekdoten ihm aus, und Volkmer stand noch einmal so gern an der Staffelei, wenn sein Modell und Farbenreiber, Diener und Hausvogt in einer Person anwesend war und ihn mit seinen Einfällen erheiterte.

Volkmer war inzwischen mit seinem Freunde, dem Bürgermeister, in brieflicher Verbindung geblieben. Er gab ihm über seine Vermögensverhältnisse Bericht und bat ihn, dahin zu wirken, daß sein Andenken bei Clara nicht erlösche. Eichler's Briefe ließen das Beste hoffen, und Volkmer war glücklich. Wenn er auf vergangene Zeiten zurücksah, mußte er sich sagen, daß er meist ein unerhört großer Schlemihl, ein wahrer Pechvogel gewesen, dem ein tückischer Geist Alles zu Tort zu machen schien. Bald hatte ihn sein Leichtsinn in Händel, bald seine Gutmüthigkeit in Verlegenheiten gestürzt; das Vertrauen, das er allzu leicht wegschenkte, ward ihm nur zu oft übel gelohnt; sein Herz, das leicht in Flammen zu setzen war, verliebte sich meist am unrechten Orte, und so war sein Leben eine Odyssee voll Fährlichkeiten, Fehlrechnungen und kleiner Stürme, eine Reise, bei der das Boot nur zu oft auf Sandbänken festsaß und plötzlich leck wurde. Sein angeborener leichter Sinn hatte ihm über Alles hinweggeholfen. Nun aber schien's, als ob sein Horizont sich kläre und sein Schiff nur geradeaus in den schönsten Hafen einzulaufen habe. Alle Liebesgötter bliesen in seine Segel. Kein Wunder, daß sein Pinsel rascher und sicherer arbeitete und daß ihm mit kühnerem Wurf gelang, was er sonst mit aller Mühe und Berechnung vergebens erstrebt hatte.

So kam der September heran. Das Bild des heiligen Procop war fertig. Scheernagel, der sich inzwischen längst wieder zu einem anständigen Menschen herausgefüttert hatte, half bei der Verpackung und sah dabei oft so spitzbübisch drein, daß es dem Maler auffiel. Er fragte, warum er lache?

„Kümmern Sie sich nicht um meine Mienen," sagte Scheernagel. „In meinem verwitterten Gesicht prägt sich oft das einfachste Gefühl ganz seltsam aus. Sie haben da ein

Werk vollendet, das Ihnen tausend und abermals tausend Pinselstriche gekostet, auch ich habe meinen Antheil daran — das stimmt mich heiter! Reisen Sie glücklich und ernten Sie den Lohn, den solch ein Bild verdient. Auch ich werde auf Ihre Erfolge stolz sein, wenn ich gleich im Interesse meines Cadavers wünschen muß, nie wieder in die Lage zu kommen, so viel Hunger zu leiden, um zum Modell eines solchen Einsiedlers verwendbar zu sein."

Er drückte dem Maler, den er wirklich liebgewonnen zu haben schien, theilnehmend die Hand.

Tags darauf war Volkmer abgereist. Er hatte vor seinen Freunden sowohl, wie vor Brigitte und Scheernagel das Ziel seiner Fahrt nicht näher bezeichnet, weil er doch noch des Gelingens seiner Pläne nicht völlig sicher war und es vorzog, im besten Falle seine Freunde mit der fertigen Thatsache zu überraschen.

VII.

Den Fuß mit Tüchern umwickelt, lag der ehrenwerthe Dechant von Brieslau auf seinem Sopha; ein Kübel mit Wasser, in welchem Eisstücke schwammen, stand unfern auf einem niedern Bänkchen.

„Hab' ich doch Unglück!" murmelte der Dechant. „Wie oft bin ich die bewußte Treppe hinabgeschlichen, ohne zu straucheln, ohne zu fallen; diesmal, zwei Tage vor unserem großen Kirchenfeste, rutsche ich und verstauche mir den Fuß! Es ist freilich verflucht dunkel auf der Treppe, sie dreht sich fortwährend und geht endlos herab, daß mir's oft vorkommt, ich stiege vom Thurm zu Babel hinunter! Dabei die Angst, daß irgend Jemand im Hause aufwachen könnte und mich überraschte... Reizende Bäckerin, das Alles leide ich um Deinetwillen! Ich litte es gern, wenn nur das Fest nicht wäre, das Fest! Mir ist immer, als könnte ich morgen in keinen Stiefel hineinkommen. Freilich, der Doctor giebt guten Trost. Er sagt, ich werde bis morgen elf Uhr vollkommen sicher

und schmerzlos auftreten können, aber vollkommene Ruhe bis dahin sei Bedingung der Heilung. Zu einer Zeit, wo es so viel zu thun giebt, Ruhe! Zu einer Zeit, wo ich überall selbst nachsehen sollte! Es ist wirklich oft, als ob ein tückischer Dämon mit uns spielte! Au! Wieder diese Stiche — bis in's Knie herauf! Einen neuen Umschlag! Was wohl der Bischof sagen würde, wenn er mich hinken sähe? Die Leute sind Alle neugierig und denken immer das Schlimmste. Und rede ich mich mit der Gicht aus, so heißt es gleich: das kommt vom Wohlleben! Ich wollte, der morgige Tag wäre vorbei. So eine Tafel macht furchtbare Ausgaben und ist höchst ungemüthlich. Einer haßt den Andern und spielt Comödie... Wenn nur auch schon das Bild da wäre und Volkmer!... Es ist unbegreiflich, wie der Junge das Alles so auf den letzten Augenblick lassen kann!"

Der Dechant seufzte, nahm die Tücher abermals vom entblößten Fuß herab, prüfte die Geschwulst, die noch immer ziemlich prall und schmerzhaft war, und legte einen neuen kalten Umschlag auf. Dann klingelte er, und gleich darauf stand Saphirin Sembera im Zimmer.

Saphirin Sembera war ein hagerer junger Mann von ungefähr siebenundzwanzig Jahren, seit einigen Wochen Kaplan in Brieslau. Festgebannt auf seinem Gesicht war ein demüthiges Lächeln, als ob er fortwährend sagen wollte: Entschuldigen Sie gütigst mein Vorhandensein! Nur die Augen, die dunkel und lebhaft waren und manchmal mit einem überraschenden Glanze hin und her fuhren, verriethen dem Menschenkenner, daß er es hier nicht, wie man beim ersten Blick meinen konnte, mit einem Dummkopf, sondern mit einem frommen Duckmäuser zu thun habe.

„Nun, Saphirin," fragte der Dechant, sich ein wenig aufrichtend, „ist Alles in Ordnung gebracht? Ist Alles zum Empfang des Bischofs vorbereitet?"

„Alles!" erwiderte Saphirin. „Seine bischöflichen Gnaden können jeden Augenblick einziehen."

„Sehen die Zimmer gut aus? Ich meine die Zimmer für Seine Gnaden sowohl wie für seine Begleitung?"

„Alles dürfte zur Zufriedenheit Seiner Gnaden ausge-

fallen sein. Die neuen Möbel sehen sehr gut aus. Es ist nichts vergessen worden. Der Betschemel ist da, auch der Leibstuhl. Alles, was zum Comfort gehört. Leider muß ich berichten, daß die Köchin in Betreff des Rehs in großen Sorgen ist —"

„Das hab' ich mir gedacht!" rief der Dechant in dem Tone, in welchem man ein schweres Unglück vorhersagt, und zog die Nasenflügel in die Höhe. „Unser Keller ist wirklich gar nichts werth!"

„Hochwürden können versichert sein, daß die Köchin Alles thun wird, den Defect zu cachiren."

„Die Köchin ist brav!" sagte der Dechant mit einer wohlwollenden Kopfbewegung. „Aber die Kirche, Saphirin, die Kirche! Wie sieht es in der Kirche aus? Ich bin in Verzweiflung, daß ich in Folge dieser unglückseligen Luration nicht Alles inspiciren kann!"

„Ich glaube," erwiderte Saphirin, „Euer Hochwürden werden auch in diesem Punkte zufrieden sein."

„Aber das Bild, das Bild von Volkmer, das an die Stelle des alten Bildes kommen soll —"

„Das Bild ist ja schon da!" gab Saphirin zur Antwort.

„Und man sagt mir nichts davon?" rief der Dechant erstaunt.

„Wahrscheinlich," sagte Saphirin, „wollte der Maler die Ankunft des Bildes selbst melden. Es ist eingetroffen, er hat das Bild vorausgeschickt. Die Kiste steht in der Sakristei."

„Nun," sprach der Dechant mit freudiger Bewegung, wie wenn er sich aufrichten wollte, „gehen Sie hinab, lassen Sie die Kiste vorsichtig öffnen — ja vorsichtig — und mir das Bild herauftransportiren!"

Saphirin ging mit dem Auftrage voll Ergebenheit hinaus.

Nach einer Viertelstunde kam er und wollte mit sehr schmerzlichem Gesichte eine Meldung thun, als ihm der Dechant, von seinem fatalen Gesichtsausdruck erschreckt, zuvorkam:

„Gewiß ein Malheur geschehen! Man hat ein Loch in das Bild gerissen! Ich zittre am ganzen Leibe!"

„So strafen," erwiderte der Angeredete, „dürfte uns für-

wahr der Himmel nicht, an dem Tage, da wir ihn verherrlichen. Das Bild ist unversehrt! Ich wollte nur melden, daß alle Versuche, dasselbe die schmale Treppe heraufzubringen, vergebens sind."

„Ist es denn so groß?" fragte der Dechant, einer bejahenden Antwort freudig entgegenlächelnd.

„Ein Riesenbild!" gab Saphirin zur Antwort.

„So!" rief der Dechant entzückt. „Ebenso groß wie das Altarbild unseres Nachbars, des Vicars?"

„Entschieden größer.'

„Größer?" rief der Dechant mit einem Freudenschrei. „Wird sich der Vicar ärgern! Da macht uns der Volkmer ein fürstliches Geschenk! Nun, und wie finden Sie das Bild? Reden Sie, schildern Sie, lieber Saphirin!"

„Wundervoll, Herr Dechant, höchst effectvoll," antwortete der Kaplan. „Der Heilige ist eine höchst frappante Erscheinung. Er lebt, so zu sagen, er sieht Einen an, es ist, als ob er Einen anreden wollte. Der Heilige befindet sich vor seiner Zelle und ist eben daran, einen Verwundeten zu verbinden —"

„Ich wollte, er wäre da, mir zu helfen!" seufzte der Dechant.

„Der Gesichtsausdruck des Heiligen ist so beredt, so wahrheitsmäßig — es ist ewig schade, daß Hochwürden nicht hinabgehen können — das Gemälde ist ohne Frage ein Meisterwerk! Wären die Farben nicht so frisch, so sollte man es für ein Bild aus der besten Zeit halten, als noch die Künstler nicht allein für die Kunstausstellungen, sondern für einen höheren, geistlichen Zweck arbeiteten. Denken Sie sich einen sonnverbrannten, wildlockigen, markirten Kopf mit zwei schwarzen, feurigen Augen, deren Glut aber den Betrachtenden nicht sticht, sondern mild erwärmt. Das ist der Heilige. Seine Haare sind in Unordnung und bezeugen den gänzlichen Mangel an Eitelkeit, die Stirn ist edel und glatt, man sieht, daß hinter ihr nur gottgefällige Gedanken wohnen, die Wangen sind eingesunken und abgezehrt von freiwilligen Fasten und Entbehrungen; von den halbgeöffneten Lippen scheint gleichsam der Balsam christlicher Zusprache zu fließen,

ein trotziges, festes Kinn — von dünnem Bartwuchs bedeckt, fordert die Versuchungen der ganzen Hölle heraus, und aus dem Ganzen weht uns als höhere Idee die Sehnsucht entgegen, bald, recht bald in eine bessere Welt zu kommen, am liebsten als Märtyrer oder Blutzeuge!..."

„Ei, Saphirin," rief der Dechant, „Sie verstehen sich ja auf Bilderkritik wie ein Kunstkenner! — Ihre Schilderung reißt mich mit, reißt mich mit! — Ich sehe das Bild klar vor mir! Ich habe es immer gesagt, Volkmer ist ein großes Genie! Ein sehr großes Genie!"

„Ich will mit meinem Lobe gegen ihn nicht sparsam sein," versetzte Saphirin. „Wenn Sie und der Bischof dasselbe thun, malt er uns vielleicht noch ein Bild für den kleinen Seitenaltar gratis."

„An mir soll es nicht liegen," meinte der Dechant. „Inzwischen lassen Sie das Gemälde in die Sakristei zurücktragen und erwarten Sie Herrn Volkmer. Wenn dieser kommt, wird es in der Kirche auf dem Hochaltar aufgestellt werden. Niemand soll es sehen — Niemand — die ganze Stadt soll morgen überrascht werden!"

„Ganz wie Sie befehlen," erwiderte Saphirin. „Ich selbst mit zwei Arbeitern hänge, wenn Herr Volkmer ankommt, das Bild auf und schließe dann die Kirche."

„Wenn Sie die Nacht ein wenig zu Hülfe nehmen, wird Alles fertig. Also: die Draperie auf's Chor und an die Säulen, die Teppiche mitten durch die Kirche gebreitet, den ganzen Weg entlang, den der Herr Bischof nehmen wird — endlich die Blumenguirlanden aufgehängt —"

„Sie sind bereits alle fertig und liegen im Keller, damit sie frisch bleiben. Sie werden sehr gut aussehen."

„Nun bin ich ruhig," sagte der Dechant. „Sie machen es möglich, lieber Saphirin, daß ich gelassen hier auf meinem Lager meine Schmerzen trage. Sie gehen? Ich sehe mit Vergnügen, daß Sie sich die Tonsur haben ausscheeren lassen, die schon recht überwachsen war. Sie denken an Alles, Saphirin!"

VIII.

Der Dechant blieb allein zurück. Seine Gedanken führten ihn von dem Feste ab, zu einem Gegenstand, der seinem Herzen weit näher lag: zur Erbschaftsangelegenheit Arnold Meerfeld's. Er erwartete die Auszahlung des ihm zufallenden Vermögens in den nächsten Tagen.

Freude leuchtete im Gesichte des alten Geizhalses, als er sich die Summen vor Augen führte, die nächstens vor ihm auf dem Tische liegen würden, aber die Freude wechselte mit der Sorge, daß er doch Manches werde fahren lassen müssen, um es der Kirche, der Schule, dem Siechenhause zuzuwenden.

„Gleichviel," tröstete er sich, „das Meiste wird doch an meinen Fingern hängen bleiben!"

Da wurde ein Besuch gemeldet, der Dechant hörte einen ihm ganz fremden Namen: Doctor Elmen aus Prag.

Elmen, Paul Meerfeld's Freund, führte sich mit ein paar Worten ein, die durch ihre feste und sichere Betonung den Dechant unangenehm berührten. Er sagte kurz: „Ich bin der Rechtsanwalt des Herrn Paul Meerfeld."

„Eines jungen Menschen," erwiderte der Dechant, indem er dem Fremden einen Stuhl anbot, „den ich aufrichtig bedauere. Wenn es in meiner Macht läge, den Schaden, den er erleidet, zu mildern, mir würde kein Opfer schwer erscheinen."

„Ich nehme Act von dieser Aeußerung," erwiderte der Advocat. „Ich komme nämlich mit dem Vorschlag zu Ihnen, die Erbschaft, die Ihnen zufällt, an ihn abzutreten."

Der Dechant mußte lachen. Er zog sein Gesicht in die heitersten Falten, bis der Schmerz in seinem Knöchel und theilweise auch der Ernst im Gesicht des Fremden ihn wieder bedenklich stimmte. Er sagte: „Ich bedauere den jungen Mann, wie ich bereits vorhin geäußert. Was Sie persönlich betrifft, so scheinen Sie nicht gut unterrichtet zu sein, lieber Herr Doctor. Der Onkel Paul's, der nunmehr in Gott ruhende Arnold Meerfeld, hat ein Testament mit einem bei-

gefügten Codicill hinterlassen, dessen Rechtskraft unantastbar ist, so daß in diesem Augenblicke Doctor Hais vermuthlich schon das gesammte Vermögen in Händen hat. Paul Meerfeld hat sonach allerdings etwas unrettbar verloren, worauf er gewisse verwandtschaftliche Ansprüche gehabt hätte. Dennoch bin ich der Meinung, daß die letzte Verfügung des alten Arnold Meerfeld eine unendlich weise war. Den jungen Mann hätte das unerwartete Geschenk einer bedeutenden Erbschaft vielleicht dem irdischen Verderben entgegengeführt, während er jetzt in seinen knappen Vermögensverhältnissen einen Zügel gegen Ausschweifungen, in seiner Armuth einen Sporn zu nützlicher Thätigkeit findet. Jetzt soll das ganze Vermögen des verstorbenen Arnold Meerfeld frommen Anstalten zugewendet werden. Ich bin nur der Verwalter, nur die vertheilende Hand, durch den der in Gott Entschlafene hier auf Erden noch weiter segensreich fortwirkt..."

„Erlauben Sie mir, darauf zu bemerken," erwiderte der Advocat, „daß ich Sie, Herr Dechant, factisch für den Universalerben halten muß."

„Das ist zum Lachen!" rief der Dechant. „Ich muß Ihnen wiederholt sagen, daß Sie die durchweg Wohlthätigkeitszwecken zugewendeten Stipulationen des Testaments nicht kennen. Es hat Sie offenbar Jemand zum Besten gehabt."

„Ich muß wahrlich," sagte Elmen, „den Aplomb anstaunen, mit dem Sie über diese Erbschaft reden. Erstlich behaupte ich nochmals, daß Sie der Universalerbe sind. Mit Ausnahme von fünftausend Gulden, deren Bestimmung direct ausgesprochen ist und freilich außer Frage steht, sind die Verfügungen zu Gunsten der frommen Stiftungen so verschwommen — um nicht zu sagen, so schlau berechnet — abgefaßt, daß Sie als der Disponent der Summen jeden möglichen Gebrauch davon machen können. Zweitens sind die Mittel, welche angewandt wurden, um dem Testament sein jetziges Aussehen zu geben, so verwerflich, so elend, daß —"

„Mein Herr," fiel der Dechant ein, „diese Sprache —"

„Ist die Sprache eines Mannes, welcher wohl überlegt, was er sagt, und wohl weiß, daß er nicht zu weit geht, wenn er Ihr Vergehen als Erbschleicherei bezeichnet."

Der Dechant sprang auf.

„Ich habe Beweise," sprach Elmen. „Die Correspondenz, die Sie mit Ihrem Advocaten in Prag geführt, liegt wohl nur theilweise, aber doch in ihren wichtigsten Partieen zu meiner Verfügung. Ich gebe Ihnen zu bedenken, welchen Skandal es geben wird, wenn ich, wie ich fest entschlossen bin, diese Sache gerichtlich anhängig mache!"

Der Dechant wollte reden; das Wort versagte ihm.

„Wenn die Personen verhört werden, die sich um den sterbenskranken Meerfeld befanden," fiel Elmen ein, „wird sich der Thatbestand bald klar herausstellen. Der Arzt, die Wärterin werden sicherlich zum Reden gebracht werden. Es wird vorzüglich darauf ankommen, die Vorgänge einer Nacht zu eruiren, wo der Todkranke, nachdem man durch das Vorlesen eines gewissen Buches an seiner Seele die Tortur angewandt, von einem Elenden die Feder in die Hand gedrückt erhielt —"

„Halten Sie ein!" schrie der Dechant. „Wenn mein Advocat sich Gesetzwidriges erlaubt haben sollte —"

„So ist es schwer denkbar, daß es gegen Ihren Willen geschah, da Sie ihm in einem Briefe Ihren Beifall über seine That aussprachen."

„Das ist nicht wahr!"

„Der Brief," erwiderte Elmen ruhig, „ist in meiner Hand."

„Ich sehe, daß ich von einem Complot umgeben bin!" rief der Dechant. „Wie können Sie solche Dinge besitzen? Solche Dinge wissen? Ich muß vermuthen, daß Sie mit Doctor Hais gegen mich verbündet sind, mir Geld abzupressen!"

„Daß Sie," replicirte Elmen scharf, „von Hais, Ihrem Freund und Schuldgenossen, eine so niederträchtige Meinung haben, ist sehr begreiflich, aber meine Ehre greifen Sie nicht an —"

„Verzeihen Sie!" rief der Dechant, der ganz außer Fassung gekommen war. „Die unerhörten Enthüllungen sind so gräßlich, daß man darüber verrückt werden könnte! Ich bin schuldlos. Ist ein Unrecht mit unterlaufen, so wenden Sie sich an Doctor Hais!"

„Mit ihm habe ich nichts zu schaffen!“ versetzte Elmen. „Aus diesem Grunde, und da Sie im Begriff stehen, die Erbschaft einzustreichen, erscheine ich auch erst heute bei Ihnen. Ich bin da, um mit Ihnen allein die Angelegenheit in's Reine zu bringen.“

„Was meinen Sie? Was wollen Sie?“ fragte der Dechant, dem übel zu Muthe wurde.

„Das werden Sie gleich hören,“ antwortete Elmen, indem er einen Bogen Papier aus der Brusttasche zog. „Sie werden alle Summen, die das Testament dazu bestimmt, daß dieselben durch Ihre Hand nach Ihrem Ermessen an verschämte Hausarme vertheilt werden, Paul Meerfeld überliefern. Durch diesen Act wird der legitime Erbe zu dem Seinigen gelangen; da bleiben noch fünftausend Gulden übrig, welche dem hiesigen Kirchenfond vermacht sind. Diese letztere Summe wird und muß, da das Gericht davon Notiz hat, der hiesigen Kirche verbleiben. Da man aber auf Paul's Kosten fromme Zwecke zu fördern kein Recht hat, so werden Sie, Herr Dechant, mit Doctor Hais den genannten Betrag binnen drei Monaten Herrn Paul Meerfeld ersetzen —“

„Das ist unerhört!“ rief der Dechant, ganz außer sich, alle Früchte der Erbschaft zu verlieren und noch obendrein auf eigene Kosten gegen die Kirche freigebig zu sein. „Das ist ein Unsinn! Ich werde mich auf nichts einlassen! Das ist mein letztes Wort!“

Unendlich ruhig steckte Elmen sein Papier ein, nahm seinen Hut und sagte, sich höflich verbeugend:

„Des Menschen Wille ist sein Himmelreich! Ich werde dann sofort den Criminalproceß anhängig machen!“

Er wollte zur Thüre hinaus, allein der Dechant hüpfte ihm, trotz aller dadurch verursachten Schmerzen, nach und hielt ihn am Arm zurück, indem er, vor Aufregung zitternd, sagte:

„Was wollen Sie thun! Ich habe zwar nichts zu fürchten, ich bin, wie ich schon gesagt, schuldlos, mein Gewissen ist rein. Sollte aber irgendwie vom Rechte abgewichen sein, so hat es Doctor Hais allein zu verantworten, obwohl er uneigennützig, in reinem Eifer für eine wohlthätige Sache wirkte. Aus

diesem Grunde bitte — beschwöre ich Sie, den Mann nicht unglücklich zu machen, um seiner vier kleinen Kinder willen! Um Sie zu dieser Nachsicht zu stimmen, will ich Ihnen durch ein Beispiel der Aufopferung für den Nächsten voranleuchten und die von Ihnen vorgelegten Papiere unterschreiben!"

Elmen legte ihm die Papiere vor. Höchst niedergeschlagen, mit tief heraufgeholten Seufzern unterschrieb der Dechant. Als Elmen das Document einsteckte, sagte er lachend:

„Wie groß muß das Schuldbewußtsein sein, wenn man sich so auf Gnade und Ungnade ergiebt, ohne sich einmal die Beweisstücke, auf welche ich meinen Verdacht der vorliegenden Erbschleicherei gründe, haben vorzeigen zu lassen!"

„Mein Herr!" rief der Dechant ganz betroffen und plötzlich besorgt, daß er einer Ueberlistung erlegen. „Ich hielt Sie für einen ehrenhaften Mann, und glaube noch immer, mich nicht zu täuschen!"

„Sehr schmeichelhaft," erwiderte Elmen, ironisch lächelnd; „doch um Sie vor jedem Rückfall zu schützen, hinterlasse ich Ihnen hier die Abschrift der zwischen Ihnen und Hais gewechselten Originalbriefe, welche in meine Hände gefallen. Ich habe die Ehre —"

Er ging hinaus. Der Dechant saß eine gute Weile in einem Zustand der Betäubung da, in welchem er unfähig war seine Lage ganz zu ermessen. Die von Elmen zurückgelassene Abschrift der Erbschaftscorrespondenz hielt er in der krampfhaft geballten Hand. Endlich rief er:

„Was hab' ich für eine Garantie, daß der Proceß nicht stattfindet? Keine! O, ich habe wie ein Schulknabe gehandelt! Es ist schrecklich um ein böses Gewissen! Schrecklich! Doch dieser Mann sieht verlässig aus, und die Hauptsache, die mich beruhigen muß, besteht darin, daß Meerfeld seine Beute hat. Wer hat mich verrathen?"

Er fing die Abschriften zu lesen an. Kaum war er damit fertig, als er, sich auf die Stirn schlagend, ausrief:

„O der alte, taube Spitzbube! Kann ich noch fragen? Böhm ist der Verräther. Er ist es; es geht aus diesem Briefe von Hais hervor, den er aufgefangen hat und den ich nie empfangen habe! So stimmt Alles! Die Briefe waren in

der Brieftasche, die dem Alten mit seinem Paletot abhanden gekommen, und der Straßenräuber war Vielohlawek... Dieser Galgenstrick war ehemals ein Intimus von Paul, — da ist die ganze Geschichte!"

Er fuhr sich wild durch die spärlichen Haare. Gleich darauf schellte er und ließ den Postmeister holen.

Nicht lange darauf trat Böhm beim Dechanten ein. Er war inzwischen fast vollständig taub geworden und es gehörte die größte Anstrengung der Lunge dazu, um ihn durch ein oder das andere Wort auf die Spur des Gegenstandes, um den es sich handelte, zu bringen. Ohne jede Ahnung von dem Vorgefallenen trat er heiter und freundlich ein, denn er nahm an, er werde gerufen, um eine besondere Anzahl Extrapostpferde für die vielen Gäste bereit zu halten, die der nächste Tag bringen werde, und um bei dieser Gelegenheit zu der großen Bischofsmahlzeit, die am Festtage stattfinden sollte, eingeladen zu werden.

„Ich bin da, Herr Dechant!" sagte er, sich vielmals verbeugend.

Der Dechant, der bei Böhm's Anblick in Zorn gerathen war, wünschte im Stillen, daß auch Vielohlawek da wäre, um Beider Köpfe aneinander zu stoßen.

„Setzen Sie sich!" rief der Dechant barsch und wild, und fuhr, als sich Böhm gesetzt hatte, mit lauter Stimme fort: „Was haben Sie für Briefschaften in der Brieftasche gehabt, die Ihnen gestohlen wurde?"

Böhm, der sein Ohr dicht vor des Dechanten Mund gehalten hatte, indeß sich in allen seinen Zügen gespannte Aufmerksamkeit aussprach, gab zur Antwort: „Sie sind unendlich gütig, daran zu denken!"

„Ich frage," rief der Dechant noch lauter, indem er sich die Stimme des Donners wünschte, „was Sie in der gestohlenen Brieftasche bei sich trugen?"

„Sie brauchen nicht so laut zu reden, ich verstehe vollkommen," erwiderte Böhm schmunzelnd. „Es ist mir die größte Ehre, mit dem hochwürdigsten Bischof an einer und derselben Tafel zu sitzen."

„Du tauber Narr!“ murmelte der Dechant zwischen den Zähnen. „Daß Dich der Teufel holte!“

„Was meinten Sie?“ fragte Böhm eilig. „Auch meine Frau soll ich mitbringen?“

Der Dechant sprang vor Wuth und Ungeduld empor. „Er ist wie ein Klotz!“ rief er. „Ich muß Feder und Tinte nehmen, sonst komme ich nicht an’s Ziel, er aber käme gewiß zum Essen.“ Er holte ein Blatt und schrieb etwas.

Böhm las: „Zum Bischofsessen sind nur geistliche Herren eingeladen. Entschuldigen Sie daher!“ Er sah dem Dechanten wehmüthig, den Thränen nahe, in’s Gesicht; das erste Mal im Leben voll Trauer darüber, daß er kein Theologe!

Der Dechant übergab ihm ein zweites Zettelchen, auf welchem die Frage nach der Brieftasche und dem Inhalt ausführlich geschrieben war.

Böhm gerieth darüber in eine unbeschreibliche Emotion und fragte, warum der Herr Dechant sich mit einer so gewichtigen Miene über diesen Punkt unterrichten wolle?

Da zögerte der Dechant nicht länger, den Postmeister zum Gedächtnisse zu nöthigen, indem er vorgab, daß Böhm, wenn er sich noch retten wolle, eine aufrichtige Beichte ablegen müsse.

Das wirkte, denn Böhm war nun gewiß, daß eine Anzeige gegen ihn vorliege, von welcher der Dechant durch seine Verbindungen in Kenntniß gesetzt worden sei.

„Ist ein Malheur passirt?“ rief er und fuhr, ohne eine Antwort abzuwarten, in der Angst seines Herzens und Bedrängniß seines Gewissens fort: „Sie wissen sicherlich mehr, als Sie sagen! Mein Gott, was soll ich schweigen? Ich weiß, daß ich an Ihnen einen Freund und Gönner in meiner Lage finden werde! Die Brieftasche enthielt eine Anzahl von Briefen, die größtentheils Insassen unseres Städtchens angehörten. Ich bin in meiner Dienst- und Pflichterfüllung ein höchst scrupulöser Mann; leider droht gerade diese Tugend mich in eine höchst unangenehme Patsche hineinzuwerfen! Alle genannten Briefe gehörten nämlich zur Kategorie der unbestellbaren, da entweder die Aufschrift unleserlich geschrieben oder in Folge unbekannter Ursachen auf der Reise

verwischt worden war. Unter solchen Umständen war es meine Pflicht, die Briefe zu vernichten, ich aber zog es vor, sie gewissenhaft aufzubewahren, falls sich ein Adressat melden und legitimiren würde. Unter den aufbewahrten Briefen gab es auch sehr sonderbare Waare! Zum Beispiel ein Brief, von Doctor Hais angeblich, an Sie, Herr Dechant, offenbar von einem Witzbold, der sich über das Zufallen von Meerfeld's Erbschaft an die Kirche ärgerte. Diesen Brief habe ich ebenfalls zurückgehalten, denn ich wollte verhüten, daß Hochwürden sich mit der Lesung eines solchen Machwerks die gute Laune trüben. Was giebt es denn? Ist ein Mißbrauch mit den Papieren getrieben worden? Hat man den Fund den Gerichten übergeben?"

„Das verdientest Du freilich, Halunke, alter Brieferbrecher und Spion von Profession!" rief der Dechant.

„Ich bin von Ihrem Wohlwollen für mich überzeugt," antwortete Böhm, der kein Wort verstanden hatte. „Doch sagen Sie — passirte mit der Brieftasche ein Unglück?" fuhr er aufgeregt fort. „Dann bin ich ein Opfer der Verhältnisse! Dieser Galgenstrick, dieser Bielohlawek ist an Allem schuld. Vertrauen gegen Vertrauen! Einige Tage nach jener frechen Comödie, welche mich den Paletot nebst der Brieftasche und Sie, Hochwürden, die goldene Uhr kostete, stieg ich in Wolsitz ab. Vor dem Wirthshause steht ein junger Metzgergeselle, die Cigarre im Munde, und hat meinen Paletot an, ich erkenne ihn sofort. Sie haben einen schönen Paletot, sage ich zu ihm. Welcher Schneider hat ihn gemacht? — „Das weiß ich nicht," giebt er arglos zur Antwort. „Ich habe den Rock vor ein paar Tagen von einem gewissen Bielohlawek, der in Geldverlegenheit war, gekauft." — Ei, sage ich, dieser Mensch steht in schlechtem Rufe, und Sie thäten wohl, das nicht zu sagen, denn wenn der Rock gestohlen wäre, würden Sie ihn einbüßen. — „Glauben Sie?" fragte der junge Mensch. „Da will ich schweigen. Der Rock war sehr wohlfeil, aber das wäre mir nicht eingefallen." — Sie sehen, wie ich meinen schönen Paletot verleugnen mußte, und begreifen, warum! Würde Bielohlawek arretirt, so macht er von meiner Brieftasche Gebrauch. In welcher Lage bin

ich! Wenn der Galgenstrick heute in mein Haus käme, um sich vor der Gensdarmerie zu retten, ich müßte ihn verstecken und ihm noch Geld zur Weiterreise geben! O, ich bin außer mir! Es muß mich tief angreifen, denn ich bin mit Ehren grau geworden — nun, Sie kennen mich, Herr Dechant!"

„Ja, ich kenne Dich, Spitzbube," sprach ihm der Dechant in's Gesicht. „Ich habe Dir nie etwas Gutes zugetraut; daß Du Dich aber auch gegen mich gekehrt hast, habe ich nicht vermuthet. Wie wollte ich Dich züchtigen, wenn ich nicht selber die Schlinge um den Hals hätte!"

Böhm entfernte sich, nachdem ihm der Dechant aus Rache noch die Hölle recht heiß gemacht und ihn nur erst zum Schlusse beruhigt hatte.

Der Dechant selbst hatte eine höchst unruhige Nacht. Die Gestalten Bielohlawek's und Böhm's erschienen ihm im Traume als Teufel und quälten und ängstigten ihn auf alle Weise.

IX.

Der Tag des hundertjährigen Gründungsfestes der Brieslauer Kirche war da. Die Stadt hatte sich nach besten Kräften geschmückt. Die meisten Fenster auf dem Platze waren mit grünen Laubguirlanden geziert, in welche man Büsche mit den brennend rothen Früchten der Eberesche geflochten, hier und da hatten die Bewohner Teppiche und Fahnen herausgehängt. Besonders schön war die Dechanei geziert. Hier hatte jedes Fenster seine grüne Umkränzung.

Es fehlte nicht an Gästen. Der Bischof war angekommen und nebst diesem mindestens dreißig Seelsorger der umliegenden Ortschaften. Der Dechant, der sich erst gegen neun Uhr Morgens von seinem Schmerzenslager erhoben hatte, bedurfte seiner ganzen Selbstüberwindung, um die Ankömmlinge passend zu begrüßen. Er hinkte noch immer. Jedesmal, wenn er auf's Süßeste gelächelt, wandte er sich ab, um sein Gesicht

zu einem Schmerzenszug verziehen zu können, und jedesmal entstieg ein schwerer Seufzer seiner Brust.

Volkmer war in der Nacht angekommen und beim Bürgermeister abgestiegen. Kurz vorher hatte Clara noch eine heftige Scene mit ihrem Vater gehabt. Das Resultat davon war, daß sie sich in ihren Hoffnungen völlig zurückgeworfen sah. „Die Gedanken an Deinen Paul," sagte der Bürgermeister, „magst Du Dir für immer aus dem Kopf schlagen! Der Mensch wird noch jahrelang nichts als ein Commis sein und ehe ich zu seinem Vater in die Verwandtschaft trete... Doch was rede ich so viel? — Volkmer hat meine Zusage, er ist jung, hübsch, voll Aussichten, hat vornehme Gönner. Wenn Du ihm kein freundliches Gesicht machst, sollst Du mich noch kennen lernen! Es ist nichts als Caprice bei euch Weibern! Warum sollte er Dir nicht zusagen, der nur die Hand auszustrecken braucht, damit die Mädchen nach ihm greifen?"

Eingeschüchtert und rathlos suchte Clara Trost bei ihrer Freundin, ohne daß Anna ihr sagen konnte, wie Alles einem guten Ende zuzuführen sei. Sie wußte eben so wenig wie ihr Bruder, welche günstige Wendung die Erbschaftsangelegenheit seit einiger Zeit durch Doctor Elmen's Einschreiten genommen.

Der alte Maler richtete seinen besten Anzug her und war voll Neugier, das Bild zu sehen, das sein jüngerer und glücklicherer College geliefert. Ihn hatten die Musen verlassen, als die hohlwangige Sorge in sein Haus einzog, er war längst kein Künstler mehr, aber von Natur weich, naiv und edel, konnte er neidlos vor fremden Schöpfungen weilen, wenn sie auch die seinigen noch tiefer herabdrückten. Seine Tochter sollte ihn zur Kirche begleiten.

Endlich kam Clara zu einem Entschlusse. Sie wollte mit Volkmer sprechen und ihm gestehen, daß ihr Herz einem Andern angehöre. Ihm würde es leichter als ihr gelingen, den Vater von der Heirathsidee abzubringen; daß Volkmer selbst resigniren würde, wenn sie ihm ihr Herzensgeheimniß eröffnet haben würde, glaubte sie zuversichtlich, er war ja so herzensgut. Er würde einsehen, daß, wenn Herzen seit den Kindestagen für einander gelebt, es wie mit den Bäumen

ist, die ihre Wurzeln ineinander geschlungen, fällt man den einen, stirbt der andere nach. Er würde sich beruhigen, sobald der Stich seiner Eigenliebe verschmerzt, und sich mit dem Gedanken trösten, daß er zwei Herzen glücklich gemacht.

Clara suchte die Gelegenheit, den Maler zu sprechen, fand sie aber nicht. Der Bürgermeister hatte bereits, wie er es gewohnt war, für ein reichliches Frühstück gesorgt und mehrere Bekannte dazu geladen. Man setzte sich gegen Neun und blieb bis gegen halb Elf beisammen. „Hoffentlich," hatte der Bürgermeister zu seinen Freunden gesagt, „sitzen wir bald bei einem noch festlicheren Mahle beisammen!" Er blickte dabei auf Volkmer und seine Tochter, die einander gegenüber saßen, und die Anspielung ward auch von Allen in diesem Sinne verstanden.

Kurz vor der Kirchenzeit zerstreute sich die Gesellschaft. Die Einen gingen nach Hause, um sich in den schwarzen Frack zu werfen, die Anderen machten einen kleinen Spaziergang, ihre weinerhitzten Köpfe abzukühlen. Die Bürgermeisterin und ihre Tochter begaben sich in ihre Zimmer, um Toilette zu machen.

„Trefflich," sagte Volkmer, „daß mein Bild in der Kirche abgesperrt ist. So wird die Wirkung größer, intensiver sein."

Um halb Elf begannen die Glocken zum feierlichen Hochamt zu läuten. Der Bischof sollte das Amt celebriren, und zwar unter der zahlreichsten und prachtvollsten Assistenz, die man jemals beisammen gesehen. Die Kirche war, wie wir bereits wissen, vom Kaplan Saphirin auf das Prächtigste geschmückt worden. Carmoisinrother, goldbefranzter, freilich sehr verschossener Sammt hing vom Chor herab, auf dem Altar prangten mächtige Blumensträuße zwischen den frisch aufgesteckten Wachskerzen. Teppiche waren bis zum Hochaltar gelegt, und das Sonnenlicht, das durch die hohen, alten Spitzbogenfenster hereinschien, gab dem Ganzen ein helles, lachendes Gesicht.

Der Magistrat war in Pleno erschienen. Alle Stadträthe trugen den schwarzen Frack, die weiße Weste und Binde, die hierorts nur bei den feierlichsten Anlässen angethan wurde. Alle waren in der besten Laune, sich der erhabenen

Größe des Moments hinzugeben. Der Maler, der mit Clara und ihrer Mutter die Kirche betrat, war ein Gegenstand der allgemeinen Aufmerksamkeit. Nicht blos Jene, die ihn kannten, auch Leute, mit denen er bisher nie gesprochen, zogen den Hut vor ihm. Er durfte sich als den Bräutigam des schönen Mädchens, das neben ihm herging, betrachten, und war stolz darauf. Er setzte, wenn Clara ernsthaft und nachdenklich blickte, dies Alles auf Rechnung ihrer strengen Erziehung.

Der Bürgermeister und seine Familie hatten ihre Plätze in der ersten Bank, Volkmer zog sich zurück und trat in eine der vordern Bänke der andern Seite, wo er bald darauf von einer Fluth von Landvolk, welches sich dazwischengeschoben, abgeschnitten wurde und allein stand.

„Die Beleuchtung ist herrlich,“ sagte er zu sich mit höchster Befriedigung. „Ich hätte sie mir nicht schöner bestellen können.“

Erst nach einer Weile wandte er die Augen von seinem Bilde ab und ließ sie über die Versammlung hinschweifen, um aus den Mienen derselben den Effect seines Werkes zu studiren.

Volkmer war eine sehr bescheidene Natur, er suchte sich lange die Thatsache in Abrede zu stellen, daß sein Heiliger eine wahre Sensation erwecke — aber es war so! Und diese Sensation steigerte sich immer mehr und erreichte ein endlich jeden kirchlichen Anstand überschreitendes Maß. Ein Nachbar fing dem Andern seine Eindrücke zuzuflüstern an, man besprach sich über die Bänke hinüber, es schien kein Mensch in der ganzen Kirche sich der überwältigenden Macht der Kunst entziehen zu können.

Der Maler hatte einen der glücklichsten Momente; diese Demonstrationen waren ihm lieber, als ein Dutzend günstiger Kritiken der besten Blätter, denn die Wirkung auf die dasitzenden Naturmenschen schien ihm die Bürgschaft zu geben, daß sich sein Talent ohne ästhetische Anpreisungen und Deuteleien den Weg zum Verständniß und zum Herzen des Publikums zu brechen verstehe. Das Gemurmel, das durch alle Räume der Kirche ging, nahm erst ein Ende, als nach gegebenem Meßzeichen der brausende Strom der Orgeltöne daherzufahren begann und der Bischof, von pomphafter Assistenz

umgeben, aus der Sakristei an den Hochalter heranschritt. Volkmer heftete schnell seinen schärfsten Blick auf den Dechanten, um aus dessen Gesicht, so gut es angehe, den Schluß zu ziehen, welcher Approbation sich seine Leistung zu erfreuen habe.

Der Dechant war an den Altar getreten und hatte kaum emporgeschaut, als ein mächtiger Ruck der Ueberraschung an ihm sichtbar wurde. Gleich darauf wandte er sich auf höchst auffallende Weise den Kirchgängern mit halbem Gesicht zu, als wollte er, wie es Volkmer vorkam, sagen: Dieses Geschenk hat euch euer Dechant erwirkt!

Man kann billigerweise nicht erwarten, daß sich Volkmer während des Hochamts zu besonderer Andacht gestimmt fühlte, da doch auf's Deutlichste zu bemerken war, daß auch das übrige Publikum durch das Bild vom Gebete abgezogen wurde. Kein Wunder, wenn er mit Sehnsucht das Ende der Messe erwartete und sich noch vor dem Segen aus dem Menschenhaufen hinausdrückte, um dem Dechanten seine Aufwartung zu machen, zu welchem ihn bisher Clara's Zaubernähe noch nicht hatte gelangen lassen.

X.

Volkmer hatte sich auf des Dechanten Zimmer begeben und erwartete daselbst dessen Ankunft mit größter Ungeduld.

Endlich ließen sich auf der Treppe höchst schwerfällige Tritte vernehmen; es nahte der Dechant, der, wie schon erwähnt, mindestens Volkmer's Onkel war.

Der Maler riß die Thüre auf, seine überfüllte Brust wollte sich in einer heftigen Umarmung entladen. Allein wie erstaunt, wie betroffen wurde er, den Dechanten mit dem starrsten, finstersten Gesicht eintreten zu sehen.

„Aber Emanuel, Emanuel!“ ließ sich der Dechant vorwurfsvoll vernehmen. „Was soll ich von Dir denken? Du

hast das ganze Fest verdorben und beinahe in eine Posse verwandelt! Dieses Bild —" Er warf sich auf einen Stuhl. Ihm gingen vor Bewegung die Worte aus.

„Träume ich oder wache ich?" erwiderte Volkmer, sich über die Stirne fahrend. „Ohne unbescheiden zu sein — und nein, ich bin nicht unbescheiden — glaubte ich von Ihnen Anerkennung erwarten zu dürfen! Ich habe an meinem Bilde mit Lust und Liebe gemalt, noch nie ist mir etwas besser gerathen. Daheim sprachen sich alle meine Kunstgenossen, denen ich es gezeigt, höchst günstig aus, und hier — hier kann ich als Augenzeuge bestätigen — daß es auf alle Versammelten eine große Wirkung geäußert!"

„Hahaha!" brach der Dechant in ein verzweiflungsvolles Hohngelächter aus. „Wie doch Künstlereitelkeit verblenden kann! Gelacht hat man, gewitzelt, sich Skandalosa zugeflüstert, in ein gerechtes Aergerniß ist man verfallen — doch das ist nur der natürliche Eindruck eines Heiligenbildes, dem als Modell ein Vagabund, ein Lump, ein Räuber gesessen —"

„Was sagen Sie?" rief Volkmer, dem ein furchtbares Licht aufzugehen begann. „Allerdings ist mir ein gewisser Scheernagel als Modell gesessen —"

„Ei was, Scheernagel!" rief der Dechant. „Was plapperst Du? Willst Du mich anführen, oder bist Du mit angeführt? Von einem Scheernagel weiß hier Niemand etwas, von dem ist nicht die Rede, aber ein gewisser Bielohlawek ist bei uns in einem gräßlichen Andenken! Den hast Du Zug für Zug portraitirt und auf unsern Hochaltar erhoben! Begreifst Du jetzt die allgemeine Entrüstung? Begreifst Du, daß ich mich am Altar beim ersten Anblick kaum auf den Füßen halten konnte, daß die sechs kleinen Ministranten unter den Augen der ganzen fremden Geistlichkeit in ein helllautes Lachen ausbrachen?"

„Mein Gott," murmelte Volkmer furchtbar enttäuscht und fast zerschmettert, „ich bleibe ewig der alte Schlemihl!"

„Wie und wo," fragte der Dechant, „hast Du die Bekanntschaft dieses Galgenstricks gemacht?"

Volkmer sammelte sich und erzählte, wie er den sogenannten

Scheernagel als Reisenden auf der Landstraße getroffen und als Modell aufgenommen habe. Er verschwieg blos Eins — daß er den Vagabunden lieb gewonnen und ihm bei seiner Abreise sogar seine Wohnung zur Benutzung eingeräumt habe.

„Das Ganze ist also ein bloßes Spiel des Zufalls!“ rief der Dechant. „Das beruhigt mich, besonders Deinetwegen! Mein Mißtrauen ist weit gegangen, denn bei der Verkettung ganz besonderer Umstände wollte ich schon ein Complot entdecken! Der Name Bielohlawek ist zwar hier allen Gesitteten ein Gräuel, mir aber persönlich ist er der Inbegriff alles dessen, was vor das directe Forum des Scharfrichters und des Teufels gehört!“

„Ich bin außer mir!“ erwiderte Volkmer tief niedergeschlagen, „ich bedaure den Vorfall unendlich, aber — wenn ich so recht bedenke, wie mir schon seit meinen Knabenjahren Alles fehlschlägt, Alles krumm geht, da möchte ich zu glauben anfangen, daß sich alle Schicksalsmächte gegen mich verschworen haben, daß ich der Spielball tückischer Geister bin, und ich erschrecke vor dem, was mich noch erwartet!“

„Eins nur hat gefehlt,“ sagte der Dechant, der, ganz mit seinen eigenen Angelegenheiten beschäftigt, diese Reflexion überhört hatte, mit einem Anflug von Selbstverspottung. „Da der Heilige unverkennbar Bielohlawek ist, sollte der Kriegsknecht noch Portraitähnlichkeit mit dem tauben Postmeister Böhm haben. Dann wären die zwei Spitzbuben beisammen, welche mir die Widerlichsten auf der Welt sind und welche mir — Deinem Onkel — doch schweigen wir, schweigen wir! Gott gebe, daß es nicht durch fremde Zeugen ruchbar werde…“

„Ein verteufeltes Quiproquo!“ rief Volkmer mit tiefstem Aerger, völlig unfähig, die humoristische Seite der Situation herauszufinden, da der Vorfall allen seinen Interessen und Rechnungen schnurstracks entgegenlief. „Was bleibt mir übrig, als mein Bild einzupacken und abzuziehen?“

„Du wirst doch nicht meinen,“ versetzte der Dechant, „daß das Bild hängen bleiben kann?“

„Ich sehe es ein,“ gab Volkmer kleinlaut zur Antwort. „Meine beste Absicht ist mißrathen! Ich könnte mich, wie es

jetzt steht, über die Meinungen der hiesigen Stadt hinaussetzen, wenn ich nur wüßte, daß ich mir nicht bei der Familie Eichler einen unheilbaren Stoß versetzt habe."

„Ich will es nicht hoffen," versetzte der Dechant. „Packe das Bild gleich ein und reise wieder ab. Das ist das Klügste. Ich will es übernehmen, Dich zu entschuldigen, und nach einiger Zeit, wenn sich der heutige Eindruck abgeschwächt hat, magst Du wieder erscheinen und bei Eichler nach Clara fragen."

Volkmer's Verstimmung und Kleinmuth waren begreiflich, als er sich verabschiedet hatte und fortging. Er hatte auf einen doppelten Triumph gezählt und sollte nun mit zwei Niederlagen abreisen! Sein Gefühl für Clara wallte noch einmal hoch empor; so von ihr fortzugehen, schien ihm unmöglich, es lag ja nicht der Fluch der Lächerlichkeit auf ihm, da das Bild an und für sich so gelungen war, auch als Beleidigung der Stadt konnte es nicht gelten, denn jeder Einsichtige mußte erkennen, daß er betrogen worden sei. Was thun? Er begab sich sofort in die Kirche und ließ sein Altarbild abnehmen und in die Kiste stecken, aus welcher, wie er jetzt einsah, sein Heiliger nie hätte heraussteigen sollen. Als diese Angelegenheit geordnet war, eilte er zu Eichler. Er fand Clara allein.

„Herr Volkmer," flog ihm das Mädchen auf's Freundschaftlichste entgegen, „ich gratulire! Ihr Bild ist ein Kunstwerk voll Leben, bewundernswerth — "

„Auch Sie, Clara!" fiel ihr Volkmer tief gekränkt in's Wort. „Sie sollten nicht spotten, denn nur Ihren Spott kann ich nicht verachten!"

„Spott!" rief das Mädchen hoch erstaunt. „Es ist meine heilige Ueberzeugung, daß in Ihnen ein großer Maler erstanden ist! Daß Ihnen ein Bielohlawek als Modell in die Hand fallen mußte, ist ein Unglück, aber was hat das mit Ihrem Talent, mit Ihrer Kunst zu thun? Sie haben diesen Lumpen gewiß nicht gekannt! Uns Brieslauern ist es freilich nicht zu verargen, daß wir nicht vor einem solchen Taugenichts beten wollen. Abgesehen davon haben Sie ein herrliches Werk geliefert, das man überall, wo man das Modell nicht kennt, bewundern wird! Glauben Sie mir, Herr Volk-

mer, daß ich von heute an die größte Verehrerin Ihres Genius bin!"

„Clara, liebe Clara!" rief Volkmer, von dem aufrichtigen Tone der Worte gerührt und fast zum Glauben bekehrt, daß er nicht bestimmt sei, ein Schlemihl zu bleiben, „ich bin glücklich, selig, von Ihnen verstanden zu werden. Es freut mich, daß ich auch meinerseits an Ihnen ein Urtheil und einen Geist zu bewundern habe, der sich so leicht von einem Vorurtheil losmacht —"

Er wollte mit einer stürmischen Liebeserklärung hervorbrechen, als Clara wieder begann:

„Aber, wie ich Sie als Künstler ehre, so stelle ich auch Ihren Charakter hoch. Die Huldigungen, welche Sie mir darbrachten, ließen mich nicht so kalt, als es den Anschein hatte —"

Da war Volkmer nicht mehr zu halten, er stürzte dem Mädchen zu Füßen.

„Stehen Sie auf," rief Clara, von solchem Ungestüm überrascht und verwirrt, „hören Sie mich ruhig zu Ende! Weil ich eben Ihren Charakter so hoch stelle, wage ich es, Ihnen mit einer großen Bitte zu nahen! Doch stehen Sie zuvor auf!"

Volkmer erhob sich, er war ohne jede Ahnung des weiteren Verlaufs.

„Sie werden," fuhr Clara fort, indeß die Röthe der Verlegenheit über ihr anmuthiges Gesicht flog, „die Gerüchte vernommen haben, daß ich vor Jahren ein Liebesverhältniß mit Paul Meerfeld angeknüpft haben soll —"

„Beruhigen Sie sich!" fiel ihr Volkmer rasch in's Wort. „Ich weiß, was man von dergleichen Redereien zu halten hat —"

„Nicht doch," versetzte Clara ziemlich fest. „Es ist wahr! Ich liebe Paul Meerfeld mit aller Leidenschaft und werde ihn bis zu meiner Todesstunde lieben."

„Clara —" rief Volkmer mit unermeßlicher Bestürzung und eilte mit erbleichtem Gesicht an's Fenster, um Luft zu schöpfen.

Das Mädchen war von seiner Bewegung so überrascht,

ja selbst gerührt, daß es verwirrt dastand und die Unterlippe biß. Da wandte sich der junge Maler rasch um und sagte mit männlicher Fassung: „Ich verstehe Alles! Das Unglück verfolgt mich immer und überall, ich sollt' es wissen, sollt' es gewohnt sein! Ich muß den Muth zu meiner Situation finden. Clara, Sie halten mich für den edelsten Rivalen, den Ihr geliebter Paul jemals auf Gottes Erdboden gehabt —"

„Und sind Sie das nicht?" fuhr Clara ängstlich schmeichelnd mit leiserer Stimme dazwischen.

„Gut, gut! Fürchten Sie nichts!" rief Volkmer schmerzlich. „Was bleibt mir übrig, da Sie mich nicht lieben? Alles Glück über Ihr Haupt, liebe Clara, und glauben Sie nicht, daß ich mich jemals mit meinen Ansprüchen hinter die Autorität Ihres Vaters versteckt habe! Ich wollte Sie durch die Beharrlichkeit und die Ausdauer meiner Liebe rühren, gewinnen — Adieu, seien Sie glücklich!"

Er stürzte, innerlichst erschüttert, zur Thüre hinaus. Es war ein schwerer Moment gewesen, als er das Altarbild hatte herabnehmen müssen, aber was war das für ein Schmerz gegen den, als es galt, Clara's Bild aus seinem Herzen herauszugeben! War er schon früher zu einer baldigen Abreise entschlossen, so wäre er jetzt beinahe ohne Abschied durchgegangen. Breslau war für ihn todt; sowohl als Künstler wie auch als Liebhaber hatte er dort nichts mehr zu suchen.

Erst als er — auf der Rückkehr nach Prag — im Wagen saß, hatte er die schlimmen Eindrücke des Tages insoweit überwunden, daß sich sein Geist auf andere Gegenstände richten konnte. Das aber, was ihm zuerst in den Sinn kam, war keineswegs angenehm — es war Vielohlawek! Er hatte diesen Burschen während seiner Abwesenheit zum Herrn seiner Wohnung gemacht, und jetzt wäre es lächerlich gewesen, auch nur einen Augenblick daran zu zweifeln, daß der berüchtigte Vagabund und Scheernagel nicht ein und dasselbe Wesen sei. „Wenn dieser seltsame Kerl," monologisirte er, „den man aller Verbrechen für fähig und schuldig hält, inzwischen alle meine Effecten ausgeräumt hätte, das wäre die Krone des Ganzen! Und nichts ist leichter als das! Ich habe ihm die herrlichste

Gelegenheit bereit gemacht! Meine ganze Garderobe steht zu seiner Verfügung und all' mein Geld! Ich habe meinen ganzen elterlichen Nachlaß in der Schublade! Wäre ich zu Hause!"

XI.

Als Volkmer in Prag eintraf, fand er Alles, wie er es verlassen. Sein Geld war in der Schublade, kein Knopf fehlte an seiner Garderobe. Scheernagel war zu Hause und spielte eben der Frau Brigitte etwas auf der Zither vor; kein Verbrecher konnte ruhiger und jovialer scheinen. Volkmer berief ihn sogleich zu sich.

„Sie haben mir eine schöne Geschichte eingebrockt!" sagte er zu seinem Diener. „Sie sind ja der berüchtigteste Mensch von Brieslau! Wie konnten Sie mich so belügen? Ihr wahrer Name ist Bielohlawek!"

„Dieser Name," erwiderte der Angeredete mit vollster Fassung, ohne sich zu bedenken, „war das Schlechteste an mir. Können Sie sich wundern, daß ich ihn weggeworfen habe?"

„Wenn nur Alles damit abgethan wäre," warf Volkmer verdrießlich ein. „Man beschuldigt Sie —"

„Ich weiß, ich weiß," sprang Bielohlawek in's Wort. „Vieles ist Uebertreibung, Gehässigkeit von Menschen, die im Geheimen größere Sünder sind als ich. Es bleibt zwar immerhin Manches übrig und ich will keineswegs behaupten, daß ich ein Heiliger bin —"

„Nein, fürwahr, das sind Sie nicht," rief Volkmer, unwillkürlich lächelnd. „Die ganze Stadt hat Ihr Portrait gleich erkannt, es gab einen gräßlichen Skandal —"

„Das glaub' ich gern."

„Hätten Sie mir im Vertrauen Ihren wahren Namen gesagt," versetzte Volkmer mit Vorwurf, „so wäre alles dies nicht vorgefallen."

„Wie konnte ich das? Ich heiße in neuerer Zeit Scheernagel, denn ich halte unendlich viel auf einen guten Namen!"

„Am Ende," sprach Volkmer, „kann ich Ihnen keinen größeren Vorwurf machen, als mir selbst. Ich hätte Ihnen sagen sollen, daß das Bild für Brieslau bestimmt sei."

„Das hatt' ich längst errathen."

„Wie?" rief der Maler entrüstet. „Und Sie ließen mich in den Skandal hineinrennen? Hören Sie, das war Ihr schlechtester Spaß!"

„Darüber habe ich eine entgegengesetzte Meinung," erwiderte der drollige Vagabund. „Ich stelle eine Frage an Sie! Hätten Sie das Bild gemalt, oder, als es mit einem ungeheuren Aufwand von Zeit und Talent gemalt war, der ohnehin so reichen Kirche von Brieslau geschenkt, wenn Sie gewußt hätten, daß Sie nie und nimmermehr Fräulein Clara kriegen, die den Paul Meerfeld liebt?"

Der Maler senkte den Kopf betroffen und versank in Nachdenken.

„Wenn ich offen sein soll," erwiderte er nach einer Pause, „so scheint mich allerdings die Macht der Liebe zu solcher fürstlichen Großmuth verleitet zu haben. Doch — alle Hagel, woher wissen Sie alle meine Geheimnisse?"

„Lassen wir das!" versetzte Bielohlawek. „Antworten Sie auf meine Frage mit einem einfachen Ja oder Nein!"

„Ich glaube, wie es jetzt steht, nein, nein! Es ist mir jetzt tausendmal lieber, daß ich das beste Bild, das mein Pinsel je geschaffen, nicht in einem kleinen Städtchen unter einem Ignorantenhaufen zurückgelassen habe!"

„Ich wußte, daß Sie das einsehen," erwiderte Bielohlawek. „Als Sie Ihr Bild malten, war es mir bereits bekannt, daß Sie Clara nie die Ihrige nennen werden! Es schmerzte mich, daß Sie einer Täuschung ein so großes Opfer bringen, und Sie dauerten mich oft im Herzen, wenn ich Sie von Morgens bis Abends an der Staffelei sitzen sah. Andererseits wußte ich, daß Sie zu ehrenhaft sind, ein gegebenes Versprechen zu brechen. Unter solchen Umständen mußte ich Sie nach Brieslau ziehen lassen. So haben Sie Ihr Schenkungswort erfüllt und dabei Ihr Bild behalten. Wenn Sie mir auch jetzt noch nicht dankbar sind, in ein paar Wochen werden Sie es werden!"

„So ist es?“ erwiderte Volkmer, der die Rolle, die er in Brieslau gern gespielt hätte, jetzt mit anderen Augen ansah. „Sie sind ein Teufelskerl! Es ist um Sie ewig schade.“

„Warum?“

„Weil Sie auf dem besten Wege sind zu Grunde zu gehen — jämmerlich zu enden — vielleicht auch schändlich!“

„Darüber lassen Sie sich kein graues Haar wachsen,“ rief der Vagabund ganz jovial. „Ich bin jetzt Scheernagel, Sie verwechseln mich vielleicht mit einem gewissen Bielohlawek —“

Volkmer mußte lachen und gab es auf, mit diesem Menschen, wie er im Sinne hatte, im Ernst zu reden.

„Brieslau,“ sprach er, „existirt nicht mehr für mich. Ich sende mein Bild nach Wien.“

„Das ist recht!“ rief der Vagabund. „Und mich nehmen Sie mit! Sie wissen nicht, wie wohl mir bei Ihnen ist!“

Volkmer warf einen bedeutsamen Blick auf ihn und senkte, in Nachdenken versunken, die Augen. Nach einer Weile sagte er:

„Es thut mir leid, Ihnen sagen zu müssen, daß wir nicht zusammen bleiben können. Da Sie über alle Brieslauer Verhältnisse unterrichtet sind, werden Sie auch wissen, daß ich dem Dechanten großen Dank schulde und dessen Erbe sein werde. Sein tödtlichster Haß würde mich treffen, wenn er erführe, daß ich noch länger mit Ihnen verkehre, Sie sogar beherberge.“

„Dieser Haß ist begreiflich,“ sagte Bielohlawek, „doch Sie ahnen nicht, wie leid es mir thut, Sie zu verlassen!“

„Narr,“ rief Volkmer, „was habt Ihr bei mir? Ergreift lieber etwas Ernstes und verwerthet die Gaben, die Euch die Natur freigebig verliehen!“

„Sie haben Recht!“ erwiderte der Vagabund mit einer in sich gekehrten Miene.

„Geht weit von hier,“ fuhr Volkmer fort, um die günstige Stimmung des Strolchs zu benutzen, „jedenfalls aus Böhmen hinaus; ich will Euch unter die Arme greifen, daß Ihr ein anderer Mensch werdet. Ich will Euch vorerst die Hälfte des Honorars, das mir mein gerettetes Bild einträgt, schenken!“

„Ich nehme nichts!“ rief Bielohlawek.

„So werdet Ihr," sprach Volkmer, der die Weigerung für eine Phrase hielt, weiter, „für die erste Zeit gedeckt sein, und inzwischen wird es einem unternehmenden Kopfe, wie der Eurige ist, nicht schwer fallen, ein Existenzmittel zu finden, vorausgesetzt, daß Ihr der Bummelei entsagt und einen mannhaften Vorsatz faßt."

„Jedem Andern," erwiderte Bielohlawek, „würde ich in's Gesicht lachen, wenn er so zu mir redete! Ihre Worte aber finden den Riß meines unverbesserlichen Herzens und sickern Tropfen für Tropfen hinein. Mein Leben läßt sich nicht lange so fortführen, es kann ein Tag kommen, an dem mich mein sprichwörtlich gewordenes Glück im Kartenspiel verläßt und ich werde dann zum Bettler oder zum — Diebe. Das muß anders werden — ich habe lange geschwankt — ich bin jetzt fest entschlossen zu heirathen."

„Seid Ihr betrunken?" rief Volkmer, über den seltsamen Ideengang ganz frappirt.

„Es versteht sich," antwortete Bielohlawek, mit erhobenem Finger die Worte erläuternd, „wenn ich vom Heirathen rede, daß ich nur eine Reiche zum Weibe nehme —"

„Ihr seid ein vollständiger Narr!" rief Volkmer ärgerlich. „Ein Abenteurer durch und durch, ein Mensch, der unglücklicherweise alle Geistesgaben nur auf Dinge verwendet, welche ein Dummkopf als seiner unwerth liegen läßt. Ihr seid, was man einen schönen Kerl nennt, aber Ihr werdet zur Einsicht kommen, daß mit dieser Eigenschaft allein heutzutage kein reiches Mädchen zu gewinnen ist!"

„Da kennen Sie, liebster Herr Volkmer, unser Jahrhundert schlecht," erwiderte Bielohlawek, spitzbübisch lachend. „Ich habe eine Braut, eine steinreiche Braut!"

„Macht keine Witze!"

„Ich scherze nicht!" rief Bielohlawek ganz ernst. „Da sehen Sie meinen Verlobungsring!" Er zog einen kostbaren, mit Brillanten besetzten Ring hervor.

Volkmer war sprachlos vor Erstaunen, doch schoß mancher mißtrauische Blick aus seinen Augen hervor, wenn er von der Kostbarkeit auf deren Besitzer blickte.

„Ich heiße Scheernagel," erwiderte dieser, der das Miß-

trauen fühlte, „und dieser Name faßt ein ganzes Programm von Ehrlichkeit, Liebenswürdigkeit und Glück bei den Frauen in sich. Ich scherze nicht, ich kann wahrhaftig eine große Partie machen und bin entschlossen zu heirathen, da ich nicht mehr bei Ihnen sein kann. Hören Sie, wie ich meine künftige Frau gefunden!"

Volkmer war ganz Ohr.

„Um die Zeit," fuhr Jener fort, „als ich noch bei Ihnen als Modell stand, brauchte ich dringend Geld. Sie wollte ich nicht ansprechen, um nicht zudringlich zu erscheinen, und ich dachte mir, daß Sie auch nicht gerade sehr bei Kasse sein möchten. Mein Kopf ist nun aber eine wahre Silbertruhe; so oft ich hineingreife, hole ich die volle Hand heraus. So auch diesmal. Ich brauchte einen Gulden und verschaffte mir zehn. Hören Sie, wie! Ich zog die Franziskanerkutte an und begab mich vis-à-vis zu der alten polnischen Gräfin, welche wegen ihrer Bigotterie wohl bekannt ist. Wie Sie vielleicht wissen, läßt sie Niemanden vor, aber einem Mönch sind bei ihr die Thüren Tag und Nacht offen. Sie fragte mich nach dem Zwecke meines Besuchs, schien ihn aber schon zu wittern, denn sie hielt bereits ihr Portemonnaie in der Hand. Sehr ermuthigt rückte ich gleich mit meinem Anliegen hervor und bat sie um einen Beitrag zum Loskauf von Christen, die in die Sclaverei gerathen sind. Ich war ja selbst ein Christ, der in Sclaverei gerathen war. Nachdem sich die Gräfin über Entsagung, Fasten und dergleichen mit mir unterhalten, händigte sie mir zehn Gulden ein. Ich hatte indeß bemerkt, daß sie ein bedeutsames Interesse für den jungen Franziskaner gefaßt hatte, so zwar, daß ich die Anspielung auf mein Gelübde ewiger Keuschheit für nicht ungerechtfertigt hielt. Das schien ihr nicht sehr zu gefallen, dennoch ersuchte sie mich, bald wiederzukommen, weil sie sich von dem Umgange mit einem so würdigen jungen Priester eine heilsame Wirkung auf ihre Seele verspräche. Ich sagte ihr einen baldigen Besuch zu, und da ich kurz darauf wieder Geld brauchte, hielt ich auch Wort. Nun — was soll ich da lang und breit erzählen — ich kam bald täglich, und endlich entdeckte ich ihr, daß ich nicht dem geistlichen Stande an=

gehöre und die Kutte nur aus Leidenschaft für sie angezogen habe. Ich glaubte, die alte Betschwester werde mich nach diesem Geständnisse aus dem Hause werfen lassen — nein, sie fiel mir um den Hals und schenkte mir diesen Verlobungsring! So steht also die Sache und jetzt frage ich Sie: soll ich die Alte heirathen oder nicht?"

„Da ist guter Rath theuer!" antwortete Volkmer, der während dieser Erzählung oft hell und laut gelacht hatte. „Ihr folgt nicht, und am Ende ist es am besten, wie Ihr es auch macht!"

XII.

Paul Meerfeld, nunmehr reich geworden, kehrte nach Brieslau zurück und fand bei dem Vater seiner Clara einen ganz andern Empfang als sonst. Er führte in der Mitte des Winters die lieblichste Braut heim.

Der unverbesserliche alte Postmeister Böhm blieb nach wie vor bei seiner Gewohnheit, Briefe zu öffnen, und besonders in Wintertagen, wenn er nicht spazieren gehen konnte, widmete er sich seiner Neigung, das in Brieslau ankommende Briefpaquet zu revidiren, ehe er dessen Inhalt an die Adressaten austheilen ließ, mit Leidenschaft. In seinem Büreau, bei verschlossenen Thüren, gab er sich, während der Briefträger draußen wartete, mit Delice diesem aufregenden, süßschwelgerischen Genusse hin.

„Wieder ein Brief von Doctor Elmen an den jungen Meerfeld," sagte Böhm, der alle Handschriften kannte, eines Tages und blies in die Flamme, um das Messer, mit dem er das Siegel löste, zu erhitzen. „Muß doch sehen, was der fortwährend zu schreiben hat."

Der Brief lautete:

„Geehrter Freund!

Ich wurde vorige Woche durch den Besuch Ihres Vaters erfreut, der mir Ihren Brief überbrachte. Seien Sie außer

aller Sorge, die Erbschaftsangelegenheiten wickeln sich rasch und gut ab; in der nächsten Zeit werde ich alle hierauf bezüglichen Documente in Ihre Hände legen können.

Ihr Vater ist förmlich neu aufgelebt. Er nimmt einen jugendlichen Antheil an Allem, was zu seiner Kunst gehört, und blickt auf die Bestrebungen der jüngeren Kräfte mit einem Interesse, das mich rührt. Ich bin ihm seitdem oft begegnet, er wagt sich am Arm Ihrer liebenswürdigen Schwester wieder frisch in die Welt, die ihm so lange verschlossen war und nur Trauriges bot.

Ich sehe öfters in Beider Gesellschaft den Maler Volkmer. Dieser talentvolle junge Mensch macht kein Geheimniß daraus, daß er sich für Fräulein Anna lebhaft interessire. Er scheint den Fehlschlag seiner Hoffnungen, den er in Breslau erfahren, völlig verschmerzt zu haben. Tragen Sie Ihrem ehemaligen Rivalen keinen allzu heftigen Groll nach. Seine Absichten sind offen und gerade. Es dürfte möglich sein, daß Sie einst den als Ihren Schwager begrüßen werden, der erst Ihr Nebenbuhler war. So bunt und seltsam mischt sich das Leben!

Bezüglich des Verkaufs des Arnold Meerfeld'schen Hauses gehe ich Ihrem Vater an die Hand. Es sind bereits mehrere vortheilhafte Anträge da.

Genießen Sie an der Seite Ihrer schönen jungen Frau Ihr junges Glück! Ich freue mich innig, an der Wandlung, die Ihre Verhältnisse erfuhren, meinen Theil zu haben.

Elmen.

Nachschrift.

Eine Nachricht, die Sie interessiren dürfte, muß ich Ihnen noch mittheilen. Der würdige und biedere Postmeister Böhm wird aus mir unbekannten Gründen seiner Stelle entsetzt werden. Ich erfuhr es heute auf der Statthalterei. Ich bedaure den Biedermann und seine Familie!"

Böhm hielt das Blatt, nachdem er diesen Nachsatz gelesen, noch lange in der Hand und starrte die unheilvollen Zeilen an. Als er sich aufrichten wollte, versagten ihm die

Beine den Dienst. Seiner Stelle entsetzt! Er war ein geschlagener Mann!

Kaum daß er die Kraft hatte, den Brief wieder zu schließen und das Siegel, von dem er mit so kunstfertiger Hand vorhin den Abdruck genommen, wieder aufzudrücken! Seine Hand zitterte und Angstschweiß bedeckte seine Stirn. Eine halbe Stunde später lag er schon im Bette, von seiner klagenden Familie umgeben, die ihm mit Hoffmann'schen Tropfen und Wärmflaschen zu Hülfe kommen mußte. Er blieb von der Nachricht, die, wie der geistreiche Leser erräth, nur eine Finte des Advocaten war, um den alten Briefdurchschnüffler empfindlich zu strafen, mehrere Tage krank, und erst nach Monaten namenloser Qual ging ihm ein Licht darüber auf, daß er von dem schlauen Advocaten gefoppt worden sei. Von diesem Tage an verlor das Brieföffnen für ihn viel von seiner Süßigkeit.

Volkmer wurde in der That, wie Elmen es vorhergesagt, Paul Meerfeld's Schwager. Anna, das stille, sinnige Mädchen, trug schon seit langer Zeit eine Neigung für den jungen Künstler im Herzen, und dieser war, als der Zufall sie wieder zusammenbrachte und er vom Zauber, den Clara um ihn gesponnen, frei wurde, besser im Stande, die Vorzüge dieses liebenswürdigen, anspruchslosen Geschöpfs zu würdigen. Als der alte Maler Meerfeld nach Brieslau zurückkehrte, hatte sich Volkmer bereits erklärt. Die Heirath erfolgte im nächsten Frühjahr.

Das Gemälde, das in Brieslau so großen Anstoß erregt hatte, wanderte nach Wien, verursachte dort Sensation und machte Volkmer mit einem Male zum renommirten Manne. Es wurde vortheilhaft verkauft und hängt jetzt in einem niederösterreichischen Kloster. Dort, wo keine Aehnlichkeit mit einem Lebenden störend eingreift, übt das wirklich treffliche Bild volle Wirkung und weckt Andacht in den Gemüthern aller Gläubigen.

Der argberüchtigte Gesell, der zu der Figur des Heiligen gesessen, Bielohlawek=Scheernagel, heirathete wirklich die polnische Gräfin, mit der er auf so eigenthümliche Art zusammengekommen, und reiste ein volles Jahr mit ihr in

Frankreich und Italien umher. Aber das frühere Vagabundenleben hatte ihn für jede stätigere Lebensform untauglich gemacht und nach anderthalb Jahren wurde die Ehe getrennt. Scheernagel vergaß nicht, sich eine lebenslängliche Rente auszubedingen und ließ sich mehrere Termine auszahlen; in letzterer Zeit ist der seltsame Mensch verschollen und verschwunden.

Der Dechant von Brieslau trauerte noch lange über den Verlust, den er durch die Verzichtleistung erfahren. Er machte auch heftige Opposition gegen Volkmer's Verbindung mit einem Hause, das er nur um so bitterer haßte, seitdem seine erbschleicherischen Intriguen mißlungen. Es half nichts, Volkmer ging zur Partei der Gegner über. Inzwischen hat das Schicksal die seltsame Absicht gehabt, dem alten Intriguanten Alles, was er verloren, wieder zu vergüten. Er wußte sich die Gönnerschaft des Erzbischofs zu erobern und nimmt jetzt eine hochbegünstigte Stellung ein.

Als wieder einmal das Kirchenfest in Brieslau gefeiert wurde, sagte Paul Meerfeld zu seiner jungen blühenden Frau, die ihm am Tische gegenüber saß: „Wie unerwartet, liebes Herz, ist doch Alles gekommen! Wie war Dein Vater gegen unsere Heirath! Ich selbst hoffnungslos, und Du, trotz all' Deines Muthes und all' Deiner Treue, nahe daran, einem Manne, den Du nicht liebtest, die Hand reichen zu müssen!"

Clara schlang ihre Arme um den Gatten und küßte ihn, ohne ein Wort zu reden.

„Sehe ich, wie Alles gekommen," rief der Glückliche, „so dünkt es mich ein Märchen! Das völlig Ungereimte und Unvernünftige ist eingetroffen! Und was hat das Wunder bewirkt, daß wir einander haben? Ein heilloses Subject mußte auf einem Heiligenbilde erscheinen —"

„Ach, keine Lästerung!" rief Clara. „Hab' ich nicht so oft zu unserem Kirchenpatron gebetet? Täglich ging ich in die Kirche, täglich —"

„Nun, so hat es der Heilige selbst so gefügt," rief der junge Ehemann. „Ich nehme das Glück, von wem es auch komme!"

Der Müller vom Höft.

Dies ist die irď'sche Welt, wo Böses thun
Oft löblich ist und Gutes thun zuweilen
Schändliche Thorheit heißt.

Shakespeare.

Unusquisque tantum juris habet,
quantum potentia valet.

Spinoza. tract. polit. c. 2.

I.

Der Küster stand im Thurme und zog mit aller Macht die Glocke, daß ihr schwerer Schall weit hinaustönte in das Land, das in seinem ersten Frühlingskleide wellenförmig bis an das Meer hingebreitet dalag. Die Sonne war aufgegangen und beschien mit hellen Strahlen die Dächer der alten Stadt Nienburg, aus deren Thor sich eben ein schwarzer Zug hinausdehnte, so lang und breit, als wolle die Stadt auswandern bis auf den letzten Mann.

Ein Wagen, der einen Abhang rasch hinabgefahren, mußte plötzlich, knapp vor der Brücke bei den Weiden, stillhalten unter anderen Fuhrwerken und Menschen, die schon früher dagewesen und nun warten mußten, denn der Gerichtsdiener Süpple, den Dreimaster martialisch aufgepflanzt, ging, mit dem Stocke Ordnung haltend, umher und ließ Niemand vor, bis der Zug vorüber. Plötzlich waren die Bäume am Wege wie mit einem Zauberschlage mit Gassenbuben bevölkert, die wie Affen lärmten, und ein Geräusch von Stimmen erscholl, durchmischt von Pfeifen und Zischen. „Sie kommen — er kommt!" hieß es von allen Seiten.

Vom Rathhausthurme begann das Sterbeglöcklein zu läuten.

Der Mann, dem das „er kommt" galt, war kein Anderer als der Henker, der zu Pferde saß und von einem Trupp Reiter begleitet war. Er trug eine rothe Weste, eine Pelzmütze, einen Rock mit Schnüren verbrämt und schwarze Tuch-

hosen, die in hohen Stulpstiefeln staken. Im scharfen Trabe kam er daher, von Aller Blicken verfolgt, bis er in einer Staubwolke verschwand.

Der stattliche Müller Reinbacher beugte sich aus seiner Kalesche hervor und sagte zu seinem Knechte, der, um besser zu sehen, sich auf den Kutscherbock gestellt hatte: „So komme mir noch einmal, Wendelin! Darum also hast Du Dich in der Zeit geirrt und bist nun wie toll den Berg hinuntergefahren, daß es uns das Leben hätte kosten können? Sieh, wie die Pferde schwitzen, Tollkopf!"

„Verzeiht, bester Herr," antwortete Wendelin, „um Alles in der Welt hätte ich das nicht versäumen mögen. Hab' ich es doch in meinem Leben nie gesehen!"

„Wär' wohl auch kein Schaden, wenn Du's nie gesehen hättest," erwiderte der Müller. „Ich meinerseits wäre am liebsten von der ganzen Geschichte weggeblieben."

„Ihr wolltet doch auch Euern Anwalt aufsuchen?" meinte der Knecht.

„Nun gut, gut," sagte der Müller, „jetzt sind wir einmal da. Sieh nur zu, daß wir gut durch das Gedränge kommen."

Der Gerichtsdiener, der noch kurz zuvor ein paar Handwerksburschen mit furchtbar strenger Miene zurückgewiesen, trat an den reichen Müller ehrerbietig heran und rückte den Hut. „Auch hieher gekommen, das Schauspiel mit anzusehen, Herr Gevatter?"

„Der Wendelin hat's gewollt, da muß ich mich schon fügen," erwiderte der Reinbacher gutmüthig.

„Ja, ja, es ist ein recht ergreifendes Schauspiel," sagte der Gerichtsdiener, „und man bekommt da einmal wieder eine rechte Idee von der Größe und Herrlichkeit menschlicher Gerechtigkeit. Jungen Gemüthern ist das wohl zu gönnen. Ich sage, es schreckt die Bösen ab und befestigt die Guten. O, es ist ein großes Schauspiel! — — Wendelin," fuhr der Gerichtsdiener leiser fort, „noch ein Stückchen darf Er vorfahren — aber nicht zu weit; wird auch von hier Alles recht gut ausnehmen können."

Der Wagen fuhr im Schritt weiter.

„Es ist eigentlich gar kein übler Mensch, den sie da judiciren — ungefähr dreiundzwanzig Jahre alt — und couragirt ist er, als ging' es zur Kirmeß. Würde einen prächtigen Soldaten abgegeben haben! Gestern Vormittag hat er ein paar Stunden mit dem Geistlichen zugebracht, ist dann im Gefängniß herumgegangen, hat mit Appetit gegessen und der Kerkermeister hat ihn noch pfeifen hören. Sein größter Kummer war heute, daß er in seiner grauen Gefangenjacke zum Galgen soll, wo er sich dabei so vielen Menschen zeigt."

So schwatzte der Gerichtsdiener, vertraulich an den Wagen gelehnt, mußte sich aber plötzlich entfernen, denn der Zug war da.

Der Henkerkarren fuhr nicht gerade so schnell, als daß man den Delinquenten nicht genau in Augenschein hätte nehmen können. Er war in der That ein hübscher junger Mann, bleich, mit kurzem schwarzen Haar, kräftig und schlank gebaut. Seine Lippen kräuselte ein, wohl nur künstlich aufrecht erhaltenes Lächeln — denn seine großen, schwarzen, funkelnden Augen waren mit verzehrender Unruhe auf einen dunkeln Punkt gerichtet, der auf einem der Gipfel des benachbarten Hügelzuges sichtbar war. Ein Geistlicher, der ihm zur Seite stand, sprach zu ihm, gewiß ohne daß er viel davon hörte.

Ein Piquet Dragoner mit blanken Kürassen, die Zöpfe frisch gewichst, umgab den Wagen. Sie hatten die Degen gezogen und saßen mannhaft auf ihren stattlichen Holsteinern. Unmittelbar hinter ihnen schloß sich die Menge compact zusammen, und die ganze Masse schob, drängte, wälzte sich vorwärts, um bei der Execution mit anwesend zu sein. Wendelin blickte mit Wehmuth auf die Vorrückenden und schien zu rufen: „Wär' ich mit dabei!"

Der Müller verstand seine Geberde und sagte: „Seltsame Neugier, die ich nicht begreife! Indessen, Wendelin, wenn es Dir eine so große Freude macht, einen Menschen hängen zu sehen, so steige aus. Ich komme auch allein zum Anwalt. Im „Hirsch" finden wir uns."

Der Bursche sah seinen Herrn groß und freudig an und

händigte ihm rasch die Zügel ein. Mit einem Sprunge war er vom Bocke herab und war, während der Müller seinen Wagen in die Stadt lenkte, bereits in der Menge verschwunden.

Der Advocat war zu Hause, aber die Nachrichten, die er dem Müller gab, taugten wenig. Es zeigte sich wieder, welche mächtigen Feinde dieser reiche und stolze Mann im Rathe der kurfürstlichen Regierung habe.

Unmuthig kam Reinbacher nach langen Verhandlungen im Wirthshause „zum silbernen Hirsch", dem Rathhause gegenüber, an, wo ihn Wendelin bereits erwartete. Die Wirthin, eine volle, noch gut aussehende Frau, begrüßte Reinbacher auf's Freundlichste und wies ihm vor einem gedeckten Tische den besten Platz an. Aber der Müller war düster und wortkarg. Wendelin, der den Kopf von Allem voll hatte, was er gesehen, wollte fortwährend eine Rede beginnen und hätte am liebsten Alles haarklein erzählt, aber er sah seinen Herrn in schlechter Laune und schwieg verlegen.

Allmählich füllte sich die Stube mit Gästen. Der Morgen war nun doch einmal durch das Tagesereigniß unterbrochen, und die aufgeregten Geister forderten einen Trunk. Der Krämer, der Küster, der Posthalter, der Bäcker, lauter Bekannte des Müllers, traten herbei, und das Gespräch über die Hinrichtung ward allgemein. Reinbacher konnte, so unlieb es ihm war, die Ohren der brennenden Tagesfrage doch nicht verschließen, und wurde zuletzt in den Strudel der Meinungen hineingerissen.

Merkwürdigerweise stellten alle älteren Leute, die den Kornergeorg als Kind gekannt haben wollten, die Ansicht auf, daß sie ihn eines Verbrechens, wie eines Raubmordes, nimmermehr für fähig gehalten hätten. Dazu trat noch der Umstand, daß in der Führung des Processes allerlei kleine Willkürlichkeiten begangen worden waren, was von den erwähnten Personen als eine Bestätigung aufgefaßt wurde, daß der Hingerichtete, wenn auch nicht schuldlos, doch ein Verbrecher aus Leidenschaft und heißem Blute gewesen. Als sich die Meinungen ziemlich einmüthig nach dieser Seite geneigt

hatten, erhob der Müller nach längerem Stillschweigen die Stimme und sagte:

„Es ist schlimm, wenn es so ist; aber wäre das Gericht auch genau nach dem Buchstaben des Gesetzes vorgegangen, eine Barbarei bleibt es doch, einen Menschen, und zwar einen so jungen Menschen, der kaum das zwanzigste Jahr überschritten hat, dem Henker zu überliefern. Ist denn keine Aussicht da, daß man einem solchen durch Belehrung und Anleitung zum Besseren das Herz zurechtsetze? Muß man ihm gleich den Kopf abschlagen? Das ist noch der alte Spruch: Aug' um Aug', Zahn um Zahn, der dem altjüdischen Gesetze angehört; eine spätere Zeit denkt bereits milder, und schon Ezechiel sagt: Gott will nicht den Tod des Sünders, er will, daß er sich bessere."

„Ihr seid also im Allgemeinen gegen die Todesstrafe, Meister?" rief der Krämer herüber. „Von einem so gescheidten Manne, wie Ihr, nimmt mich das Wunder."

„Ich bin gegen die Todesstrafe," erwiderte Reinbacher. „Sie ist eine Gewaltthat, sie ist nicht der Gerechtigkeit entsprungen, sondern der blinden Wuth und Rache der Menschen. Den Ermordeten bringt es nicht wieder zum Leben, daß man ihm den Mörder nachschickt, und daß an einem Menschenleben gefrevelt ward, ist kein Grund, daß man an des Frevlers Leben freveln dürfe. Vor zweitausend Jahren, wie ich in einem Buche gelesen, wurde der Mord von den Verwandten des Todten an dem Thäter mit dem Dolche gerächt. Jetzt stellt man einen Henker an, und der thut es, für die Verwandten, mit kaltem Blute, wie ein Holzspalter, der auf einen Holzblock losschlägt. Ich nenne das abscheulich!"

Der Müller hatte kaum zu Ende gesprochen, als gegen solche Milde und solchen Freisinn eine allgemeine Opposition los brach. Die Humanität, die die Todesstrafe verwirft, ist nämlich von neuestem Datum, und dem verflossenem Jahrhunderte, in welchem noch die Tortur und das Rad im Dienste der Gerechtigkeit arbeiteten, war sie geradezu fremd. Alles kam darin überein, daß, wer Blut vergießt, es wieder mit seinem Blute sühnen müsse.

Aber der Müller, wiewohl nur ein schlichter, einfacher

kommenheiten zusammengesetzt, richten strenger als Gott, der Vollkommene. Dieser kennt nur abbüßbare Schulden; der Mensch tödtet und spricht damit ein für alle Mal über ein Verbrechen ab. Täglich," schloß der Müller, „beten wir: führe uns nicht in Versuchung. Habt Ihr wohl einmal nachgedacht, was eigentlich diese Worte bedeuten? Sie sagen: zeige uns nicht, wessen wir in gewissen Lagen fähig sind, stell' uns nicht auf die Probe! Darum mahnt auch das Wort Gottes fortwährend zur Milde; und es ist ein gar selten schöner Spruch, jener Spruch im Briefe an die Römer: „Die Rache ist mein, ich will vergelten!" spricht der Herr."

Der Müller, der alles dies mit volltönender Stimme und der Ruhe und Zuversicht eines energischen Bewußtseins gesprochen, schloß seine Rede und stand auf. Der Stadtschreiber aber sagte höhnisch: „Nun, dieser Spruch kann bei dem Kornergeorg noch immer in Erfüllung gehen. Zu dieser Stunde steht er bereits vor dem ewigen Richter, und der mag's ihm vergelten, wenn ihm die irdischen Richter zu weh gethan haben sollten. Ich glaube es nicht, und damit Punktum."

Er hatte mit diesem Worte die Lacher auf seiner Seite.

II.

Als der Müller Reinbacher das Wirthshaus „zum silbernen Hirsch" verließ und in seinem Wagen davon fuhr — es war eine stattliche, himmelblau angestrichene Kalesche, und zwei sechzehn Faust hohe, stämmige wohlgenährte Müllerpferde waren davorgespannt — dunkelte der Abend bereits. Schwere, an den Rändern noch vom Wiederschein der Sonne tiefroth funkelnde Wolken lagerten im Westen, und der diesen Gegenden eigene, räthselhafte Heerrauch zeigte sich in den tieferen Gründen und legte sich beklemmend, fast erstickend auf die Brust. Alles war still. Nur zu Zeiten ließ sich von fern das heiße Geschrei des Wachtelkönigs vernehmen, der in einem

Saatfelde hin und her lief. Schweigend fuhren Herr und Knecht durch eine eintönig ebene, fast düstere Landschaft. Am Ende des Gesichtskreises lief ein langer Höhenzug hin, baumlos und kahl, aus unfruchtbarem Sandsteingeröll bestehend, öde wie Golgatha. Auf einem der Gipfel desselben war der Richtplatz.

Mit jedem Schritte kam der Wagen diesem Punkte näher. Wendelin, die Zügel starr in der Hand haltend, blickte ununterbrochen hin. Seine jugendlich rege Einbildungskraft war von dem Galgen, der ganz undeutlich in der Ferne zu sehen war, wie gefesselt. Er sah im Geiste den Todten hoch oben hängen, ganz so, wie er ihn am Morgen gesehen, mit halboffenem Munde, dem bis an die Achsel herabfallenden Kopfe, an dem dünnen, doch festen Strange, mit gefesselten Händen, in deren Gelenke die Stricke tief einschnitten. Er schauderte zuweilen zusammen und drehte sich nach dem Müller um, wie um bei ihm Muth zu holen, ohne ein Wort zu sagen, da er von ihm nur Vorwürfe über seine Neugier von heute Morgen erwarten konnte.

„O, hätte ich den verwünschten Kerl gar nicht gesehen!" sagte er still zu sich selbst, „der wird mich noch plagen. Weiß Gott, den sehe ich noch lange auf Schritt und Tritt. Ich werde mich heute Nacht gar nicht in die Bodenkammer wagen."

Während dies in Wendelin's Gemüth vorging, beschäftigte den Müller derselbe Gegenstand, nur in anderer Weise. Die düsteren Eindrücke des Tages traten mit Lebhaftigkeit in ihm hervor, und weckten das schlummernde, ernste, tiefsinnige Wesen in seiner Brust. Seine sonst gleichmäßig heitere Laune ging in diesem Brüten unter. Als er die Richtstätte in der Ferne erblickte, tauchte plötzlich der Gedanke in ihm empor: er wolle den Gehenkten ansehen.

„Bin ich doch, bei Gott," sagte er zu sich, „weit kindischer, als Wendelin. Ich mache mir Vorwürfe im Stillen — und doch möchte ich ihn sehen..."

Die Lust nach dem Gespenstigen, Todten, dem Leben Fremden und Feindlichen siegte in ihm. Welchen vernünftigen Gedanken er auch gegen sein Vorhaben anführte, wie zwecklos

er auch den abseits liegenden Weg zur Richtstätte nannte, wie eitel, unnütz, ja abscheulich ihm auch seine Neugier vorkam, er konnte sich von der seltsamen Lust nicht losringen, die sich einmal hartnäckig und rückhaltslos, wie Alles in ihm, seiner bemächtigt hatte.

Er mußte den Kornergeorg sehen. Das stand endlich bei ihm fest.

Der Wagen kam inzwischen dem Galgenhügel sehr nahe. Da rief Wendelin zusammenschaudernd:

„Heiliger Himmel, da steht der Galgen, und der Mensch hängt noch immer!"

„Halt an!" antwortete der Müller, „wir wollen ihn uns jetzt ganz bequem ansehen."

„Ansehen?" sagte Wendelin von Furcht gepackt. „Ich wollte, ich hätte ihn nie gesehen. Ihr aber spaßt —"

„Das fällt mir nicht ein," erwiderte der Müller trocken und sprang aus dem Wagen. „Bleib Du indessen hier. Du hast Angst und ich verdenke es Dir nicht."

Ehe Wendelin eine Antwort fand, war der Müller schon auf dem Wege. Jener sah dem Herrn verdutzt nach, bis dieser in dem schmalen gewundenen Wege des Sandhügels verschwand.

„Der hat Courage," sagte Wendelin zu sich. „Ich fürchte mich hier beinahe. Es ist aber auch so einsam rings herum, so öde. Und sieh da — sieh da — da kommen schon ein paar Raben gezogen! Gott, wenn nur mein Herr schon wieder da wäre!"

Er ging zu den Pferden, streichelte sie und begann sie anzureden, wie um einigen Muth zu erlangen.

Eine gute Weile verstrich. Da kam der Müller wieder.

„Da kommt er," sagte Wendelin zu sich. „Gottlob! Aber wie hastig er läuft! Er hat wohl recht Angst! Wie will ich ihn auslachen — aber nicht hier, erst zu Hause!"

Er schwang sich schnell auf den Kutschbock, damit er, sobald der Müller eingestiegen, gleich weiter fahren könne, um nur sobald als möglich weiter zu kommen.

„Wendelin! Wendelin!" rief der Müller, einen Büchsen=

schuß weit entfernt und beim Abenddunkel kaum zu erkennen, seinem Knechte entgegen.

„Was giebt es?“ schrie Wendelin, von einem fast abergläubischen Entsetzen ergriffen, und sprang vom Wagen herunter — doch blieb er stehen, die Füße wollten ihn nicht tragen. Die Eile seines Herrn, seine Rufe kündigten ihm etwas Entsetzliches an.

„Was kommst Du nicht?“ donnerte ihn der Müller aus nächster Nähe an. „Der Mensch da oben — der Mensch ist nicht todt — er lebt!“

„Was Euch doch einfällt!“ antwortete Wendelin, aus Schrecken in einer anfahrenden Weise, sich vor seinem Herrn ängstigend.

„Ich sage Dir, er lebt,“ rief der Müller, „und ich habe ihn abgeschnitten.“

„Ihr seid von Sinnen!“ schrie Wendelin. „Ich laufe Euch davon.“

„Hasenfuß!“ rief der Müller und faßte Wendelin mit seiner riesigen Hand. „Der Mensch ist noch am Leben, ich sah und fühlte ihn zucken.“

„Nun, so ist's gut,“ sagte Wendelin, „er ist abgeschnitten und wird zu sich kommen. Fahren wir nach Hause!“

Indem er das sagte, wollte er abermals auf den Kutschbock steigen. Der Müller wies ihn mit den Worten zurück:

„Eine Fügung Gottes hat mich dort an den Richtplatz hinaufgesandt. Komm mit, wir wollen den Menschen holen und ihn heimbringen.

Diese Worte betäubten Wendelin. Er stotterte kleinlaut und angstvoll:

„Bedenkt Euch — rührt nicht an, was des Henkers ist —“

Da sagte der Müller voll Nachsicht mit solcher Schwäche: „Die Zeit ist kostbar. Der Gedanke würde mich Zeitlebens foltern, daß ich einen Mitmenschen in Todesnöthen wußte und ihm nicht beisprang. Ich gehe allein.“

Er sagte es und ging in der Richtung zum Galgen mit großen Schritten fort.

Wendelin ging ganz trostlos zurück. Eine dämonische Furcht lastete erdrückend auf seinen Nerven. Er wußte nicht,

ob er an eine Gespenstererscheinung glauben, oder seinen Herrn für verrückt halten solle. Im ersten Augenblick wollte er mit den Pferden davonfahren, besann sich wieder, wollte seinem Meister nachrennen und ihn zurückhalten, oder, wenn es sein müßte, mit ihm hinaufgehen, denn es schien ihm nirgendwo so schrecklich, als da, wo er sich allein befand. Er lenkte den Wagen von der Straße ab, band die Pferde an einen Baum an und begann dem Müller aus Leibeskräften nachzulaufen. Neben der Furcht, die ihn zu diesem Entschlusse gebracht, wirkte offenbar, jedoch ihm selbst ganz unklar, eine innige Anhänglichkeit und bis zur Aufopferung reichende Treue zu seinem Herrn mit. Am Fuße des Galgenberges holte er den Müller ein.

„Bester Herr!“ rief er athemlos, „kehrt mit mir um. Der Mensch dort oben ist gerichtet, und wie — und wann er stirbt — ist gleich.“

„Pack' Dich,“ fuhr der Müller Wendelin zornig an, „ich brauche Dich nicht, närrischer Junge!“

Wendelin blieb das Wort im Munde stecken. Er hatte einen Ton des Zornes wahrgenommen, den der Müller selten, aber nie vergeblich anschlug. Er folgte still und ängstlich, bis er auf dem Gipfel stand.

Dort angekommen, eilte der Müller auf den Körper zu, der unter dem Galgenbalken hingestreckt dalag, begann ihn zu reiben und Gesicht und Augen von Zeit zu Zeit anzuhauchen.

Es bedurfte langer Sammlung, ehe Wendelin ganz nahe trat. Er sagte leise: „Nun, nun! Hoffentlich seht Ihr es jetzt ein. Der Mann ist todt und alle Aerzte der Welt können ihm nicht helfen.“

„Er ist nicht todt!“ rief der Müller. „Er kommt zu sich, er lebt. Hieher — lege die Hand an sein Herz! Rasch in den Wagen mit ihm, in der Mühle wird er besser zu retten sein.“

Er ergriff den Gehenkten unter den Achseln, und Wendelin, von seines Herrn Blick und Stimme zu blindem Gehorsam gezwungen, faßte ihn bei den Füßen.

So trugen sie ihn langsam hinab.

Und in der That, es war Alles so, wie der Müller gesagt — der Mensch lebte. Schon auf der Heimfahrt entwand sich ein leises, dumpfes Stöhnen seiner Brust. Er zitterte kaum merklich an den Händen. Nach einer kleinen Stunde erreichte der Wagen die einsam stehende Mühle.

III.

Die Mühle Reinbacher's, die Mühle am Höft*) genannt, stand auf einer Insel, die der mächtige, stolze Strom, die Weser, in seiner Krümmung zwischen Nienburg und Hoya bildet. Kam man von Nienburg die Straße daher, so sah man zuerst den Strom in zwei beinahe gleich große Arme auseinander weichen. Weiter hinauf kam man damals zu einem Wehr, welches schräg durch den linken Flußarm hindurchgelegt war, einem langen Bau aus übereinander gestellten Holzrosten, und nun zeigte sich die Insel, lang, schmal und niedrig, von Pappeln und Erlen umsäumt, in deren Mitte, im Sommer kaum durch die Wipfel sichtbar, die Mühle stand. Eine Brücke, dort angelegt, wo der Arm sich bereits zurückkrümmte, führte zu ihr hinüber.

Auf der Insel selbst war Platz genug für eine Mahlmühle und die dazu gehörige Bretsäge. Die erstere war ein sehr ansehnliches Gebäude. Drei mächtige, schwarze Räder, oberhalb mit einer Bedachung versehen, tummelten sich kräftig. Der Hofraum vor dem Hause war nicht übergroß, doch geräumig genug, daß die Mühlgäste mit ihren Getreidefuhren bequem zufahren, abladen und umkehren konnten. Tauben flatterten ab und zu, Hühner gackerten, von früh bis spät war's auf dem Hofe lebhaft. Vorräthige Stämme, Klötze und Breter bildeten die Staffage rechts und links vor der

---

*) Der Höft heißt in der Schiffersprache eigentlich die hervorspringende Spitze des Landes, womit der Wasserstrich abgewiesen wird.

Bretsäge, aus bloßem Sparrwerk erbaut, die am sogenannten wüsten Gerinne arbeitete. Zur Mühle selbst und zur Wohnung Reinbacher's führte eine alterthümliche, aus Stein gehauene Thüre, der Zugang war mit Mühlsteinen gepflastert.

Zwei große Räume stießen an die Mahlstube. Nach hinten zu lag die Knappenstube, eine Werkstatt mit allem Geräthe, dessen ein Mühlenbauer, Tischler oder Holzgeschirrbauer benöthigt, nach vorn, mit der Aussicht auf den Hof lag die Wohnung des Müllers. Doch diese beschränkte sich nicht auf dieses Zimmer allein. Eine Reihe von Kammern war oberhalb der Mahlstube und über dem Steigwerk angebracht. Ein hölzerner Gang lief außerhalb des gemauerten Theils der Mühle frei über die Schleußen und das ganze sogenannte Wassergebiet, und communicirte mit der Stube des Müllers durch eine kleine Treppe. In diesen Kammern hatte einst die reiche Frau Sibylla, des Müllers Mutter, gewohnt; da ihr Sohn ein Hagestolz geblieben, standen sie leer und waren nur bestimmt, das mannigfache Gut zu wahren, das ihm von ihr überkommen war. So deutete Alles im Hause auf Wohlhabenheit, uralten Bestand und vielfach ererbten Besitz; die drei alten schwarzen Räder aber, die so thätig Tag und Nacht arbeiteten, kündeten so zu sagen unausgesetzt mit ihren Schaufelzungen das Lob des Mannes, der so treu, kräftig und von allen Nachbarn geachtet im Hause waltete.

Und doch sollte dies Alles, wenn es nach der Ansicht des Landesherrn ging, kein Jahr mehr bleiben, sondern wie mit einem Tuche weggewischt werden. Schon lange war die Regierung der Ansicht, das Wehr am Höft müsse fallen und somit auch die Mühle, der linke Arm des Flusses müsse schiffbar werden, wie der rechte. Es hieß, die Interessen der längs des Arms gelegenen Ortschaften forderten es. Man würde, hieß es ferner, falls gehörige Baggerungsarbeiten vorgenommen würden, auf dieser Seite eine kürzere und bessere Wasserstraße gewinnen, als drüben. Schon vor sechs Jahren war dem Müller der Antrag gestellt worden, seine Mühle zu verkaufen, er hatte sich dessen geweigert. Neue Anträge liefen ein. Der Müller stützte sich darauf, daß seine Mühle seit Menschengedenken dastehe und seit undenklicher Zeit im Besitz

seiner Familie sei. Ein Proceß begann, ein Proceß um's Wehr; der Müller vertheidigte den Rechtsboden, auf dem er fußte, Schritt für Schritt. Nun war ihm zuletzt mit Anwendung des Expropriationsrechtes gedroht worden. Der Kampf verstimmte ihn oft tief, aber er wurde nie an sich irre, entschlossen, nur der Gewalt zu weichen und mit allem Nachdruck das Haus zu vertheidigen, das seine Vorfahren gebaut.

So viel von dem, was vor dem Zeitpunkte lag, an welchem unsere Geschichte anhebt. Wir fahren nun, nachdem wir dies vorausgeschickt und auch von der Lage der Mühle und ihren Räumlichkeiten etwas genaueren Bericht gegeben, um so sicherer in unserer Erzählung fort.

Der Raub des Gehenkten — oder soll man sagen seine Rettung — war glücklich von Statten gegangen. Niemand, außer Wendelin, wußte, daß ein fremder Mensch in die Mühle gekommen war, und nun im hinteren Zimmer schon den zweiten Tag wohne. In der That hatte Wendelin mit großer Gewandtheit die Knechte und Mägde zu beseitigen gewußt, und so war der unheimliche Gast in die Mühle auf's Heimlichste hineingeschmuggelt worden. Dort wurde er mit Speise und Trank auf's Beste versehen, und erhielt einen vollständigen Anzug aus des Müllers alter Garderobe. Die Kleidungsstücke, die er am Galgen angehabt, und die aus Hemd, Beinkleid und Socken bestanden, wurden auf den ausdrücklichen Befehl des Müllers von Wendelin im Ofen verbrannt, weniger aus Vorsicht, als um eine abscheuliche Erinnerung zu vernichten.

Die Erklärung, die der Kornergeorg dem Müller über das Verbrechen gab, das ihn an den Galgen gebracht, war nun freilich eine, die ihn großentheils rein wusch. Er gestand, daß er mit der Frau des Fuhrmanns Lorenz in verbotenem Umgange gestanden, das Geld aber, das man bei ihm gefunden, habe er von ihr selbst erhalten, nicht dem Fuhrmanne geraubt. Seien nicht die Straßen voll Marodeurs und Nachzügler des Krieges? Er selbst sei unter einem Vorwande früher aus dem Kruge weggegangen, um noch eine Stunde mit der Frau, die er sehr geliebt, zusammen zu sein. Den

Fuhrmann aber müsse Jemand, den er unterwegs auf seinen Wagen habe aufsteigen lassen, auf diesem Wagen selbst ermordet und bestohlen haben. Sein Unglück sei, daß er von seiner frühen Rückkehr nach Hause nichts sagen dürfe, und damit der Frau nur schaden würde, ohne sich selbst zu helfen. Manchem Fußgänger sei er auf diesem Wege begegnet, habe sich aber vor Jedem im Gebüsch, das den Weg einzäunte, versteckt, damit dem Fuhrmanne nichts berichtet werde. So habe er sich selbst um jeden Entlastungszeugen gebracht. Ein Zusammentreffen von Umständen habe ihn tückisch dem Henker überliefert.

„Das hört sich ganz gut an," sagte Wendelin, als der Kornergeorg mit seiner Vertheidigungsrede fertig geworden war, „aber Ihr habt doch den Mord des Fuhrmannes selbst zuletzt eingestanden!"

Ueber das Gesicht des Maleficanten fuhr ein böses Lächeln, und er sagte: „Ja, aber wo? In der Torturkammer! Was würdet Ihr nicht gestehen, wenn man Euch die Knochen aus dem Leibe herausdrehte? Daß Ihr mit des Teufels Großmutter gestern zusammen gewesen! Habt Ihr von der Leiter gehört? Könnt Ihr Euch einen Begriff machen, wie Einem ist, wenn sie die Kugel des Oberarms aus den Höhlen hervorzerren? Redet nicht von Dingen, die Euch nichts angehen und von denen Ihr nichts versteht. Ich bin nur dem Müller Antwort schuldig, nicht Euch."

Wendelin biß sich in die Lippen und rückte mit dem Stuhle. Der Müller war noch in die Erzählung vertieft und sagte: „Nun weiß ich noch weniger als je, ob ich einen Unschuldigen gerettet, oder einen Verbrecher befreit habe. Doch meiner Handlungsweise sei das gleich. Ich traf Euch und wurde Euer Retter, und bereue nichts. Ihr habt dem Tode in's Gesicht gesehen und seid ohne Zweifel willens, ein anderer Mensch zu werden. Ich wäre kein Christ, wenn ich Euch dazu nicht behülflich sein sollte."

„Und was denkt Ihr mit mir zu thun?" fragte Kornergeorg. „Wenn sie mich finden, sie lassen sich nicht die Mühe verdrießen, mich noch einmal zu hängen!"

„Mein Entschluß ist gefaßt," erwiderte der Müller.

„Morgen gegen Abend bringe ich Euch nach Bremen. Ich weiß, daß ein Schiff dieser Tage die Anker nach den ostindischen Besitzungen der Holländer lichtet, um Angeworbene dorthin zu transportiren. Ich bin mit dem Steuermann bekannt. Es kostet mich nur ein Wort, und Ihr kriegt ein Handgeld und werdet holländischer Soldat. Da ist für Euch gesorgt, da kennt Euch Niemand.“ —

Der Kornergeorg kratzte sich heftig den schwarzen kurzgeschorenen Kopf und leerte hastig das Glas.

„Ostindien! Ostindien!“ rief er, „das ist das Land, wo man Pageien und Affen und Meerkatzen zu sehen kriegt, ohne daß man dafür einen Kreuzer zahlt! Das ist allerdings ein Vortheil; aber das Land ist teufelmäßig weit; man ist wie aus der Welt — offen gesagt, alles Andere wäre mir lieber.“

„Wohin wollt Ihr?“ fragte der Müller. „Glaubt Ihr nicht, die Polizei spürt Euch auf, wenn Ihr einfach über die Grenze in den Nachbarstaat hinüber flüchtet? Glaubt mir, mein Plan ist gut, glaubt mir!“

„Die Reise nach den holländischen Besitzungen,“ warf der Kornergeorg hin, „wäre sehr schön. Doch, wie ich gehört habe, ist das Klima dort mörderisch. Soll ich dem Henker entgangen sein, um dem gelben, grünen oder schwarzen Fieber zu unterliegen?“

„Meister!“ rief Wendelin dazwischen, „Ihr seid der edelste Mensch! Wenn der da es nicht erkennt, wie schön Ihr an ihm handelt, so verdient er wahrlich, daß sie ihn wieder fangen. Wißt Ihr wohl, Bursche,“ fuhr er, zum Kornergeorg gewendet, fort, „daß der Meister hier, indem er das Gesetz hintergangen und Euch, dem Verfehmten, zur Flucht verhilft, sich einer großen Strafe aussetzt? Wollt Ihr ihm auf dem Halse sitzen bleiben, oder gar Conditionen machen, wie es Euch am bequemsten? Ihr dankt dem Manne das Leben, Ihr dankt's ihm einst, wenn Ihr wieder ein ehrlicher Kerl werdet. Wahrlich, kein Mensch weit und breit hätte ein Gleiches an Euch gethan. Küßt ihm die Hände, er verdient es, und morgen sei die Losung: Auf's Schiff und den Soldatenrock angezogen!“

„Fahrt nur nicht so über mich her!“ rief der Kornergeorg, dessen Ton bisher immer kühl war, im Affect Wendelin an, während ein böser Blick aus seinem Auge hervorblitzte. „Ihr wißt, daß ich unschuldig gehängt worden wäre, wenn sich nicht Gott meiner erbarmt hätte. Ja, ja, Gott; der Müller ist nur das Werkzeug in einer höheren Hand gewesen. Habt Ihr je gehört, daß etwas Aehnliches vorgekommen? Was ist noch ein Wunder, wenn das, was ich erlebt, keins ist? Mischt Euch nicht in's Gespräch, ich habe es mit dem Müller zu thun, nicht mit Euch. Ihr habt mich nicht gerettet. Wäre es nach Eurem Kopfe gegangen, so war ein Unschuldiger gehängt.“

„Verzeiht ihm,“ meinte der Müller begütigend, „er wollte Euch keine Kränkung anthun.“

„Das fehlte auch noch!“ sagte Kornergeorg. „Von ihm ließe ich es mir nicht gefallen. Ich bin wohl auch nur ein Knecht, aber Gott hat mir einen guten Kopf verliehen. Wer weiß, was aus mir geworden wäre, wenn das Unglück nicht von Kindheit an hinter meinen Fersen her wäre. Vielleicht ist es jetzt mit meinem bösen Schicksale vorbei. Wer das bestanden, was ich in den letzten Wochen bestanden, wer solchen Todesschweiß geschwitzt — ja, ich kann sagen, was Keiner sagen kann, Keiner auf Erden — wer, wie ich, muthig den Tod erlitten, der hält sich noch für etwas bestimmt, der bleibt nicht beim Schweinetrog sitzen!“

Dieses Selbstgefühl, das sich so entschieden in dem bisher bescheidenen Menschen aussprach, frappirte den Müller und setzte ihn in Verwunderung. Er sagte nach einer Weile: „Es freut mich, daß Ihr auf Euch haltet. So sehe ich, es steckt in Euch ein neuer Mensch. Lasset den Wendelin, der hat noch nichts erfahren —“

Da trat Wendelin rasch zur Thüre hinaus und schlug sie heftig hinter sich zu.

„Er ist Verweise nicht gewohnt,“ meinte der Müller, und fuhr ernst fort: „wenn nun wirklich ein neuer Mensch in Euch steckt, so begreife ich nicht, warum Ihr meinen Plan nicht billigt. Wollt Ihr noch etwas werden, so könnt Ihr es nur, wo Euch Niemand kennt; und wo könnt Ihr leichter

zu etwas kommen, als dort, weit über dem Meere, wo sich Alles dem Muthe, der Ausdauer, der Unternehmung von selbst öffnet? Redet selbst!"

„Ja, es ist wahr," meinte der Kornergeorg. „Ihr habt ganz Recht. Ich glaube aber, ich habe nichts zum Soldaten in mir. Das wäre schlimm. Was dann in Ostindien?"

„Alle Wetter!" rief der Müller. „In Euch nichts zum Soldaten? Ihr seid ja wie geschaffen dazu!"

„Glaubt Ihr, Meister?" meinte der Kornergeorg, indem er, wie im Nachdenken oder wie auf einen andern Gegenstand sinnend, die Worte gedehnt aussprach. „Glaubt Ihr? Ich weiß nicht — ich weiß nicht — wann geht das Schiff ab?" fügte er lebhaft hinzu.

„Dieser Tage gewiß," erwiderte der Müller. „Genau weiß ich es noch nicht. Wir müssen jedenfalls morgen nach Bremen."

„Schon morgen?" rief Kornergeorg, wie es schien, sehr unangenehm überrascht. „Würde nicht einige Wochen später ein zweites Werbeschiff auslaufen?"

„Darauf kann man sich nicht verlassen," sprach der Müller. „Uebrigens kann ich Euch keine so lange Herberge gewähren. Ihr könnt denken, wie sich alle Welt den Kopf zerbricht, wohin der Gehenkte vom Galgen gerathen ist. Alle Teufel, Ihr habt nicht viel Bedenkzeit!"

„Wahr, wahr!" versetzte Kornergeorg. „Wohlan, es sei! Also morgen nach Bremen. Gute Nacht, mein theurer Meister, gute Nacht!"

Er drückte bei diesen Worten dem Müller die Hand.

„So früh schon heute?" meinte der Müller. „Ihr fühlt Euch wohl noch recht schwach?"

„Ja, es ist kein Wunder!" sagte der Kornergeorg. „Es wird sich aber bald geben. Gute Nacht!"

Er nahm ein Licht und begab sich in die Bodenkammer, die ihm zur Schlafstätte angewiesen war. Der Müller folgte ihm und sperrte die Treppenthüre hinter ihm ab.

IV.

Nachdem der Kornergeorg hinausgegangen, blieb der Müller eine Zeitlang sitzen. Sein Kopf war mit der Ausführung seines Planes beschäftigt, wie er seinen Schützling glücklich auf das Werbeschiff bringen werde.

Mitten in diesen Gedanken wurde er durch das Eintreten Wendelin's unterbrochen; schon zwischen der Thüre begann er:

„Der alte Gerichtsdiener, der Süpple, war soeben da —"

„Was? Der Süpple? Zu dieser Stunde?" fragte der Müller, vom Stuhl aufspringend.

„Ruhig," antwortete Wendelin, „es ist nichts. Mir ist es gerade so ergangen, wie Euch, als ich ihn in die Mühle treten sah. Denkt nur, wie mir war, als er, kaum grüßend, sagte: In diesem Sturmwetter Dienst haben und fünf Stunden weit laufen, und alles das wegen des Gehenkten! Da glaubte ich nicht anders, als sie seien auf der Spur. Als er aber dann weiter sprach, wurde ich ruhig. So viel ist aber gewiß, daß sich das Amt alle Mühe giebt, hinter das Geheimniß zu kommen, wie der Gehenkte verschwinden konnte. Der Süpple trug auch eine versiegelte Schrift auf das nächste Amt und wollte nur bei uns ausschnaufen. Ich hab' ihm ein Glas Liqueur eingeschenkt. Eben ist er zur Mühle heraus, als ich den Kornergeorg mit dem Lichte am Bodenfenster vorübergehen sah. Ist der schon schlafen gegangen?"

„Er fühlte sich müde," gab der Müller zur Antwort.

„Hört einmal, Meister," begann Wendelin, „wir sind jetzt unter uns. Ich kann mir nicht helfen. Der Kerl gefällt mir gar nicht."

„Nichts als Scheu, lieber Wendelin," sagte der Müller. „Du kannst Dir jetzt den Menschen nur mit dem Galgen und dem Henker zusammen denken. Alles, was am Hinrichtungsplatze vorfiel, hat auf Dich einen großen Eindruck gemacht. Erinnere Dich nur, daß Du Dich wie ein Verrückter geberdetest, als ich mit der Nachricht kam, er sei nicht todt, sondern am Leben. Solche Eindrücke lassen sich nicht so leicht verwischen."

„Nein, nein," erwiderte Wendelin, „nicht das allein ist's! Ich weiß nicht — soll mich Gott nicht dafür strafen — ich kann von dem Menschen nichts Gutes halten. Mögen wir es nur Beide nicht einmal bereuen, daß er wieder zum Leben kam!"

„Was ist da zu bereuen?" fragte der Müller mit der selbstbewußten Ruhe, die eine menschenfreundliche That verleiht.

„Seht," sagte Wendelin, „wie hat er Euren Antrag, Soldat zu werden, aufgenommen? Das hat mir vollends gar nicht gefallen. Zu Füßen hätte er Euch stürzen sollen, und ist da geblieben wie ein Klotz, und hat nur Einwände gehabt gegen Eure vortrefflichen Absichten."

„Ach, Wendelin," versetzte der Müller, „Du gehst zu weit. Einiges Bedenken muß man Jedermann verstatten, wenn man in sein Leben eingreift und wo es die ganze Zukunft und Alles gilt. Er ist ein ganz fügsamer Geselle. Du warst kaum zur Thüre hinaus, da ward er folgsam wie ein Kind. Er sah ein, wie gut ich es mit ihm meine, und fügte sich in Alles. Morgen laß die Pferde stehen. Abends heißt's, den langen Weg nach Bremen machen."

„Nun gottlob, daß er aus dem Hause kommt!" rief Wendelin. „Ich werde erst ruhig sein, wenn ich weiß, daß er fort ist sammt dem Schiff."

„Schlag Dir die mißtrauischen Gedanken aus dem Kopfe," schloß der Müller „und gehen wir heute früher zu Bett. Morgen wird die ganze Nacht gefahren."

Der Müller ging in seine Schlafkammer, Wendelin leuchtete.

„Ist das einmal wieder eine stürmische Nacht!" sagte dieser, flüchtig zum Fenster hinaussehend. „Kein Stern am Himmel und der Wind pfeift entsetzlich. Schlaft wohl, Meister, schlaft wohl!"

„Ein trefflicher Bursche," dachte Reinbacher, indem Wendelin aus dem Zimmer trat.

Ueber dem Land und der einsam stehenden Mühle lag die Nacht. Nur die Wasser rauschten, die Räder gingen, ruhig arbeitend, weiter, und der Wind ließ von Zeit zu Zeit seine

eintönige Klage vernehmen. Dem Müller gingen, ehe er einschlief, manche Gedanken durch den Kopf, denn Wendelin war ihm durch seinen Enthusiasmus wieder werther als je geworden, und er fühlte auf's Neue wie innig er ihn liebe. Wendelin war des Müllers Sohn und ahnte es nicht. Er glaubte, er sei nur ein zufällig angenommenes Kind. Der Reinbacher hatte seine Mutter geliebt. Wie oft, trotz ähnlich stürmischer Nacht, war der Reinbacher, damals um neunzehn Jahre jünger, hinausgezogen bis zur Wohnung des alten Thurmwächters, wo die Christel wohnte, die schöne, blauäugige, blasse... Ach, auch der Reinbacher hatte seine Schuld hinter sich, seine schwere Schuld. Die Drohungen seines strengen und stolzen Vaters schüchterten ihn allzu sehr ein, und endlich, da die arme Christel nach der Geburt ihres Kindes im Fieber lag — war Alles zu spät. Die Mutter starb, das Kind war gerettet, der alte Thurmwächter erfuhr nie den Namen des Verführers.

Es war eine alte, oft dagewesene, aber ewig schmerzliche Geschichte.

V.

Der Müller lag im ersten Schlafe, als ihn eine fremde Hand wach rüttelte. Er fuhr auf — Wendelin stand vor seinem Bette, halb in der Dämmerung, nur von einem Lämpchen beleuchtet, das er zwischen der Thür auf die Erde gestellt hatte. Er bewegte die Lippen wie in größter Gemüthsbewegung, brachte aber kein Wort hervor.

„Nun, nun? was giebt es denn?“ fragte der Müller.

„Meister,“ sagte Wendelin, „der Kerl, den Ihr vom Galgen heruntergeschnitten —“

„Nun, was weiter?“ fragte der Müller, sich aufraffend, während Wendelin stockte.

„Das Rabenvieh hat sich aufgemacht, hat eine Laterne angesteckt und ist in den Stall hinuntergeschlichen.“ —

„Ei," antwortete der Müller, „das war wohl einer der Mühlknappen. Wie käme denn der Kornergeorg auch nur von der Bodenkammer herunter? Ich habe die Thüre der Treppe abgesperrt."

„Dann hat er sie aufgebrochen," sagte Wendelin, noch immer in der Hitze der größten Erregung.

„Was könnte er im Stalle suchen!" warf der Müller hin, stand aber sofort auf und setzte, seinen Schlafrock anziehend, gleich hinzu: „Wir wollen gleich nachsehen."

Beide gingen. An der Treppenthür angelangt, griff der Müller mehrmals mit starker Hand an das Schloß und sagte: „Dummes Zeug, ängstlicher Hans! Ich hätte gar nicht geglaubt, daß Du so furchtsam bist, wie ich Dich in der letzten Zeit gesehen. Es ist Alles in Ordnung."

Während dieser Worte gingen Beide wieder zurück. Wendelin kratzte sich verdrießlich hinter dem Ohr. Sie kamen eben an dem Fenster vorüber, das in den Hof ging, der Schlafkammer gegenüber, in welche der Müller zu treten im Begriffe war, als Wendelin überaus lebhaft ausrief: „Da seht, da seht!"

Er zeigte auf eine Leiter, die gerade vor dem Fenster stand.

Der Müller sah sie und blieb einen Augenblick lang stumm.

„Da habt Ihr die Leiter!" fuhr Wendelin fort; „er hat sie vom Boden herabgenommen. Und ist sie nicht an sein Dachfenster gelehnt? Ist er nicht ein Schurke?"

Der Müller blieb stumm und eilte in den Stall.

Wendelin folgte.

Als Beide in den Hof getreten waren, hielt Wendelin den Müller, der sehr aufgeregt und aller Beherrschung bar schien, mit der Hand zurück und flüsterte:

„Nur leise, leise! Sehen wir, was er treibt."

Der Müller blieb zuerst stehen, dann näherten sich Beide geräuschlos und langsam der Stallthüre.

Diese war halb angelehnt, man konnte in's Innere des Stalles sehen.

Kaum hatte der Müller hineingeblickt, als ihm Sehen und Hören verging. Er mußte sich seitab anlehnen.

Er sah den Kornergeorg. Dieser hatte die Kleider an, die ihm der Müller geschenkt, eine Mütze auf dem Kopfe, ein Tuch um den Leib gewunden, in dem ein Bund Schlüssel und ein Messer steckte, und hohe lederne Wasserstiefel an den Beinen.

„Seht nur, seht!" flüsterte Wendelin, „seht den Halunken! Er umwickelt die Hufe der Pferde mit Stroh, er will sie stehlen — mit dem Braunen ist er schon fertig."

Als der Müller das hörte, blickte er einen Moment lang durch die Thüröffnung. In seiner Seele kochte eine ungeheure Wuth auf. Das also war der Mensch, dem er das Leben wiedergeschenkt, den er auf seine Gefahr hin noch einmal retten, mit Geld versorgen und in eine andere Welt bringen wollte! Der Mensch, dessen Rechtfertigung er noch vor wenigen Stunden Glauben geschenkt! Er hatte genug gesehen. Mit der Hast eines Menschen, der seiner Sinne nicht mehr mächtig, ergriff er eine Hebestange, die in der Ecke lehnte, drückte mit seiner breiten Hand den Wendelin hinter sich zurück und stellte sich drohend auf die Lauer.

Wieder verging einige Zeit. Der Kornergeorg zäumte die Pferde, die sich ängstlich geberdeten, und hatte viel damit zu thun, sie zu beruhigen. Manchmal blickte er um sich und wischte mit dem Aermel den Schweiß von seiner Stirne.

Dem Müller schienen die Secunden Ewigkeiten. Endlich kam der Rabenvogel heraus, langsam schleichend, die Pferde am Zaume führend. Noch ein Schritt, und er stand dem Müller gegenüber.

Dieser aber erhob die Hebestange.

„Das für Dich, Du verdammter Hund," murmelte er zwischen den Zähnen, und blitzschnell sank die Stange nieder.

Da durchschnitt die Luft ein greller, entsetzlicher Schrei, die Pferde bäumten sich, ein Körper fiel zu Boden, der Hund drüben im zweiten Hofe riß heftig an der Kette und that, heftig bellend, einige Sprünge hin und her. Die Pferde liefen, scheu gemacht, im finstern Hofe umher.

Eine völlige Stille folgte und währte vielleicht eine volle Minute.

Wendelin war der Erste, der ein Wort von sich gab.

„Der ist todt," sagte er, „maustodt!" Und er hielt die Laterne über die Leiche hin, deren Kopf zerschmettert war.

„Todt! todt! todt!" rief der Müller laut, vor Wuth über den riesenhaften Undank schäumend und zugleich mit einer höllischen Freude lachend, während ihm die Stange, die er noch immer krampfhaft gehalten, aus der Hand fiel.

„Wohin aber jetzt mit ihm?" fragte Wendelin bestürzt. „Wohin ihn verscharren, daß keine Seele etwas ahnt?"

„Du hast Recht," erwiderte der Müller, augenblicklich der Besinnung zurückgegeben. „O, daß man es verheimlichen muß! Die ganze Welt sollte dabeistehen und den Schandbuben daliegen sehen — man müßte mir Beifall zujauchzen, daß ich die Erde von solch' einer Bestie befreit!"

Da gerieth der Müller wieder in die volle vorige Wuth und rief, indem er mit dem Fuß nach der Leiche stieß:

„Ihn noch verscharren? Heimlich? Bin ich ein Mörder? Hat er nicht an mir ein Verbrechen begangen? Es war nicht Strafe genug, ihn nur todt zu schlagen — hinauf muß er wieder, woher er kam, wohin er gehört, wo ich ihn hätte hängen lassen sollen — fort mit ihm, wieder an den Galgen!"

„Schrecklich!" flüsterte Wendelin, und wieder zu Athem kommend, fügte er bei: „Aber es ist das Gerathenste und Beste."

„Aber schnell," befahl der Müller, „die Nacht ist halb vorbei. Verwische die Blutspuren, fange die Pferde ein und dann fort!"

Eine Viertelstunde später war das Gesagte gethan. Die Pferde waren angespannt und führten den Müller, Wendelin und den Leichnam in die Nacht hinaus. Niemand im Hause war wach geworden.

Der Sturm hatte sich gelegt, die Sterne flimmerten da und dort zwischen bewegten Wolkenknäueln, der Mond, seiner Völle nah, ging hinter dem Buchwald unter.

Der Müller, in seinen Mantel gehüllt, saß neben der Leiche. Er schwieg. Von Zeit zu Zeit wischte er sich den Schweiß von der Stirne.

Keine menschliche Seele war nahe.

Ohne ein Wort unter einander gewechselt zu haben, er=

reichten Herr und Knecht den Galgen. Wendelin sprang ab, aber zugleich auch der Müller. Er hatte die Leiche des Kornergeorg auf seine Schulter geladen.

„Wollt Ihr es thun?" fragte Wendelin.

„Ja, laß mich es thun, ich bin der Stärkere," entgegnete Reinbacher.

Und schon stieg er, die Bürde auf seiner Schulter, den Galgenhügel hinan.

Wendelin wartete. Es dauerte ihm lange. Sein Herz pochte hörbar.

Endlich kam Reinbacher zurück, bleich, verstört, wie ein Betrunkener auf seinen Füßen taumelnd.

„Ist es geschehen?" fragte Wendelin.

„Ja, ja, er ist wieder am alten Orte," erwiderte der Müller, „und nun nach Hause."

Der Mond, der diese letzte Zeit hindurch hinter Wolken verborgen gewesen, trat noch einmal bleich und groß hervor und ging unter.

Die Heimfahrt ging abermals still von Statten.

Auch diesmal begegneten sie keiner lebendigen Seele.

Als der Reinbacher sein Haus hinter den Weiden erblickte, seufzte er tief auf und murmelte: „Gott sei gedankt die Mühle geht noch und Alles ist beim Alten. Er aber ist, dort, wo er war. Das Alles ist ein abscheulicher Traum gewesen. Künftighin lass' ich hangen, was hängt."

Er stieg ab, ging in sein Zimmer, wusch sich, und während Wendelin sich im Hofe noch Allerlei zu schaffen machte, um jede Spur der That zu entfernen, sank der Reinbacher in einen tiefen, langen Schlaf.

VI.

Am Morgen, der diesen Ereignissen folgte, saß der ehrenfeste Bürgermeister von Nienburg, Ruprecht Scipio Balbus,

mit Frau und Tochter beim Frühstück. Er war in Hemdärmeln und bloßem Kopfe; seine Perrücke, das Symbol seiner Würde, hing unweit auf einem Perrückenstock, und der kleine Barbier des Ortes war eben daran, die letzte Locke zu ordnen, denn es war heute Gerichtstag.

Dem Gesichte des Bürgermeisters hatte das Bewußtsein einer hohen Stellung und eines unermeßlichen Einflusses unverwischliche Züge eingegraben. Er war ganz Würde, ganz Adel, ganz Decorum. Klein und dick, von apoplektischem Habitus, rothwangig und rothnasig war der ehrenfeste Herr, und sobald eine Sache nicht ganz nach dem Wunsche des Amtes und der hohen Obrigkeit gehen wollte, brauste eine cholerische Natur hervor, wobei sich die Röthe seines breiten Gesichts bis in's Violette steigerte, was das Gemüth der Seinigen jedesmal mit den lebhaftesten Befürchtungen erfüllte.

Eben war der Bürgermeister daran, sein Frühstück, das aus einem kalten Kapaun und einer Flasche Franzwein bestand, zu beendigen, als der Gerichtsdiener Süpple eintrat und salutirend stehen blieb.

„Euer Ehren,“ meldete er nach einer Pause, mit allen Zeichen großer Bestürzung, „ich komme von wegen des Kornergeorgs —“

„Sich verantworten?“ schrie der Bürgermeister, indem sein Gesicht schon im Zorne zu erglühen begann, „sich verantworten? Eurer schmählichen Unachtsamkeit ist es zuzuschreiben, wenn es den Kameraden des Gehenkten gelang, seinen Leichnam zu stehlen. Doch das Alles ist Unsinn. Was soll daraus werden?“

„Herr Bürgermeister —“ hob der Gerichtsdiener wieder an.

„Nun, nun, davongeflogen kann er nicht sein,“ fiel Scipio Balbus dem Gerichtsdiener in die Rede, und fuhr gereizt fort: „Oder wollt Ihr mir einreden, der Teufel habe ihn davongetragen? Es giebt Leute, die dumm genug sind, das zu glauben. Der Barbier zum Beispiel dort glaubt fest daran — wir aber sind aufgeklärte Beamte, wir wittern ein Complott von Spießgesellen des Kornergeorgs und werden die genauesten Nachforschungen anstellen, um herauszukriegen, welche verruchte Hand das gethan. Ja, wir wittern ein

Complott, und Ihr selbst mögt nachdenken, wer Euch Geld gab, um in die Schenke zu gehen und zu trinken, anstatt auf Eurem Posten zu bleiben und die Leiche zu bewachen."

„Scipio, mein Gatte," rief die Frau Bürgermeisterin, „erhitze Dich nicht!"

„Mir Geld gegeben, um in's Wirthshaus zu gehen?" rief der Gerichtsdiener. „Gott, mein Gott! Wer soll mir Geld gegeben haben? Wer, wer? Niemand hat mir Geld gegeben. Wer aber hat auch je auf dieser Welt gehört, daß man einen Todten stiehlt? Wäre der Galgen fort, wunderte sich keine Seele, der giebt einen Bodenbalken oder Brennholz. Aber ich war ein Viertelstündchen in der Schenke, um mich zu restauriren! Ich bin ein Mann von Gefühl, ich kann dergleichen nicht gut sehen — kurz, ich mußte ein Glas darauf trinken. Der Teufel aber ist klug, er benutzte die Zeit —"

„Der Teufel, der Teufel!" rief Balbus; „und was soll der mit der Leiche wollen? Die Seele hat er ja ohnehin."

„Freilich, freilich!" antwortete der Gerichtsdiener. „Dem Teufel selbst mochte der Kerl zu schlecht sein, und darum hat er ihn auch wieder zurückgebracht."

Dem Barbier fiel das Brenneisen aus der Hand.

„Was, zurückgebracht? Unsinn!" rief Balbus.

„Der Kornergeorg, Euer Ehren, ist wieder da!"

Der Bürgermeister sprang auf die Füße. „Lebendig?" rief er.

„Lebendig? Wieder lebendig geworden? Das wäre selbst dem Teufel zu viel!" rief Süpple. „Er ist da, das heißt, er hängt wieder, wo er gehangen!"

„Geht, geht! Schon wieder betrunken am frühen Morgen!"

„Mein Gott, mein Gott!" jammerte der Gerichtsdiener; „ich sage: der Kornergeorg ist wieder da, wo er war."

„Dann war er vielleicht gar nicht fort. O, ich wittere ein Complott, ein Complott!"

„Er war fort," flüsterte der Barbier im Tone der größten Bestürzung herüber, „ich habe mir ja selbst die Stätte wiederholt angesehen."

„Er war fort und ist wiedergekommen," sprach Süpple.

„Wiedergekommen? Esel!"

„Beinahe wiedergekommen, Euer Ehren," erwiderte Süpple. „Aber seine Kleidung ist eine ganz andere. Man kann sagen, er hat sich umgekleidet. Er hat andere Hosen an, eine Jacke, und statt seiner Socken trägt er jetzt starke Wasserstiefel."

„Wasserstiefel?" rief der Bürgermeister in äußerster Verwunderung aus.

„Dazu hat er am Kopfe eine Wunde, die Hirnschale ist ihm gespalten."

Die Frau Bürgermeisterin war einer Ohnmacht nahe.

Balbus rieb sich heftig die Nase, was bei ihm immer das Zeichen der Rathlosigkeit, großer Verwirrung und der Geistesanstrengung war, ein schwieriges Problem lösen zu wollen.

Endlich rief er: „Meine Perrücke! Meinen Degen! Da muß ich selbst hinaus, um nachzusehen und einiges Licht in die Sache zu bringen."

Der Barbier und der Gerichtsdiener eilten durch's Zimmer, um den Herrn mit den Insignien seiner Würde zu bekleiden.

Aber schon waren auffällige Schritte und Stimmen verschiedener Menschen im Hause hörbar.

„Der Kornergeorg ist unten!" rief die gellende Stimme des Stadtschreibers zur Thüre herein. Der Kopf, der dabei sichtbar ward, war gleich wieder verschwunden.

Der Kornergeorg war in der That, von einer zahllosen Menschenmenge, aus Kindern und Erwachsenen, Frauen und Männern, Bürgern und Plebs bestehend, umringt, auf das Rathhaus gebracht worden. Noch am selben Tage fand die Untersuchung durch den Stadtarzt und das Gerichtspersonal statt, und alle Organe der Justiz wurden auf's Neue in Bewegung gesetzt, um nach dem Räthsel des Verschwindens des Kornergeorgs noch das viel wunderbarere des Wiedererscheinens desselben zu erklären.

VII.

In der Mühle hatten sich seit jener Nacht, in welcher die Leiche des Kornergeorg fortgebracht wurde, die Stimmung und Haltung zweier Bewohner sehr verändert. Der Müller und der sonst so lustige Wendelin gingen ernst und beinahe düster umher; den Müller besonders sah man oft lange sinnend am Fenster stehen oder brütend auf einem Stuhle sitzen, was früher, bei seiner Gewohnheit sich stets zu beschäftigen, nie der Fall gewesen. Er hatte wohl seit jeher Anlage zum schwärmerischen Nachdenken und den verlockenden Hang, sich in sich selbst zu vertiefen. Jetzt artete Beides augenscheinlich in Tiefsinn und Schwermuth aus. Er empfand eigentlich keine Reue über seine rasche, blutige That, denn er glaubte zu ihr vollkommen berechtigt gewesen zu sein, wohl aber erfüllte ihn eine Art von Zorn über den Weltlauf, der eine wohlgemeinte, aus dem edelsten Gefühl hervorgegangene That mit Grauen weiter geführt und eines rechtschaffenen Mannes Hand plötzlich mit Blut befleckt hatte. Nicht der Todtschlag war es, den er beklagte, so oft sich in das unheimliche Gewühl seiner Empfindungen ein schweres, stechendes Reuegefühl mischte. Er bereute nichts, als daß er, von einer fast schwärmerischen Herzensgüte verführt, an einem elenden, verworfenen Gesellen gut wie ein Vater hatte handeln wollen. So oft er sich dessen erinnerte, stieg sein Blut kochend empor; dieselbe sittliche Entrüstung, derselbe Schauder über menschliche Heimtücke, die ihn an der Stallthüre übermannt und ihm die Hebestange in die Hand gegeben, stellten sich in seinem Innern wieder ein; er fühlte, daß er so habe handeln müssen, und daß er die That vorkommenden Falles, was er sich auch im Voraus dagegen sagen möge, wiederholen würde.

War demnach sein Gewissen auch ruhig und ohne Vorwurf, so war doch die Hälfte seiner Seele umnachtet, verdüstert, verstört, in Zwiespalt auseinander gerissen. Es war

ein gewaltiger Riß hineingekommen in die nicht mehr biegsame, festgewordene Weltanschauung eines bejahrten Mannes. Er sagte einmal zu Wendelin:

„Wie habe ich am Hinrichtungstage gegen die Todesstrafe gesprochen, das heißt mit anderen Worten: wie habe ich dagegen gemurrt, daß man einen Kornergeorg an den Galgen gebracht! Durch eine wunderbare Fügung ist es so geworden, wie ich wollte. Der Todte wurde belebt in meine Hand gegeben. Gräßliche Heimsuchung des Himmels oder der Hölle! Ich selbst mußte die Todesstrafe an ihm vollziehen, ich selbst mußte eilen, ihn wieder zu hängen!"

Das war die rein innerliche, psychologische Seite, von welcher, freilich bis an den Kern des Daseins, der Müller angegriffen wurde. Mittenhinein schlug auch noch oft eine ganz äußere Seite ein: die Betrachtung, was die Welt wohl sagen würde, wenn sie von den geheimnißvollen Vorgängen unterrichtet wäre? Damit ist gar nicht gesagt, daß den Müller, was so natürlich gewesen wäre, gemeine Furcht vor Verantwortung beschlich, trotzdem er wohl wußte, daß sich im gegenwärtigen Augenblicke das Gericht und alle Welt den Kopf zerbreche, wie der Gehenkte fortgekommen und in anderer Gestalt erschienen. Diese Furcht hatte er nicht, obwohl er erfuhr, daß Alles aufgeboten werde, um hinter das Geheimniß dieser Vorgänge zu kommen. Die ganze Auffassung seiner That widersprach dieser Furcht gänzlich; auch lag es nicht nahe, anzunehmen, daß durch irgend wen oder irgend was ein Verdacht auf ihn fallen könne. Die Kleidungsstücke, die der Kornergeorg von dem Müller erhalten und die er am Leibe gehabt, hätten allerdings auf die Spur führen können. Im vorigen Jahrhunderte aber lag diese Gefahr nicht so nahe. Die Criminalprocedur damaliger Zeit war roh und unwissend. Sie verschmähte die Beihülfe der Wissenschaft, und richtete dort, wo sie zum Beispiel Vergiftungsfälle annahm, mit dem Schwerte, ohne den Thatbestand durch die chemische Retorte erwiesen zu haben; sie kannte auch die Oeffentlichkeit der Verhandlungen nicht, die den Verbrechern später so gefährlich werden sollte, indem sie Zeugen hervorzauberte, wo sie Niemand ahnte. Das ganze Gerichtswesen stand auf einer nie-

dern Stufe, und so ist es erklärlich, wie ein schlichter Mann sich nicht ängstigte, durch ein paar Kleidungsstücke verrathen zu werden, die abgetragen, gewöhnlich, nach dem Schnitte aller übrigen im Lande und ohne besondere Kennzeichen waren.

So vergingen die Tage.

Wendelin's Benehmen seinem Herrn gegenüber blieb indeß das schönste und theilnehmendste. Er sprach unaufgefordert kein Wort über das Vergangene, war aber, so oft in der Stille der Nacht das Gespräch auf den wunden Punkt im Leben des Müllers gerieth, stets eifrigt bemüht, diesen zu trösten, zu beruhigen und ihm den Ausgang günstig darzustellen. Dabei war der arme Bursche innerlich mindestens ebenso unruhig, als sein Herr. Er machte sich den Vorwurf, an dem ganzen Unglück schuld zu sein, weil er ihn ganz wider dessen Willen an jenem Morgen auf den Schauplatz der Hinrichtung geführt.

VIII.

Vier Wochen nach der verhängnißvollen Nacht saß der Müller mit Wendelin am Tische und ordnete allerhand Rechnungen, als plötzlich der Gerichtsdiener Süpple eintrat und, ehe er noch grüßte, zur Thüre hinausrief: „Bleibt nur draußen!“ Dieser Zuruf galt drei anderen Polizeidienern.

Wendelin erbleichte. Die Kniee versagten ihm, als er aufstehen wollte, den Dienst. Der Müller aber erhob sich ruhig, und trat auf den Gerichtsdiener ruhig und gleichsam unbedenklich zu.

„Lieber Herr Gevatter!“ hob der Süpple sehr höflich, ja gemüthlich an, „eine Geschichte — o ich wollte, der Teufel hätte den Kornergeorg gar nicht wieder zurückgebracht —“

„O weh!“ rief Wendelin aus und fiel mit dem Kopfe auf die Arme.

Der Gerichtsdiener fand dies auffallend und sagte zum

Müller, dessen Haltung sich inzwischen ganz gleichgeblieben war: „Um Gottes willen, ich will nicht glauben, daß Ihr etwas darum wißt? Es thäte mir so weh, als ob ich es selbst wäre. Ich bitte Euch, sagt mir, ob Ihr bei dem Verschwinden des Kornergeorg ganz reine Hand habt? Denn seht, Euer Schuster, der verfluchte Dornstedt, behauptet, die Wasserstiefel, die der Kerl anhatte, seien die Eurigen."

„Sie sind meinem Herrn gestohlen worden!" schrie Wendelin, herbeispringend, auf.

„Desto besser, desto besser!" sagte Süpple, zum Müller gekehrt, welcher, wie früher, ruhig und still blieb.

„Es sind uns noch andere Sachen gestohlen worden!" rief Wendelin wieder und wollte fortfahren, als ihn der Müller bei der Hand nahm und bei Seite schob.

„Mische Dich nicht darein!" sagte er. Dann fragte er wieder den Gerichtsdiener: „Was wollt Ihr denn bei mir?"

„Lieber Herr Gevatter," war die Antwort, „der Herr Bürgermeister hat den Befehl gegeben, daß wir Euch auf das Amt bringen, damit Ihr Euch verantwortet — oder — was sage ich, verantworten — was kann's für einen Spectakel eines todten Lumpen wegen geben? — damit Ihr es aufklärt, ob die Stiefel Euch gehören, oder nicht!"

Wendelin war außer sich, in starrer Verzweiflung.

„Sei kein Narr," redete ihn der Müller an. „Besorge die Rechnungen. Ich will auf's Amt inzwischen."

Der Müller nahm Rock und Hut und wollte gehen. Da faßte Wendelin schmerzlich seine Hand, küßte sie und fragte leise und schmerzlich: „Kommt Ihr wieder?"

Der Müller lächelte seltsam, antwortete: „Besorge die Rechnungen," und verließ, Wendelin trostlos zurücklassend, mit Süpple die Stube.

Kaum war der Verhaftete auf das Rathhaus gebracht, so wurde er schon vor den Bürgermeister geführt.

Das Erste, was dem Müller in der Amtsstube in die Augen fiel, waren die Wasserstiefel, die an der Mauer standen. Dieser Anblick brach die bisherige düstere, ernste Ruhe seines Gemüthes. Er that den Ausruf:

„Ja, das sind sie!"

„Was?" fiel der Bürgermeister ein. „So hat der Schuster Recht? Sprecht, redet! Ihr kennt die Stiefel? Gott weiß, ich glaubte, der Mensch irrt sich."

„Es sind meine Stiefel!" sagte der Müller.

Balbus richtete sich auf. „Reinbacher," sagte er, indem sich sein ganzes Gesicht mit Purpurröthe übergoß, „Ihr geltet im ganzen Lande für einen braven Mann — seid Ihr gar in die Geschichte involvirt? — Gesteht Alles — leugnet nichts — es hilft nichts — wir kommen hinter Alles."

Der Müller, in strammer Haltung, antwortete mit fester Stimme: „Ich komme nicht, um zu leugnen. Was ich gethan, war recht vor Gott, und so wird es wohl auch recht vor den Menschen sein. Ich habe den Gehenkten abgeschnitten."

„Ihr habt den Gehenkten abgeschnitten?" rief der Bürgermeister. „Ihr, ein so kluger Mann? Zu welchem Unfuge habt Ihr Euch hergegeben?"

Der Müller antwortete:

„Es geschehe mir, was mir geschehen kann. Ich will mich nicht durchwinden, will mich nicht durchstehlen, ich bin ein redlicher Mann. Hört es, ich erkläre es feierlich: ich habe den elenden Mörder da abgeschnitten, todtgeschlagen und wieder aufgehängt."

„Ihr?" rief Balbus. „O Graus! o Schrecken! Und zu welchem Zwecke? Todtgeschlagen? Ihr redet irre!"

„Ganz und gar nicht," antwortete der Müller. „Wollte der Himmel, ich redete irre und im Traume! Der Elende hat meinen Frieden mit fortgenommen, er hat mich zum Zweifler an der Vorsehung gemacht, er hat in mir Alles umgeworfen, was ich für gut hielt, Alles, was ich für den Nebenmenschen empfand. Heute — heute könnte ich in der Mitte eines Kirchhofes stehen, wo ein Pochen und Winseln der Todten aus allen Gräbern ertönte — ich mache keinem wieder auf!"

„Ihr seid übergeschnappt!" rief der Bürgermeister, dem der allerdings wunderbare Zusammenhang noch nicht klar sein konnte, ängstlich aus.

„Ich bin nicht übergeschnappt," entgegnete der Müller, mit einem bittern Lächeln um den Mund, „weil ich nicht lügen will, noch kann. Aber man muß an Wunder glauben, wenn

man diese Geschichte hört. Sie ist aber darum doch wahr und doch geschehen."

Nun erzählte der Müller die bekannten Ereignisse seit dem Hinrichtungstage bis zu dem Augenblicke, wo er die blutige Leiche an den Galgen gehängt. Er erzählte treu und genau nach dem Hergange und schloß: „Sagen Sie nun, Herr Bürgermeister, ob Jemand an der Stallthüre anders gehandelt hätte, als ich! — Was hätten Sie gethan?"

Der Bürgermeister, der die Erzählung mit Ausrufen der höchsten Verwunderung und zuweilen des Grauens unterbrochen hatte antwortete in Bezug auf den Schlußsatz:

„Was ich gethan hätte? Erstlich den Lumpen hängen und zappeln lassen, oder, wenn er schon abgeschnitten war, sofort Alles zur Anzeige gebracht. Das hätte ich gethan, und somit alle Gräuel in der Mühle erspart."

Der Bügermeister lächelte sich über diese überaus kluge und pfiffige Handlungsweise hoffärtig selbst Beifall zu. Er war unfähig, die genialen Beweggründe einer größeren Natur aufzufassen. Dann sagte er zum Müller, der ihn, fast als ob er einen Affen vor sich hätte, mit verächtlichem Schweigen betrachtet hatte:

„Ihr habt Euch da in eine gräßliche Geschichte gestürzt! So weit also brachte Euch die Antheilnahme für einen Schurken, der Euch schon dereinst an öffentlichem Orte, am Wirthstische, zum Tadel einer hohen Regierung und ihres Proceßverfahrens verführte? Ja, ja, so führt uns Eins zum Andern; man beginnt mit ein paar frechen Bemerkungen und schließt mit Mord und Empörung! Uebrigens erzählt Ihr das Alles, wie es nur Euer Ankläger erzählen sollte. Es giebt viel Auswege, wenn Ihr sie nur zu benutzen verständet! Ich, als Amtsperson, kann Euch keinen Rath geben, Ihr werdet hoffentlich noch anders sprechen, sobald sich die Aufregung legt, die man jetzt aus jedem Eurer Worte heraushört. Ich will deshalb das Verhör erst in ein paar Tagen folgen lassen. Eins aber sage ich Euch: ein Todtschlag liegt zum mindesten vor. Bleibt Ihr aber dabei, daß Ihr die Hebestange längere Zeit gehalten und nicht gleich bei Entdeckung des Pferdediebstahls, in der ersten Hitze der Auf-

wallung, ohne Besinnung auf den Kerl losgeschlagen — dann ist es weit schlimmer — dann giebt es einen Mord."

„Mord!" rief der Müller, von Schrecken und Ueberraschung bewältigt, und setzte gelassen hinzu: „Der Kerl war doch vogelfrei!"

„Nun, nun —" antwortete Balbus, „ich weiß nicht — vielleicht doch nicht -- läßt sich nicht so leicht sagen! — Ein solcher Fall ist noch keinem Richter vorgelegen. Merkt Euch nur, was ich sagte: es könnte Euch an — den Hals gehen!"

„An den Hals?" wiederholte der Müller tonlos.

„Ihr kennt die hochnothpeinliche Gerichtsordnung sehr wenig," sagte der Bürgermeister, das Gesicht auf das Ernsthafteste und Bedenklichste verziehend. „Ja, an den Hals!"

„Dann aber," rief der Müller im höchsten Affecte, „dann aber wird auch die Himmelsdecke nicht so fest sein, daß sie nicht über alledem einstürzt."

Er verließ, von dem Gerichtsdiener begleitet, die Amtsstube und wurde in festen Gewahrsam gebracht.

IX.

Die Aussagen des Müllers über den Gehenkten, die sich schon am folgenden Tage in der Stadt und deren Umgegend verbreitet hatten, konnten nicht verfehlen, einen unermeßlichen Eindruck auf das Publikum zu machen. Die Aufregung war fieberhaft groß. Das Schicksal des Müllers aber, den jedes Kind kannte, und der weit und breit allgemeine Achtung genoß, war der Gegenstand allgemeinen Antheils.

„Was wird mit ihm geschehen?" war die allgemeine Frage.

Die große Menge und alle Gefühlsmenschen in den gebildeteren Sphären waren von innigem Mitleid erfüllt und erwarteten Straflosigkeit, oder eine so geringe Strafe, die ebenso viel wie Straflosigkeit wäre. Selbst Jene, welche die Handlungsweise des Müllers bedenklich, willkürlich und sehr

unaufgefordert fanden, neigten sich zu einer ziemlich milden Ansicht.

Als aber einige Herren vom Rathhause da und dort die hochnothpeinliche Meinung aussprachen, die der Herr Bürgermeister dem Müller bei dessen erster Vorführung kundgegeben, erschrak Alles über die Strenge und barbarische Starrheit des Gesetzes. Ein allgemeines Murren, das bis zum Schimpfen und bis zur Drohung ausartete, brach im Volke los, obwohl kein Urtheil noch gefällt war. Diese Stimmung des Volkes hielt andauernd mehrere Tage lang an, so daß der Herr Bürgermeister für gut fand, bei der Landesregierung darauf anzutragen, daß der gefangene Müller einem entfernteren Criminalgerichte zur Untersuchung übergehen werde. Für den Fall, daß dieser Antrag gutgeheißen würde, wurde das Amt Rehburg vorgeschlagen, das zugleich ein fester Ort war.

Dieser Vorschlag wurde höheren Orts gebilligt. Der Bescheid der kurfürstlich hannoverschen Regierung langte kurz darauf an und befahl die Uebersiedelung des Angeklagten nach dem Schlosse Rehburg.

Am Abend desselben Tages, an welchem dieser Befehl eingetroffen war, fuhr ein offener Wagen, mit fünf wohlbewaffneten Soldaten besetzt, in den Hof des Rathhausgebäudes ein. Der Müller, mit Ketten belastet, wurde hinausgeführt und mußte in der Mitte der Soldaten seinen Platz nehmen. Bald bewegte sich der Wagen und bog in ein ödes Seitengäßchen ein, um auf einem Umwege auf das Heimlichste aus der Stadt herausgeführt zu werden.

Diese Anstalten blieben aber nicht so ganz geheim, als man glaubte. Dem Rathhause gegenüber war seit Einbruch der Dämmerung ein junger Mensch auf den steinernen Stufen eines Brunnens in stiller Trauer gesessen. Es war Wendelin. Seitdem der Müller in Haft war, irrte er fast täglich wie ein Geist in der Nähe des Rathhauses umher; besonders in der Dämmerung, bis tief in die Nacht hinein, hätte ihn ein aufmerksames Auge oft erspähen können. Da ihm verwehrt war, mit seinem Herrn zu sprechen, war es ihm schon eine Beruhigung, den Schimmer seines Lämpchens durch das vergitterte Fenster herabstreifen zu sehen, und allerhand Gedanken

und Pläne der Befreiung beschäftigten ihn fortwährend, ohne daß er es jedoch hierin zu irgend einem festen Entschlusse bringen konnte.

Nun sah er den Wagen, die Soldaten, sah die durch Nacht geheimnißvoll umherirrenden Lichter, hörte leise gewechselte Worte, endlich Schritte und den Klang von Ketten, ein nächtiges, seltsames Treiben. „Das ist er! Sie bringen ihn heimlich um!" rief er, seiner Sinne vor Schrecken kaum mächtig, als er die stämmige Gestalt seines Herrn langsam die Treppe herabschreiten sah. Seine geängstigte Seele setzte sogleich das Schrecklichste voraus.

In der Gaststube des „silbernen Hirschen" waren noch alle Tische von den zurückgebliebenen Besuchern des Morgens abgehaltenen Marktes besetzt. Man hörte Lärm und Gelächter. Wendelin stürzte auf das Haus los, bleich, verstört, athemlos, riß die Thür auf und rief mit dröhnender Stimme: „Heraus, Leute, heraus! Man führt den Müller heimlich zum Tode! Kommt, mir nach! mir nach!"

Er verschwand sogleich wieder.

In wilder Bewegung erhob sich Alles. Jeder ergriff als Waffe, was er nur konnte. Das Wirthshaus war in einem Moment von allen Gästen gesäubert.

„Mir nach, mir nach!" rief Wendelin, und Alle folgten.

Der Umweg, den der Wagen durch das Seitengäßchen genommen, war verhängnißvoll. Noch innerhalb der Stadt, unfern dem Thore, wurde der Wagen eingeholt und plötzlich von einem Haufen umstellt. Die Leute waren alle noch in der ersten Hitze des Affects, bar der Ueberlegung. Sie fielen den Pferden in die Zügel und rissen den Kutscher herunter. Die Soldaten stellten sich, überrascht herbeispringend, zur Wehre. Wendelin, bisher immer allen Uebrigen voran, wandte sich zu dem Haufen, der immer mehr anschwoll, und rief:

„Leute, Freunde, sprecht! Wollt Ihr Euren Mitbürger, einen Ehrenmann, so vieler Leute Freund und Wohlthäter, sterben lassen? Habt ein Herz, habt Erbarmen! Befreit ihn, gebt ihm Mittel zur Flucht!"

Die Wuth, die in Wendelin brannte, schlug in die Herzen

der jüngeren Leute ein. Alle drängten heran. Wendelin entriß sofort einem der Soldaten den Säbel, stieß ihn bei Seite, während das Menschengewühl rings heranstürmte, so daß die Vorderreihe die übrigen Soldaten fest an den Wagen drückte und wehrlos machte.

In diesem Augenblicke erhob sich der Müller im Wagen und begann zu sprechen, ohne daß seine Worte bei den Zurufen, die ihm galten, und den Flüchen, die die Behörden trafen, vernehmlich wurden.

„Du bist frei!" rief Wendelin, auf den Wagen springend und die Hände seines Herrn fassend.

„Rasender!" fuhr ihn der Müller an, „was soll das? Und Ihr unüberlegten Leute! Was soll mir das helfen? Fort, nach Hause! Stürzt Euch nicht in's Unglück und vergrößert nicht das meinige!"

Die mit volltönender Stimme gesprochenen Worte brachten den zornigen Menschenhaufen für einen Moment zur Besinnung. Man wich zurück, der Lärm legte sich etwas, aber Wendelin, ohne den Müller los zu lassen, blieb auf dem Wagen stehen und schrie laut:

„Er weiß nicht, was er spricht! Kommt, nehmt ihn, tragt ihn fort!"

Da griff einer der Soldaten, die sich bisher von der Uebermacht zurückgedrängt gefühlt, nach Wendelin und riß diesen herunter. Wendelin aber sprang empor und hieb mit dem Säbel nach dem Soldaten, daß er blutend zusammenbrach. Auf den Schrei des Getroffenen hin erwachte die Wuth der Kriegsleute. Einer schoß seine Pistole auf Wendelin ab, sie traf ihn nicht, doch das Signal war gegeben. Ein wildes Handgemenge begann. Es dauerte nicht lange. Die Soldaten wurden umringt, zu Boden geworfen, geknebelt. Ihre Flinten, in die Luft abgefeuert, gaben der ganzen Scene den Charakter einer kleinen Schlacht.

Wendelin war in der Mitte des Kampfs wie durch ein Wunder unverletzt geblieben. Er war wie außer sich. Er hatte mit dem Säbel, den er führte, manchen Hieb ausgetheilt und seine Kameraden fortwährend durch lauten Zuruf angefeuert.

Indessen hörte man vom Rathhause her Reveille blasen. „Macht, daß Ihr fortkommt!“ rief eine barsche Stimme Wendelin und dem Müller zu. „Gleich wird es, wenn Ihr zaudert, Euch nachknallen und nachblitzen!“

„Hast Recht, Kamerad!“ rief Wendelin. „Ich bringe den Müller in Sicherheit. Und wenn ein redlicher Kerl nach Allem, was heute geschehen, eine Zufluchtsstätte nöthig zu haben glaubt, er findet sie in der Mühle am Höft.“

Er hatte Peitsche und Zügel erfaßt und sauste davon. Jetzt erst, da er sich seinem Herrn zukehrte, sah er, daß dieser stumm und todtenblaß in der Ecke des Wagens saß. Er war ohnmächtig geworden. War er verwundet? Hatte ihn die Kugel des Soldaten getroffen, die Wendelin bestimmt war? Oder war nur die Gemüthsbewegung und der Wechsel der Luft nach langer Haft schuld? Wendelin konnte sich vorerst nicht darüber Gewißheit verschaffen, er mußte die Pferde antreiben, um noch durch's Thor zu kommen und seinen Feinden zu entfliehen.

Es gelang.

X.

Als der Müller aus seiner tiefen Ohnmacht erwachte, sah er sich wieder in seiner Mühle. Es war Nacht, das Wasser rauschte, eine Lampe brannte unfern, er lag ausgekleidet im Bette und hatte ein nasses Tuch auf der Brust. Zu seinen Füßen saß Wendelin.

Nun erst spürte der Müller einen stechenden Schmerz in der Schultergegend, und dieser Schmerz rief ihm alles soeben Erlebte in's Gedächtniß. Er richtete sich ein wenig auf, wodurch Wendelin aufmerksam wurde, und sagte zu diesem im Tone milden Vorwurfs:

„Was hast Du gethan!“

„Was ich jetzt wieder thäte, wenn es noch zu thun wäre,“ erwiderte Wendelin. „Wart Ihr nicht dem Tode geweiht? Sollte ich Euch in den Tod führen lassen?“

„Du hast die Obrigkeit angetastet!“

„Mag sein!“ rief Wendelin. „Eine Obrigkeit, die an Euch schon so Unmenschliches vollbracht und noch Aergeres vollbringen wollte, mag zum Teufel fahren!“

„Und Du glaubst, Narr, ihr auf die Länge Trotz bieten zu können?“ fragte der Müller mit schwacher, beinahe verlöschender Stimme.

„Warum nicht?“ rief Wendelin. „Werdet nur heil und gesund, theurer Meister, dann sollen sie uns nicht einschüchtern, dann soll noch Alles gut gehen! Doch sprecht kein Wort, das bekommt Euch nicht gut — der Arzt wird gleich da sein!“

„Du wirst als Opfer Deines tollen Kopfs fallen,“ lispelte der Müller schmerzlich.

„Vor der Hand fürchte ich mich noch nicht,“ erwiderte Wendelin. „Wir haben die Brücke abgebrochen und sind nun auf unserer Insel so sicher, wie in einer Festung. Schwer dürfte es ihnen fallen, wenn sie uns aushungern wollten. Vorräthe sind genug da: Korn, Bier, Vieh in den Ställen. Wir könnten uns, selbst ohne Zufuhr vom Lande, Monate lang halten. Meint Ihr, daß sie eine Belagerung beginnen, die ihnen manchen Mann kosten dürfte? Die Mühlknappen vom Höft sind bewaffnet und gute Schützen. Ich stehe dafür, sie bieten uns Capitulation an.“

Der Müller, vom Blutverlust erschöpft, gab keine Antwort. Er war von der Größe der Kluft, die sich vor ihm aufthat, ganz erschreckt.

Die Thüre ging auf, der Bader, den man aus dem nächsten Dorfe geholt und im Kahne herübergeführt hatte, war da. Er hatte seine Instrumente mitgebracht und untersuchte die Wunde. Eine Kugel stak im Schulterknochen, hatte aber zum Glück die großen Gefäße im Achselbug nicht getroffen. Das Blei wurde herausgezogen, und nachdem der Verband angelegt worden, ließ man den Müller allein. Bald sank er in einen tiefen Schlaf, erschöpft von Schmerz, Gemüthspein und Blutverlust.

Inzwischen war es nur allzu gewiß, daß die Mühle am Höft nicht lange in diesem Zustande der Ruhe bleiben werde.

Es galt, sich zu rüsten. Wendelin hatte bereits auf den beiden äußersten Punkten der Insel Schildwachen ausgestellt, welche auf Alles, was auf den Ufern sich begeben würde, achten sollten. Er vertheilte, was sich an Waffen im Hause vorfand, Hakenbüchsen, Dreschflegel und Sensen.

Alles war vorerst noch frohen Muthes und freute sich, daß der Herr wieder da war. Der Arzt hatte gute Hoffnung gegeben. Alle versprachen, die Mühle und des Müllers Leben und Freiheit, wenn es Noth thue, mit ihrem Blute zu vertheidigen.

Als der Morgen dämmerte, gaben die Wachen Meldung. Eine Gerichtsperson, an ihrer schwarzen Tracht und mächtigen Perrücke kenntlich, erschien, von einem kleinen Trupp Soldaten begleitet, am Ufer. Sie kamen von Rienburg. Da die Soldaten die Brücke abgebrochen fanden, suchten sie einen Kahn, auf dem sie übersetzen könnten. Da mochte der ehrenwerthe Mann vom Gericht, der ihr Anführer war, ein paar Flinten gewahr werden, die aus den Dachluken hervorguckten. Er stellte nun die Nachforschungen nach einem Kahne ein, zog sich in eine respectvolle Entfernung, entrollte ein Blatt und las etwas vor, was vermuthlich ein Befehl war, daß der Müller und Wendelin sich dem Gerichte in Rienburg zu stellen hätten. Die Entfernung ließ davon kein Wort auf die Insel gelangen, und als Niemand in der Mühle antwortete, entfernte sich die Gerichtsperson, nachdem sie ihrerseits Posten aufgestellt hatte, welche die Bewegungen und Vorgänge in der Mühle beobachten sollten.

XI.

In den zwei folgenden Tagen wurden von Seite der bewaffneten Macht zwei Angriffe unternommen, um den Müller Reinbacher und seinen Knecht in Haft zu nehmen. Eine Landung wurde des Morgens, im Schutze eines dichten Nebels,

eine andere im Schutze der Abenddämmerung versucht; sie wurden beide durch die Wachsamkeit und den Muth der Müllerknechte vereitelt, die ihren am Wundfieber darniederliegenden Herrn nicht preisgeben wollten. Die Kriegsleute wurden zurückgeschlagen und verloren sogar ihren Anführer. Er wurde von einer Dachluke aus mitten in die Stirn geschossen, und sank, ohne auch nur einen Laut ausgestoßen zu haben, in den Sand. Die Müller sind in der Regel gute Schützen. Die Wasservögel, die zu gewissen Zeiten einfallen, laden zur Jagd ein, dabei übt sich Auge und Hand. Die kurfürstliche Soldateska zeigte bei dem Verluste ihres Anführers keinen besondern Heldensinn. Anstatt um so hartnäckiger vorzudringen, wichen die Reihen. Die Kriegsleute trugen die Leiche in ihr Schiff zurück und schlugen den Rückweg ein. Seitdem ward es still um die Mühle herum, keine Gerichtsperson und kein Soldat zeigte sich, aber diese Stille war unheimlich und ängstlich. Niemand konnte sich verhehlen, daß in den nächsten Tagen ein neuer Angriff zu erwarten sei. Der erste Muth, die erste Kampflust der Knappen war vorbei. Der und jener brütete still, wie er sich aus dem bösen Handel ziehen könne. Inzwischen hatten sich ein paar Fremde, offenbar obdachloses, landläufiges Gesindel, in die Mühle am Höft gezogen, wo sie freies Quartier und Kost und ein Leben, wie es ihnen zusagte, erwarteten. Ihre Art und Weise übte Einfluß auf den und jenen der Knechte, die nun anfingen, sich durch Trunk und Gesang zu einer wilden, gezwungenen Lustigkeit zu reizen. Es war Keinem mehr Ernst; Allen lag die Sache wie ein Alp auf der Brust. Die Arbeit stockte schon lange.

So verging in Erwartung der Dinge, die der Morgen bringen werde, Tag um Tag.

Reinbacher war nach einem Wundfieber, das siebzig Stunden gedauert hatte, wieder aufgestanden. Seine kräftige Natur siegte. Bald saß er wieder im Lehnstuhl am Fenster, und Wendelin mußte ihm erzählen, was einstweilen vorgegangen. Er schüttelte, als er den vollständigen Bericht gehört, traurig das Haupt, denn er sah nur Böses herankommen. Den Arm in der Binde, ließ er sich am siebenten Tage herausführen, und setzte sich, von seinem ganzen Hausgesinde

bewillkommt, auf die Steinbank im Hofe. Seine Hunde sprangen herbei, liebkosten ihn, krochen an ihm empor, daß er sich ihrer gewaltsam erwehren mußte.

„Wie sich doch," dachte er, als er wieder allein war, „wie sich doch Eins an das Andere knüpft, um eine grausige Kette zu bilden! Zuerst der Raub des Gerichteten, dann sein Todtschlag. Hierauf die lange, schwere, böse Kerkerhaft, und unerwartet, da der Tod schon vor Augen stand, die gewaltsame Befreiung. Nun ist der Krieg da gegen die bestehende Gewalt. Die Sache wächst aus einem kleinen Funken, wie wenn Teufel hineingeblasen hätten. Sollte man nicht glauben, der Mensch mit seinem ganzen Streben werde manchmal der Spielball unheimlicher Mächte? Ich habe als rechtschaffener Mann gelebt, und werde vielleicht wie ein Verbrecher umkommen. Zum Guten ist's nimmermehr zu wenden, wie aber beugt man dem ganz Schlimmen vor?"

Dazwischen fühlte er es doch noch wie eine Freude, da zu sein, den blauen Himmel und die in Gold untergehende Sonne zu sehen, die reine Luft zu athmen und seinen treuen, nur allzu raschen Wendelin vor sich zu haben.

„Ich zürne Dir nicht," sprach er ihn an, „ob die Dinge auch nur durch Dich so arg wurden. Du glaubtest mein Leben gefährdet, und hast von einem edlen Drange geleitet, entschlossen, mich zu retten, das Aeußerste gethan. Du meintest es gut. Aber jener Schuß aus der Dachluke wird sich rächen. Ich will nicht fragen, wer ihn abgefeuert; genug daß ich weiß, daß Du nicht der Schütze warst."

In diesem Augenblicke kam ein Weib in den Hof gelaufen; sie hatte lange am Ufer gestanden und Zeichen mit einem Tuche gemacht, bis man sie herüberholte.

„Meister," schrie sie, „mein Matthes soll mit mir heimkommen, Ihr müßt ihn fortlassen! Auf Eurer Insel wird's bald nach Pech und Schwefel riechen; ich will nicht, daß der Vater meiner Kinder Euretwegen umkomme. Euch geschieht Recht. Warum habt Ihr Euer Haus zum Zufluchtsorte für Spitzbuben und Galgenvögel gemacht? — Und Du, flaumbärtiger Bursche, „wie kannst Du —"

„Ereifert Euch nicht umsonst, Gretel," sagte der Müller

ruhig. „Nehmt Euren Liebsten zu Euch, ich halte Keinen. Wendelin, rasch, zahle dem Matthes seinen Lohn aus!“

Matthes war bei der Stimme seiner Geliebten an der Thür erschienen, und das Weib fiel nun über ihn her.

„Nur zu lange,“ sagte sie, „bist Du da geblieben, Unglücksmensch! Schnüre Dein Bündel, und mache daß Du fortkommst! Bist Du über dem Wasser, so sieh Dich nicht um. Mögest Du's Dein Lebtag nicht bereuen, daß Du in der Mühle am Höft gedient hast!“

Der Knecht, von der dämonischen Suada des Weibsbildes beherrscht, entgegnete kein Wort. Er stahl sich an der Mauer hin, drückte dem Müller die Hand und trollte sich fort, von der Megäre begleitet.

„Eulengekrächz!“ murmelte Wendelin, als sie fort war.

„Es wird Abend,“ sprach der Müller. Man wußte nicht, ob es eine Antwort sein sollte. „Mich fröstelt. Ein Ueberrest vom Wundfieber; komm in's Haus! und die Lichter angezündet! Ich denke heute mit Dingen, die ich lange überlegt, zu Ende zu kommen.“

Nachdem er wohl eine Stunde lang in Gedanken im Lehnstuhl gesessen, ging der Müller in die Knappenstube hinüber. Dort sah es wie auf einer Wachtstube aus, so zwar, daß der Müller, der den Raum seit seiner Genesung nicht betreten hatte, sich im ersten Augenblicke darin kaum zurecht fand. Die Fenster waren ausgehoben, die Laden geschlossen und zugenagelt, in's Holz Schießlöcher hineingeschnitten. Ein Theil der Knappen lag schlafend auf den Bänken umher, andere saßen um einen Tisch und spielten Karten. Reinbacher sah Leute, die er nicht kannte; es waren Herbeigelaufene, welche angaben, sie seien durch den Auflauf in Nienburg gefährdet. In einer Ecke auf dem Herde wurden Kugeln gegossen. Das Feuer, von Zeit zu Zeit mit dem Blasebalge angefacht, warf einen grellen Schein über die dunkeln, angerauchten Wände. Speere standen hier und dort in Haufen beisammen, Büchsen und anderes Gewehr hing an der Wand.

Der Müller schritt langsam vorwärts, bis er an den Tisch kam, der in der Mitte stand, und sagte mit seiner vollen, kräftigen Stimme:

„Die Gläser stellt weg und legt die Karten bei Seite. Beides taugt nicht zu dem, was ich Euch zu sagen habe!“

Die Leute thaten, wie er gebot, und erhoben sich gleichzeitig. Der Müller stemmte die Hand des gesunken Armes auf den Tisch und fuhr fort:

„Ihr wißt, Freunde, daß ich wider meinen Willen in mein Haus zurückgebracht wurde, und daß ohne mein Wissen und Wollen ein Krieg gegen die ordentliche Gewalt geführt worden ist. Ich will nicht untersuchen, ob wir befugt waren, so zu handeln, wie gehandelt worden ist; genug, jetzt ist's nicht zu ändern, es muß mit allen Folgen hingenommen werden. Ich danke Allen, die sich aus Liebe und Treue zu mir so großer Gefahr ausgesetzt haben. Sie haben es auf ihre Art gut gemeint. Aber das Alles kann nicht so fortgehen, wie bisher, und kann nicht dauern. Nur wer sich selbst was weismacht, kann glauben, daß wir im Stande sind, der Macht draußen auf die Länge zu trotzen oder sie zum Frieden zu zwingen. Vor einer Woche schickte sie zehn Leute, drei Tage später zwanzig, heute oder morgen können hundert da sein. Doch das ist's nicht allein. Empörung und Unrecht soll sich nicht ausbreiten, wie ein böses Geschwür oder wie ein heimlich im Gebälk um sich greifendes Feuer. Sollen wir hier wie Räuber nisten, von Allen draußen verfehmt, und dies Haus, in dem wir in Ehren gelebt, zu einer Mordhöhle machen, mit unserem und mit fremdem Blute befleckt? Wohin kann das führen, als zu Aller Verderben? Fern sei es von mir, daß ich noch mehr auf mein Gewissen nähme; was schon geschehen, drückt mich schwer genug. Drum, Freunde, ein ernstes Wort! Ich fordere Euch auf, die Mühle zu verlassen. Denjenigen, welche glauben, etwas zu fürchten zu haben, will ich Mittel geben, sich über die Grenze zu retten — unter ihnen bist Du, Wendelin, voran! Du wirst in einen Kahn steigen und kannst morgen schon in Bremen sein. Ihr Anderen —“

„Und Ihr, Meister?“ scholl es dem Müller in die Rede, ehe er seinen Satz zu Ende gesprochen hatte, „was soll aus Euch werden?“

„Ich stelle mich dem Gerichte!“ erwiderte Reinbacher gefaßt.

„Er ist von Sinnen!“ rief Wendelin.

„Bursche,“ rief der Müller mit einer donnernden Stimme, „wirst Du mir sagen, was ich zu thun habe?“

Eine lange, ängstliche Pause folgte, da erhob ein wild und zerlumpt aussehender Kerl, ein ehemaliger Schiffsknecht, der Schellenkaspar genannt, seine gellende Stimme.

„Wollt Ihr mich hören, Meister Reinbacher,“ sprach er. „Ihr habt gar kein Recht, uns fortzuschicken! So weit ist die Sache eingetränkt, und so muß sie weiter ihren Lauf haben. Ihr verabschiedet uns, die wir unser Leben gewagt haben, um das Eure zu retten, wollt Euch stellen und sagt zu uns: seht, wie Ihr weiter kommt! Ein sauberer Lohn das! Weil Ihr ein Narr Eurer Vorurtheile seid, sollen wir darunter leiden? Weil Ihr den Krieg scheut, sollen wir die Waffen aus der Hand legen, die noch unsere Freiheit und unser Leben schützen! Wisset, daß Ihr, der einen Galgenvogel erschlagen, jetzt weniger bedroht seid und weniger zu fürchten habt, als wir, die Euch befreit haben! Hier sind wir; dies Haus ist unsere Festung und Zuflucht, und wir wollen das Haus vertheidigen, bis sie den letzten Balken zusammenschießen; seid Ihr dabei, mit Euch, seid Ihr nicht dabei, trotz Euch!“

Einige Stimmen wollten, als der Schellenkaspar zu Ende gesprochen, in ein Hurrah einstimmen, aber des Müllers gebietender Blick und donnerndes Wort ließ sie mitten im Rufe verstummen.

„Lump, der nichts zu verlieren hat,“ rief er, „Du sprichst wie Du's brauchst, und wenig kümmert's Dich, ob Du Andere mit Dir in's Verderben fortreißest. Was hast Du hier zu reden, herbeigelaufener Bursch, den vielleicht ganz andere Streiche zu uns geführt? Es ist nicht wahr, daß es bereits so schlimm mit uns steht, und daß es keinen andern Ausgang gäbe, als auf einem Sündenwege weiter zu gehen. Der ist für Dich und Deinesgleichen; wohin er Dich führen wird, brauch' ich Dir nicht zu sagen. Meine Leute aber kenne ich, die werden nicht Räuber und Mordbrenner über Nacht, nachdem sie jahrelang brav und arbeitsam gelebt. Du gehörst nicht unter sie! Fort, hinaus aus dieser Stube, wo ich zu

reden habe! Und Ihr," wandte er sich zu den Anderen, „habt Acht auf ihn, denn von Leuten seines Gleichen ist das Aergste zu erwarten."

Der Mensch ging schimpfend hinaus, zwei Andere folgten, die übrigen Knappen standen schweigend da. Es machte sich in ihnen die bessere Einsicht geltend. Alle waren weiter gegangen, als sie es von vornherein beabsichtigt, und vertheidigten ihre Stellung nur noch aus Liebe zu ihrem Herrn und eigentlich aus Verzweiflung.

„Welche unter Euch," fragte der Müller, „halten sich für ernstlich bedroht?"

Drei Leute traten hervor: der Mühlmeister, ein Knappe und ein uralter Müllerjunge.

„Ich habe commandirt," sagte der Erste.

„Ich hieb einen Soldaten über den Kopf, daß er zusammensank," sagte der Zweite.

„Ich," sagte der „Junge", „schoß aus dem Dachfenster —"

„Ihr erhaltet Euren vollen Jahreslohn," sprach Reinbacher, „und seht, daß Ihr aus unserem kurfürstlichen Gebiete herauskommt. Die finsteren Nächte, die wir jetzt haben, und der Nebel, der jetzt auf dem Flusse liegt, werden Eurer Flucht günstig sein. Habt Ihr die Grenze hinter Euch, seid Ihr im Hadeler Lande, seid Ihr vorerst geborgen. Da werdet Ihr sehen, was sie gegen Euch beginnen. Ich freue mich, daß Ihr Alle, wie Ihr da vor mir steht, kein Weib oder Kind hier zurücklaßt."

„Und Ihr, theurer Meister," rief Wendelin, „Ihr wollt bleiben? Nein, nein, nein! Ihr flieht mit uns!"

Der Müller schüttelte seinen Kopf.

„Der Himmel weiß es," rief Wendelin wieder, „wenn Ihr bleibt, bleib' auch ich. Ich kann Euch nicht zurücklassen!"

„Thörichter, lieber Junge!" sagte der Meister, seine Hand ergreifend. „Es muß sein! Du wirst mit den Uebrigen gehen. Laß bald von Dir hören. Und nun — — leb' wohl!" Er ging hinaus, während Wendelin jammernd und klagend hin und wieder lief und die drei Anderen still von ihren Kameraden Abschied nahmen. Nach einer kurzen Weile erschien er wieder, in der Hand einen Sack mit Geld, und

zählte nicht nur den Dreien, welche abreisen sollten, sondern Jedem seinen Lohn auf den Tisch.

„Die Mühle am Höft,“ murmelte er vor sich hin, als er fertig war, „hat zu arbeiten aufgehört.“

Er war entschlossen, morgen mit dem Frühesten auf's Amt nach Nienburg zu fahren.

„Es ist jetzt elf Uhr,“ sagte Reinbacher nach einer Pause. „In einer halben Stunde könnt Ihr Euer Bündel geschnürt und die Kähne in Bereitschaft haben. Lebe wohl, Wendelin, lebt wohl, Ihr Alle!“

Er verließ die Knappenstube.

Es war eine schwarze, traurige, unheimliche Nacht. Von Zeit zu Zeit erhob sich der Wind mit einer seltsamen Klage und beugte die bereits winterlich entlaubten Wipfel der Bäume. Kein Stern war am Himmel sichtbar. Der Winter und eine düstere Trauer schien allen Dingen im Herzen zu liegen. Der Müller öffnete ein Fenster im ersten Stockwerk und blickte in die Dunkelheit hinaus. Er hörte wie Die, welche abreisen sollten, die Kähne bereit machten, und unterschied in den wenigen Worten, die sie untereinander wechselten, die Stimme Wendelin's, des Mühlmeisters, des ersten Knappen und des Müllerjungen. Da klirrte die Kette des Kahns, sie stießen vom Lande.

„Sie kommen durch, gewiß, gewiß!“ sagte der Müller; „in dieser Nacht ist's unmöglich, daß man ihnen auflauert. Gut, daß ich den Wendelin fortgebracht habe.“

Er ging leise hinab und begab sich bis auf die Spitze der Insel. Vom Kahne war in der stockfinstern Nacht nichts zu sehen. Der Wind kam von Norden, er brachte keinen Laut. Kein Licht, nichts, was beunruhigen konnte, war am Ufer zu sehen.

„Gerettet!“ sagte der Müller und ging in seine Wohnstube, ermattet durch die Auftritte dieses Tages. Dort warf er sich in seinen Kleidern auf's Bett.

XII.

Reinbacher war kaum eingeschlafen, als ihn ein Flintenschuß weckte. Er sprang auf die Füße und wollte Licht machen. In diesem Augenblicke sah er, daß der Morgen bereits dämmere. Ein Mühlknappe trat in's Zimmer.

„Wer hat geschossen?" fragte der Müller.

„Ich weiß nicht," erwiderte dieser.

Ein anderer Bursche kam herbeigelaufen und rief: „Es kommen Soldaten von Nienburg in einem großen Schiffe daher. Wollt Ihr Euch wirklich ihnen gefangen geben, Meister? O, daß Ihr doch mit den Uebrigen davon wäret!"

Der Müller ging die Treppe festen Schrittes hinab, ohne irgend ein Wort zu erwidern, und trat in die Knappenstube. Der Flintenschuß hatte Alle, die dort lagen, auf die Füße gebracht. Sie zauderten, ob sie nicht doch nach den Waffen greifen sollten.

„Die Waffen bei Seite!" rief der Müller.

In diesem Augenblicke hörte man ein wildes Hurrah von vielen Stimmen ganz unfern vom Hause, Schüsse knatterten, Trommeln wurden gerührt, die Thüre, die geschlossen war, wich krachend unter einem furchtbaren Schlage, der mit einem Balken geführt worden war. Ein Fensterladen flog in Trümmer, und durch Thüre und Fenster erschienen Bewaffnete im Gemach.

„Hier haben wir Alle!" rief eine Stimme; „die Waffen weg! Ergebt Euch, Mordgesindel!"

Und von allen Seiten drangen Kriegsknechte auf den Müller und seine Knechte ein.

„Hier bin ich!" rief Reinbacher. „Es war meine Absicht, mich heute dem Gerichte zu stellen."

Zweier Hände langten nach ihm. Ein dritter Soldat brachte Handschellen.

In diesem Augenblicke war's dem Müller, als ob ihm ein Pfeil durch's Herz fuhr.

Ein Mensch brach durch die Soldaten und Mühlknechte und stürmte auf Reinbacher los. Es war Wendelin.

„Du bist noch da?" schrie der Müller. „Unglückseliger!"

„Ich konnte Dich nicht verlassen, trotz Deines Befehls. Dich nicht zurücklassen im Elend!" rief der Bursche.

„Der ist der Aergste von diesen Teufeln!" rief der Anführer der Bewaffneten und schoß ein Terzerol auf den kaum auf Armesweite von ihm stehenden Wendelin ab.

Wendelin fiel zu Boden, der Schuß hatte ihm den Arm zerschmettert.

In diesem Augenblicke fiel ein glühendrother Schein durch die aufgerissenen Fenster. Es war nicht das Morgenroth, wie Die, die den Schein sahen, zuerst glaubten. Aus der Sägemühle, die gerade gegenüber lag, erhob sich eine flammende Lohe.

„Gerechter Gott!" schrie der Müller. „Mord und Brand in meinem Hause! Wendelin getroffen und mein Haus in Flammen!"

„Die Mühle am Höft," sagte der Anführer der Soldateska, „hat es längst schon verdient, fortzukommen. Doch — wer hat das gethan?"

„Du!" rief der Müller, und wies mit der Hand, die mit der Handschelle bereits belastet war, auf die wild aussehende zerlumpte Gestalt eines Menschen, der grinsend durch's Fenster hereinschaute. — Es war der Schellenkaspar.

„Reißt die Holzschuppen nieder, daß das Feuer nicht weiter greift!" herrschte der Anführer seinen Leuten zu. „Und Ihr, Reinbacher, vorwärts!"

Alles drängte zur Thüre hinaus und blieb vor dem Anblick des Feuers wie gefesselt stehen. In wenig Minuten stand die ganze, aus Sparrwerk erbaute Sägemühe in lichten Flammen. Anfangs wehte der Wind gegen die Uferseite, bald aber drehte er sich vollständig um und wendete die Flammen gegen das Hauptgebäude. Damit war das Loos der Mühle entschieden. In wenig Minuten bildeten Haus

und Nebengebäude ein zusammenhängendes Feuermeer. Mit Donnerkrach stürzte das Gebälk ein, theils auf's Land, theils in's Wasser, daß es hoch emporzischte. Trümmer desselben trieben theils rothglühend, theils in hellen Flammen den Strom hinab, bis sie allmählich verloschen.

Der Himmel war weithin feurig geröthet und in den vom Winde gejagten, eilig dahineilenden Wolken spiegelte sich die Glut bald mehr, bald minder stark. Alle Rettungsversuche blieben erfolglos.

Nach einer Stunde war der Dachstuhl der Mühle ganz verzehrt. Bald schien der Flammenherd in sich zusammenzusinken, bald schlug die helle Lohe mit erneuerter Wuth empor, dickes, schweres, dunkelschwarzes Rauchgewölk über den Fluß hinsendend.

Der Müller, kaum noch von seiner Wunde genesen, nun wieder von einem furchtbaren Schicksale getroffen, saß bleich, aber ruhig im Kahne, in der Mitte seiner Feinde, und sah, wie sein Haus niederbrannte. Dann wendete er sich wieder seinem treuen Wendelin zu, den sie der Länge nach hingelegt hatten. Erst als die Feuersbrunst ihrem Ende sich näherte, ergriffen die Soldaten die Ruder und entfernten sich von der Stätte des Unheils.

Stumm, finster, starr fuhr der schwergeprüfte Mann dahin, wie gefaßt darauf, daß Alles in Stücken gehe, was ihm bis zum heutigen Tage das Leben werth gemacht hatte.

Eine Stunde später war er wieder in seinem früheren Kerker.

Im Laufe des Nachmittags wurde er unter starker Militairbedeckung nach Rehburg geschafft.

Der Brand selbst dauerte noch den ganzen Tag fort. Das Glimmen und vereinzelte Aufflackern des Gebälks währte bis in die Nacht hinein, aus den Trümmern wirbelte fortwährend Rauch empor.

In zwei Reihen hintereinander starrten die verkohlten Pilotenstumpfe, Radüberreste und Wellbaumtrümmer aus dem Wasser empor; die Mühle selbst bot einen grausigen Anblick. Alles war niedergebrannt bis auf die Mauern, da-

zwischen erhob sich hier und da ein rissiger, halbzerstörter Rauchfang.

Das war Alles, was nach einer schrecklichen Nacht von der schönen Mühle am Höft übrig war.

XIII.

Zwei Tage nach dem Antritte seiner Haft in Rehburg wurde der Müller wieder vor's Gericht gestellt. Es gab ein langes Verhör. Zum Schlusse sagte der Müller:

„Ich glaube, meine Sache steht noch dort, wo sie ursprünglich stand. Daß ich nicht die Brücke abgebrochen, die Verschanzungen angeordnet, den Krieg gegen die Städtischen geführt, müßt selbst Ihr, gestrenger Herr, eingestehen. Der Bader, den man zu mir herübergeholt, kann Zeugniß ablegen, daß ich vier volle Tage lang im heftigen Fieber darniederlag."

„Das wissen wir," entgegnete der Schöffe. „Und doch habt Ihr das Alles mittelbar veranlaßt. In Eurem Hause wurde die Mißachtung der Obrigkeit, die Insubordination und Verachtung des Gesetzes großgezogen. Ja, ja, Müller, rollt nur die Augen! Ihr habt einen störrischen Geist, das ist im ganzen Lande bekannt, und wie der Herr ist, so erzieht er die Knechte. Ihr habt Euch schon seit den Jahren, da es sich um den Verkauf Eurer Mühle handelt, als ein trotziger, ja als ein unbilliger Mann erwiesen."

„Ich unbillig?" fragte Reinbacher. „Keiner, ich darf es wohl sagen, hat eine höhere Meinung von Recht und Obrigkeit, als ich."

„Aber wenn Ihr davon sprecht, ist's immer, als meintet Ihr eine andere Obrigkeit als die unsrige."

„Auch das ist nicht so," antwortete der Müller. „Hätte ich mich, ohne nur den Arm zu heben, freiwillig gestellt, wenn ich nicht den Glauben an Euch, als gerechten Männern, gehabt hätte?"

„Daß Ihr Euch gestellt, oder vielmehr stellen wolltet, will wenig sagen," antwortete der Richter. „Ihr thatet es, da Ihr keine Wahl mehr hattet."

„Hoho," rief Reinbacher, empört, daß die Richter sein Verdienst schmälern wollten. „Ich traf meine Knechte, als ich mich von meinem Krankenlager erhob, noch fest entschlossen, mich und mein Haus zu vertheidigen; denn das ungerechte Loos, das ich vordem erfahren, hatte sie empört. Ich forderte sie auf, die Waffen niederzulegen; es war sogar Muth erforderlich, um Denen, die den Kampf fortführen wollten, entgegenzutreten. Sie haben es mir mit Brandlegung gelohnt. Ihr sagt, Herr, mir sei keine andere Wahl geblieben. Wenn die drei Knechte davonkommen konnten, konnte ich's nicht auch?"

„Ei, ei!" sagte der Schöffe. „Wußtet Ihr davon? Habt Ihr gar ihre Flucht begünstigt? ihnen die Mittel geschafft? Sprecht die Wahrheit, denkt des Eides, den Ihr geschworen habt."

„Ich hab' die Flucht veranlaßt," sagte der Müller ruhig, mit stolz erhobenem Haupte; „denn ich kenne die Justiz und nicht Jeder ist gefaßt und geduldig wie ich."

Dies erste Verhör verschlimmerte den Stand der Sache; es blieb nicht das letzte. Wochenlang zog sich der Proceß hin. Reinbacher blieb immer derselbe. Der Trotz auf seine That war eisern; der Gedanke, sich durch Lügen zu retten, erweckte in ihm einen schäumenden Zorn. Er sah ein schweres Ende heranrücken, ein so schweres, daß er es anfangs für unmöglich gehalten hätte.

Der Winter ging hin, ein langer, harter Winter; endlich kam ein warmer, schöner, sonniger Frühling in's Land. Die Felder standen grün, der Himmel war blau und hell; Reinbacher blickte durch das Gitter seines Fensters und sah die lichten Segel der Schiffe auf der Weser daherkommen, nahen

und verschwinden — jedes wie eine falsche Hoffnung! Da stand er, der einst reiche, wohlangesehene, noch immer stolze Mann, gefangen im selben Schlosse mit Räubern, Dieben und Falschmünzern. Wie hätte er sich's je träumen lassen, so elend zu werden, als er jetzt war! Verarmung durch Feuer, Krieg, Beraubung, Noth, Krankheit hatte er, wie jeder Mensch, als Möglichkeiten im Leben erwarten können — aber kein solches Loos! Und was war seine Schuld gewesen? Seine Menschlichkeit ursprünglich, seine Empörung über Undank später, sein rasches Blut, jetzt seine Wahrhaftigkeit! Mehr Herzenskälte und wieder mehr Fügsamkeit und weniger Wahrheitsliebe hätten ihn gerettet. Barbarische Gesetzparagraphen, todte Buchstaben gruben sein Grab.

Aber ihn kümmerte nichts mehr, ihm war, als ginge er sich selbst nichts mehr an. Er ließ sie schreiben, verhören, verhandeln, urtheilen und fragte nichts darnach. Hatte er doch Alles verloren. Das Leben war nichts für ihn. Hätte man ihm die Freiheit geschenkt, dem Stolzen, Unbeugsamen, er wäre vermuthlich von irgend einer Klippe in den Strom gesprungen, sich zu ersäufen.

Das Einzige, was Reinbacher noch am Herzen zu liegen schien, war Wendelin's Loos. Er erkundigte sich täglich darnach. Man sagte ihm, daß die Wunde seines treuen Gesellen, so gefährlich sie auch durch mangelhafte Pflege in der ersten Zeit geworden war, doch nicht das Leben bedrohe, und bald vernahm er, daß Wendelin der Heilung nahe sei. Nun begann die Sorge um das Schicksal, das ihn vor Gericht erwartete. Reinbacher hörte, daß die Richter auf Wendelin's Jugend und seine exaltirte Liebe zu seinem Herrn Rücksicht nehmen würden, so daß ihm wahrscheinlich nur ein paar Jahre Kerker zugesprochen werden würden. Der Müller, als er dies hörte, zeigte zum ersten Mal seit seiner Verhaftung ein etwas heitreres Gesicht.

An einem Tage im April wurde es auf Rehburg schon am frühen Morgen lebendig. Die Sonne war kaum aufgegangen, als sich bereits die Schöffen am Frohnhofe einstellten. Sie waren mit ihrem Processe zu Ende ge-

kommen; heute sollte dem Müller das Urtheil publicirt werden.

Man erwartete nur noch den kurfürstlichen Commissarius, der zu der wichtigen Amtshandlung eigens von Hannover hergeschickt worden war.

Endlich kam er an, ein bejahrter Herr mit strengen Zügen, der von den versammelten Richtern mit großer Reverenz empfangen wurde.

„Ich wünsche Ihnen Glück, meine Herren," begann der Commissarius, als er die Treppe hinaufging, „daß Sie Ihre Arbeit so rasch beendet haben. Die kurfürstliche Regierung erkennt gar wohl die eigenthümlichen Schwierigkeiten, die der Gerichtshof in diesem Processe zu überwinden hatte."

„Der Proceß des Müllers Reinbacher," erwiderte einer der Rathsherren, „hat uns in der That vielfach in Athem erhalten. Man war um so mehr aufgefordert, die Sache genau zu untersuchen und nicht vorschnell abzusprechen, da sie eine ungewöhnliche und Aufsehen erregende war, und das Loos des Mannes in vielen Klassen des Volks eine sonderbare Theilnahme erweckte. Wir wurden fast täglich gefragt: wie steht's? was ist entschieden worden? Die Meinung unter den der Gesetze Unkundigen war ebenso getheilt, wie ursprünglich im Gerichtshofe, und allmählich erst hat sich eine einheitliche Ansicht darüber festgestellt."

„Nach meiner Ansicht," sprach der Regierungscommissarius, „ist die Sachlage klar. Nach dem Gesetze hat der Müller sein Leben verwirkt. Er hat damit angefangen, einen Maleficanten der verdienten Strafe zu entziehen, ihn erschlagen und, wie zum Hohne an den Ort, wo er die Strafe erlitten, zurückgebracht. Sein Knecht hat darauf noch weit Aergeres seinetwegen begonnen und einen wahren Kriegszustand herbeigeführt, wodurch wir mehrere Leute verloren haben. Der Müller, die Ursache der Rebellion, hat den Tod wohl verdient. Indeß wissen wir, daß er vorher als unbescholtener Mann lebte; er hat an seinem Vermögen großen Verlust erfahren und an dem Aufruhr seiner Knechte keinen Theil ge-

nommen. Das Interesse für ihn ist groß. In Betracht alles Dessen wird man ihm das freilich sehr schwere Urtheil, wie es gefällt ist, kundthun; andererseits bin ich überzeugt, daß unser hoher Landesherr Gnade für Recht ergehen lassen wird. Man wird dem Reinbacher die Gefängnißhaft, den Verlust an Habe und seine Todesangst als genügende Strafe anrechnen und ihn auf dem Richtplatz pardonniren. So wird einerseits der Buchstabe des Gesetzes erfüllt, andererseits aber dem Urtheile der Menge gewillfahrt, die sich des Mannes lebhaft erbarmt."

Der gesammte Gerichtshof hatte diese Worte vernommen; das Wort des mächtigen und mit den Absichten des Landesfürsten vertrauten Mannes beruhigte und befriedigte Alle. Sie hatten nicht ohne manches Bedenken ihren Richterspruch gefällt, und fühlten sich selbst von seiner Härte gedrückt.

Die sechs Schöffen nebst ihrem Vorsitzenden nahmen ihre Plätze im Halbkreise ein. Dem Regierungscommissarius war seitwärts ein Ehrensitz eingeräumt. Der Amtsschreiber, vorn an seinem Tischlein, ergriff seine Feder, und es ward Ordre gegeben, den Müller vorzuführen. Er trat, von zwei Hellebardieren begleitet, ein, und ward bedeutet, auf dem Bänkchen Platz zu nehmen.

Der Müller Reinbacher war während seiner Haft stark grau geworden, hatte aber von der Kraft und Würde seines Auftretens nichts verloren. Seine Augen gingen ruhig von einem Richter zum andern, ruhten eine Zeitlang auf dem ihm unbekannten Regierungscommissarius und blieben dann auf dem Gesichte des Vorsitzenden haften. In seinem braunen, festen, derben, wie aus Eichenholz geschnitzten Gesicht rührte sich keine Miene.

Im Herzen Des und Jenes unter den Richtern, so trocken und verknöchert sie auch sein mochten, regte sich aber bei dem Anblicke des hartgeprüften Mannes eine Theilnahme, und Der und Jener hätte ihm zurufen mögen: „Behalte Muth, Reinbacher! Erschrick nicht allzu sehr über das, was Dir verkündet wird! Es ist ein Spiel, um Deinen störrischen,

trotzigen Sinn zu brechen. Blicke nicht so, als ob Dich die Welt nichts mehr anginge — Du wirst ihr wieder angehören!"

Der Vorsitzende entrollte ein Papier, erhob sich von seinem Platze und las inmitten eines feierlichen Schweigens folgendes Urtheil:

„Weil Ihr, Inculpat Joseph Reinbacher, durch höchst freventliche, eigenmächtige Einmischung in die Pflege der Gerechtigkeit einen gerichteten Maleficanten der ihm zur wohlverdienten Ahndung und allen Anderen zum Exempel verhängten Todesstrafe zu entziehen Euch erfrecht, hierdurch Euch gegen göttliche und menschliche Ordnung auf das Schwerste vergangen, indem Ihr auf solche Weise Euch gegen die hohe Obrigkeit rebellisch aufzulehnen gewagt; da Ihr hernachmals denselben Maleficanten, über den Euch kein Recht zustand, selber und eigenmächtig vom Leben zum Tode gebracht, und gleichsam zu Schimpf und Hohn selbst wieder an seinen früheren Ort gehängt; da Ihr ferner, nachdem Euer Knecht Wendelin mit gewaltsamer Hand Euch befreit, mehrfacher, andauernder, freventlicher Rebellion Schuld und Ursache gewesen, und deren Anführern, statt zu ihrer Inhaftnahme und Bestrafung die Hand zu bieten, selber zur Flucht behülflich gewesen: so, aus allen diesen Gründen, habt Ihr das Leben verwirkt, und es wird die verdiente Strafe des Todes durch den Strang an Euch vollzogen werden. Bereitet Euch zu Eurem letzten Stündlein, und der Himmel sei Eurer Seele gnädig."

Der Vorsitzende war zu Ende; in Reinbacher's Brust aber rief es wie mit einem gellenden Schrei: „Den Tod durch den Strang! Den Tod der Ehrlosen! Denselben Tod, den der Elende erlitt, der an Allem Schuld hat! Nicht einmal den Tod durch's Richtschwert gönnen mir die Erbarmungslosen!"

„Habt Ihr," fing der Vorsitzende, dem Gebrauche gemäß, wieder an, „noch ein letztes Wort an uns zu richten, so sei es Euch gegönnt."

„Fasse Muth, Reinbacher, fasse Muth!“ wollte Der und Jener ihm zurufen. „Es ist eine Prüfung Deines harten, trotzigen Sinnes, bestehe sie und Du bist frei!“

Der Reinbacher aber erhob sich, blickte im Kreise umher und begann also:

„Wohledle, ehrenfeste und gestrenge Herren! Ihr habt mir den Spruch verkündet und mir gesagt (seine Stimme stockte ein wenig), welches schmähliche Ende mich erwartet; erlaubt, daß ich Euch sage, wie ich die Sache ansehe. Wenn ich Euch gesagt haben werde, was meine Rechtfertigung vor mir selbst ist, werdet Ihr vielleicht mit Eurem Gewissen Zwiesprache halten; Euer Gewissen, das in einem absonderlich tiefen Schlummer liegen muß, wird vielleicht sogar ein wenig aufgerüttelt werden.

„Zuvörderst wird mir vorgeworfen, daß ich mich freventlich in die Pflege der Gerechtigkeit gemischt und einen gerichteten Maleficanten der Todesstrafe entzogen habe. Ich frage Euer Gestrengen, wer, der auf dem Felde oder an der Straße ein verwundetes Thier, sei's nun ein Pferd oder einen Hund, gefunden, wird sich nicht dessen erbarmen? Wer suchte einen Ertrunkenen, so er ihn, von den Wellen ausgeworfen, am Ufer liegend, bewußtlos träfe, nicht wieder zum Leben zu bringen, wenn er Leben an ihm gewahr würde? So bin ich durch Zufall auf den gerichteten Kornergeorg gestoßen, und habe nur einer Pflicht als Christ, wie als Mensch, zu genügen geglaubt. Ihr meint, gestrenge Herren, ich hätte ihn Euch zurückbringen sollen. Aber er hatte ja seine Strafe ausgestanden, die man Keinem zweimal giebt, das Urtheil war an ihm vollzogen worden, und Ihr Herren kümmertet Euch nicht mehr um ihn. Ich wollte einen Menschen aus ihm machen. Es war eine Thorheit, ich sehe es jetzt ein; aber solche Strafe verdient es wohl nicht, daß man die Menschen für besser gehalten, als sie sind. Als ich ihn niederschlug, weil sein Undank mich empörte, was hab' ich da gethan? Ich habe da nicht nur mein Eigenthum vertheidigt, mit dem er sich davonmachen wollte, sondern auch mich meines Lebens gewehrt, da er, wie Ihr wisset, ein Messer im Gurte trug.

Sollte ich warten, bis daß er sich auf's Pferd geschwungen habe, um mich über den Haufen zu reiten? Oder sollte ich ihn bitten, mir in die Stadt zu folgen und sich noch einmal hängen zu lassen? Auf das hin ergrifft Ihr mich, einen Mann, der in Ehren gelebt und Achtung genoß bei vielen Leuten, habt mich in einen Kerker gethan, Monate lang ohne Sonnenschein, bei Wasser und Brod, und mich wie einen gemeinen Maleficanten behandelt. Um mich dem Loose zu entziehen, das mir zugedacht war, und das Alle, denen ein Herz im Busen schlug, als ein unbilliges und ungerechtes verdammten, hat mein lieber, treuer Knecht Wendelin später seinen Arm erhoben. Er ist jetzt von Euch zum Verbrecher gestempelt und schmachtet im Verließ. Aber wisset, Ihr Herren, daß es Thaten giebt, die Euresgleichen Verbrechen nennen, und die doch Heldenthaten sind, und ein hohes, herrliches, das Herz erweiterndes Gefühl zum Ursprung haben! Solche Thaten treten wie Engel mit einem feurigen Schwerte und flammenden Schilde in die kleinmüthige, enge, herzensdürre Welt herein, schrecken die Bösen und erfüllen die Guten mit erhabener Freude. Empörung nennt man das, aber es ist glorreich, solch ein Empörer zu sein, den Tod nicht zu scheuen und im Bewußtsein des höheren Rechts, das mit uns ist, selbst das Leben für einen Andern zu wagen."

Die Stimme Reinbacher's hatte sich immer voller und mächtiger erhoben, zuletzt dröhnte sie wie ein Donner daher. Da er inne hielt, wollte ihn der Vorsitzende unterbrechen, Der und Jener hätte ihn gerne gewarnt, er aber sagte:

„Lasset mich aussprechen, Herr, ja, schreibt, wenn Ihr wollt, Alles auf, was ich sage. Es möge nicht heißen, daß ich einen schändlichen Tod erlitten, ohne daß mir zuletzt ein Wort der Vertheidigung vergönnt gewesen. Ich hebe von da an, wo ich aufgehört habe.

„Als die Hand meines lieben Wendelin mich befreite, weigerte ich mich, meine Freiheit anzunehmen, und bat Diejenigen, die mich umstanden, sich nicht so großer Gefahr aus-[illegible] und mein eigenes Unglück zu vergrößern. Aber alle

Menschen handeln nicht immer so, wie es am klügsten wäre, um dem Schaden auszuweichen und ihr Leben zu wahren. Ihr Herren thut es vielleicht. Die Menge war erhitzt und wie berauscht und wollte meine mahnende Stimme nicht hören. Da erhielt ich einen Schuß in die Schulter, ich ward vor Blutverlust ohnmächtig und sah mich, als ich erwachte, wieder in meinem Hause. Nach Eurer Ansicht wäre es ziemlicher gewesen, wenn meine Knappen ihren verwundeten Herrn dem Gerichte ausgeliefert hätten; aber seht nur, die Burschen hätten das für eine Schandthat gehalten, ihr Gefühl sträubte sich dagegen, und den guten, thörichten Burschen erschien der Kampf gegen die Gewalt als etwas Ausführbares. Sie wollten mir Zeit verschaffen, von meiner Wunde zu genesen und zu entfliehen; Manche glaubten auch, sie könnten Euch mit bewaffneter Hand zum Frieden zwingen. Drei dieser Verblendeten habe ich gerettet, und wenn ich sehe, wie Ihr heute wider mich verfahrt, da kann ich mich nur freuen, daß ich sie Eurer Justiz entzogen. Wohl muß ein Gesetz sein in dieser Welt, von Menschen geschriebeu, aber es darf dem Gesetze, das wir, wofern wir nicht ganz verdorben und verhärtet sind, lebendig in uns tragen, nicht zu grell widersprechen. Ihr wisset nichts davon. Ihr richtet nach dem todten Buchstaben, schreibt und schreibt, und richtet endlich, ohne Herz, ohne Einsicht und ohne Gefühl des Menschlichen, so wie todte Maschinen. Glaubt, Ihr Herren, das wird nicht ewig so dauern. Eine Zeit wird kommen, wo man nicht mehr richten wird hinter düsteren Mauern, wo Niemand zugegen ist, als die Richter selbst, eine Zeit, wo man nicht mehr Geständnisse erpressen wird durch Qual der Tortur, eine Zeit, wo Leiter und Daumschrauben nichts mehr gelten werden und das Rad nicht mehr sein wird! Da werden die Menschen richten nach dem Gesetze, das in ihren Gemüthern lebendig lebt. Und nun, Ihr Herren, thut mit mir, was Ihr wollt. Ich, der durch Euch um Alles gebracht wurde, erbitte mir nichts von Euch. Ich wünsche, daß Jeder von Euch seiner Sterbestunde so ruhig entgegensehen möge, wie ich der meinigen."

Der Rede des Reinbacher's folgte eine lange Pause. Nun wandte er sich kurz um und trat unter die Wachen.

Sein Schritt war kaum im Corridor verhallt, als der kurfürstliche Commissarius sich zu dem Gerichtshofe wandte: „Meine Herren, was sagen Sie dazu?"

„Ein entsetzlicher Mensch!" murmelte der Vorsitzende.

„An dem wahrlich," sagte der Comissarius. „wäre Gnade übel verschwendet. Es ist eine Wohlthat für's Allgemeine, wenn ein Mensch von solchen Grundsätzen umkommt! Man wird es bei dem gefällten Urtheil belassen!"

Diese Ansicht des Regierungscommissarius fand allgemeine Billigung, und es war von diesem Augenblicke an von Begnadigung keine Rede mehr.

XIV.

Reinbacher war in sein voriges Gefängniß zurückgebracht worden. Er setzte sich dort auf die Steinbank und blieb im Nachdenken verloren. Das Mittagsmahl, das der Kerkermeister ihm brachte, ließ er unberührt.

Da öffnete sich die Thür abermals, eine Gerichtsperson trat ein und kündigte ihm an, daß er sich morgen mit dem Früheſten zu seinem letzten Gange bereit zu halten habe. Er nahm diese Eröffnung gefaßt entgegen, und erbat sich nur als letzte Gunst vor seinem Ende ein Wiedersehen mit Wendelin aus.

Dies Gesuch wurde ihm gewährt.

Eine Stunde später klirrte die Thüre; Wendelin trat ein, und stumm fielen Beide einander in die Arme. Beide weinten. Da sank Wendelin in's Knie, umschlang seinen Herrn inbrünstig mit beiden Armen und bat ihn um Verzeihung, daß er durch seinen Befreiungs-

versuch sein Loos verschlimmert habe, wie er denn überhaupt, vom ersten Tage her, an seinem Verhängnisse Schuld trage.

Der Müller, tief bewegt von so viel Liebe und Treue, bat ihn, zu schweigen. Er rief den Gefängnißwärter und trug ihm auf, eine Gerichtsperson zu holen, weil er sein Testament aufsetzen wolle.

Wendelin ward nicht müde, seinen Herrn zu sehen, seine Hände zu fassen und zu drücken, ihn zu beklagen, ihn zu beweinen. Er war der festen Hoffnung, daß die Herren vom obersten Gerichtshofe, ja der Landesherr selber, ein Einsehen haben und noch in der letzten Stunde das Urtheil mildern würden. Daß er selbst seine That, wenn auch nicht mit dem Leben, doch mit vielen Jahren Kerker zu büßen haben werde, schien er vergessen zu haben und war nur lebendig für das fremde Leid.

Reinbacher hörte ihn kaum, seine Seele war fern und schwärmte in vergangenen Jahren und anderen Orten, aber er betrachtete wehmüthig Wendelin's Gesicht.

„Armer Knabe!“ sagte er endlich, „Du sagtest einst: was hängt, laß hängen! Laß die Gerechtigkeit — o welch ein Wort! — ihr Werk thun! Du gabst Anderen Lehren, und hieltest, Armer, sie selbst nicht! Warum ließest Du das Gesetz nicht an mir vollenden? Dich brachte Dein Herz zu Fall, wie mich das meinige!“

Er hielt inne, betrachtete lange die blassen, abgehärmten, aber noch immer schönen Züge des jungen Menschen, und sagte dann: „Warum soll ich Dir's verhehlen? Warum schwieg ich so lange? Was schweig' ich noch jetzt, da Dich Deine eigene That mir so ähnlich macht? Wendelin, lieber Wendelin, mein Blut ist in Deinen Adern, Du bist mein Sohn!“

Da streckte Wendelin beide Hände vor, zaudernd, seinem alten Meister um den Hals zu fallen; dann sagte er tonlos, indeß alle Züge seines Gesichts von unsäglicher Bewegung, einem Gemisch von Freude, Trauer und Schmerz sprachen:

„Ihr, Meister, mein Vater?“

„Ja, Dein Vater, Wendelin, Dein alter Vater! Warum ließ eine thörichte Scheu vor den Menschen mich schweigen, indeß mein Herz so laut für Dich sprach und ich Dich so innig liebte? Ja, Dein Vater bin ich! Komm her, komm an mein Herz!“

Die Nacht war da, sie verging in Gesprächen. Reinbacher erzählte Wendelin von seiner Mutter. Dieser hörte tief bewegt, bald erblassend, bald erröthend zu.

Mit den herbeigerufenen Gerichtspersonen ward das Testament aufgesetzt, das Wendelin zum alleinigen Erben Dessen ernannte, was der Müller noch besaß.

Der Morgen traf den Reinbacher wieder in seiner düstern Fassung. Nach einem kurzen Rausche des Gefühls, der Erinnerung, der Hoffnung, war er wieder der starren Wirklichkeit gegenüber erwacht. Sein eiserner Trotz gegen einen furchtbaren Weltlauf stand wieder aufrecht.

Man holte ihn zum letzten Gange ab — er war bereit. Auf dem Wagen ermahnte ihn der Geistliche zur Buße und sagte: er möge bedenken, daß er bald vor seinem Gotte Rechenschaft abzulegen haben werde.

Der Müller, der den ganzen Weg hindurch stumm dagesessen und zu Boden geblickt hatte, antwortete:

„Das ist nicht möglich, daß Gott von alle dem etwas weiß. Er könnte es nicht zulassen.“

Der Geistliche erschrak über diese Worte, und machte alle Anstrengungen, ihn zur Reue zu bewegen.

Reinbacher gab keine Antwort. Alles Drängen war vergebens. Oben auf dem Galgenhügel, schon vom Henker angefaßt, sagte er zum Geistlichen, dessen eindringliche Vorstellungen noch immer nicht aufhörten:

„Laßt mich, hochwürdiger Herr! Der fühlt sich nicht schuldig, der so leicht sterben kann. Leicht ist mir, wenn ich denke, daß ich so schnell aus der Welt fortkomme, so schnell! gleich! Ich wüßte nicht, was ich noch im Leben, wenn ich jetzt frei wäre, anfangen sollte!“

Einige Minuten später hing der Müller Reinbacher an

demselben Galgen, von dem er vor einem Jahre den Korner=georg abgeschnitten hatte.

Das war das Ende eines starken, guten, redlichen Mannes. Wendelin ward nach drei Jahren haftfrei und erbte die Mühle. Aber er starb frühe und kinderlos.

Der Club der Stillvergnügten.

Scheerau ist ein kleines, entsetzlich langweiliges Städtchen. Wer dort einmal auf der Durchreise einen halben Tag lang aufgehalten wird, kann von Glück reden, wenn er nicht einschläft und die Abfahrt versäumt. Es geht dort so still und so todt her, daß ja kein Fremder es sich beikommen lassen soll, auf der Straße zu pfeifen, wenn er nicht eben das Städtchen alarmiren will. Aber dessenungeachtet ist Scheerau die zweitwichtigste Stadt eines der kleinsten deutschen Fürstenthümer und nahebei die Rivalin der tonangebenden Residenz, welche freilich nur dadurch geräuschvoller ist, daß dort mehrmals des Tags einige Hofcarrossen über das holprige Pflaster dahinfahren.

Scheerau ist zwar der Sitz eines Justizamtes, und man sollte denken, daß die zahlreichen Praktikanten, Aspiranten, Assessoren und Amtscommissäre im Stande wären, einen Hauch der Bewegung in das gesellige Leben der Stadt zu bringen. Diese jungen Leute, welche alle ihr lustiges Vorleben auf auswärtigen Hochschulen nicht all zuweit hinter sich hatten, empfanden die allergrößte Lust dazu, waren aber mit allen ihren Versuchen an dem Granit des Spießbürgerthums gescheitert. Uebrigens war der Justizamtmann von Krabbe, ein ältlicher Herr, selbst ein so vollendeter Philister, daß er alle Anläufe zur Hebung der Geselligkeit als revolutionäre Neuerungen verabscheute. Er verlangte vom jüngsten unbesoldeten Praktikanten denselben würdevollen, die Autorität

des Staates wiederspiegelnden Ernst, wie von dem ältesten Büreaukraten, und war in dieser Hinsicht mit dem Minister im tiefsten Grunde seiner büreaukratischen Seele einverstanden.

Der Minister war ein im Jahre 1849 von Preußen berufener Landrath, der Kreuzzeitungs-Partei angehörig. Man konnte ihn als einen Mann bezeichnen, der, mit den Worten der Schrift zu sprechen, „unsträflich vor dem HErrn wandelte", mag man nun das „Herr" auf den theologischen Gott oder auf den Landesfürsten beziehen. Er hatte sich Verdienste um Wiedereinführung der alten Kirchenordnung erworben und die Polizeistunde in allen Wirthshäusern auf zehn Uhr festgesetzt. Natürlich war er im Princip dagegen, daß irgend ein Beamter ein Wirthshaus besuche, und die Ansicht, daß dies unzukömmlich, hatte bald auch in der Bügerschaft Wurzel gegriffen. Die armen jungen Leute, seine Untergebenen, die sämmtlich noch vor wenig Jähren die jovialsten Studenten gewesen, waren übel daran. Sie sahen sich gezwungen, sich auf das Tödtlichste zu langweilen und als Philister zu erscheinen. Da aber doch dann und wann der alte akademische Humor durchbrach, wurden die Spießbürger stutzig. Sie witterten bald mit ihren scharfen Nasen, daß sie eigentlich nicht mit ihres Gleichen verkehrten, sondern mit Heuchlern, die mit Aufgebot aller Verstellung ihr wahres Temperament versteckten.

Dieser Zustand wurde endlich auf beiden Seiten so unerträglich, daß die Beamten den Beschluß faßten, sich im Gasthof zum Falken ein Zimmer öffnen zu lassen und dort als geschlossene Gesellschaft die Abende auf eine Geist und Herz mehr erfrischende Weise zuzubringen. Diese Idee wurde mit der größten Begeisterung aufgegriffen und man wunderte sich, wie man nicht schon seit Monaten auf sie verfallen war. Aber ach, der Ausführung stand ein fast unüberwindliches Hinderniß entgegen — nämlich das Vereinsgesetz, welches der ehemalige preußische Landrath mit unerbittlicher Strenge handhabte, da er ja mit seinem Amtsantritt die nicht geringe Mission übernommen, den Zeitgeist auf den vier Quadratmeilen des ihm anvertrauten Landes für immer auszurotten.

Dennoch wurde, um den äußersten Versuch zu machen, sich ein bischen zu amüsiren, eine Petition aufgesetzt und dem Justizamtmann mit der Bitte, dieselbe zu unterstützen, übergeben. Von Krabbe runzelte anfangs gewaltig die Stirne, allein nach mehrwöchentlichem Nachdenken fand er für gut, in Anbetracht daß der Verein ein völlig harmloser sein und den idyllischen Namen „die Vergnügten" führen solle, sowie in Anbetracht des Standes und des guten Leumunds seiner Mitglieder, das Gesuch bei dem Minister kräftig zu befürworten.

Als der Minister das hierüber eingelaufene Actenbündel erhielt, ward er in hohem Grade nachdenksam; allein nach mehrwöchentlicher, reiflicher Prüfung und Erwägung beschloß er, sich der Ansicht des Justizamtmannes anzuschließen, jedoch zuvor, um für alle Fälle eine schwere Verantwortlichkeit zu vermeiden, dem Landesherrn darüber Bericht zu erstatten. Diese Vorsicht war nicht übertrieben. Der Fürst, ein hochbetagter Herr, hatte eine angeborene Aversion vor Vereinen. Von einem Vereine, pflegte er zu sagen, ist nur ein Schritt zum Parlament, vom Parlament nur ein Schritt zum Convent. Kaum hatte er gehört, daß es sich um die Gründung einer geschlossenen Gesellschaft handle, als er aus aller Fassung gerieth. Er warf dem Minister einen vernichtenden Blick zu und winkte ihn zur Thür hinaus.

Minister von Brinz war in Ungnade gefallen und seine Entlassung nur eine Frage der Zeit, denn er wurde fortan von der Hofpartei als ein verkappter Liberaler betrachtet. Umsonst suchte der Unglückliche die Gunst seines Herrn durch ein sinnreiches neues, unübertreffliches Repressivgesetz wieder zu gewinnen, ihm blieb nur die kleine Revanche übrig, dem Justizamtmann ein fulminantes Rescript zuzusenden, nach dessen Lesung dieser letztere mehrere Tage das Bett hüten mußte. Auf diese Art mußten sonach die armen Beamten auf unberechenbare Zeit hinaus auf die Genüsse der Geselligkeit verzichten, als plötzlich die Dinge eine andere Wendung nahmen. Der Fürst starb, noch ehe er den Minister entlassen, und sein Sohn, von dessen Freisinnigkeit das Land sich unendlich viel versprach, gelangte zur Regierung. Der neue

Herrscher täuschte wirklich nicht, wie es so oft geschieht, die von ihm gehegten Hoffnungen, denn er bestätigte Vrinz, der inzwischen durch die gegen ihn ausgestreuten Hofgerüchte der populärste Mann im Lande geworden war, als Minister und schenkte ihm als Zeichen seines höchsten Wohlwollens das Großkreuz des Eberordens an dem breitesten Atlasband.

Diese neue Zeitströmung machten sich unsere Beamten in Scheerau schnell zu Nutzen. Sie reichten, wiewohl zaghaft, ihr altes Gesuch wieder ein. Siehe da — schon nach drei Monaten gelangte die landesherrliche Sanction an die entzückten Bittsteller herab, jedoch mit dem beigefügten Wunsche, daß der Verein der „Vergnügten" sich die „Stillvergnügten" nennen möge. Man hoffte, hieß es in dem Rescript, daß der Verein diesem Namen Ehre machen und ihn als Programm seines Verhaltens betrachten werde. Diese Verfügung erhielt als erstes Unterpfand der neuen Freiheitsaera den größten Beifall im ganzen Lande, am meisten jubelten freilich die Vereinsmitglieder, welche schon am nämlichen Abend in ihrem abgesonderten Zimmer im Falken so manches Glas auf die neue Regierung leerten. Ungenirt konnten sie endlich ihre Zwangsjacke ausziehen und als lustige Studenten und flotte Commersbrüder auftreten.

Dank diesen Zusammenkünften vergaßen sie jedoch in kurzer Zeit gänzlich, daß sie in Scheerau lebten, und wie so leicht ein Extrem das andere hervorruft, so scheint der frühere Druck der fürchterlichsten Langeweile nach und nach eine Reaction geweckt zu haben, die es bald dahin brachte, daß der Clubname der Stillvergnügten zur gräßlichsten Ironie wurde. Schon wenige Wochen nach Eröffnung des Vereins wurden die Bewohner des Werders, einer Straße in der Nähe des Falken, durch einen wilden Lärm aus dem ersten Schlafe geweckt. Alles stürzte aus den Betten und eilte an's Fenster, in der festen Ueberzeugung, daß das Feuerlärm sei. Da erst unterschieden die Schlaftrunkenen die Klänge des Gaudeamus, und es wurde ihnen klar, daß dies die Stillvergnügten seien, die von einem besondern Feste heimkehrten. In Folge des allgemeinen Unwillens über solche Ruhestörung ging die Heimkehr der Clubisten eine Zeitlang ruhiger von

Statten, bis plötzlich ein neuer Vorfall Scheerau wieder in Aufregung brachte. Alles, was den Eiermarkt, einen ziemlich großen Platz unfern vom Rathhause bewohnte, wurde nämlich zu nachtschlafender Zeit durch eine Reihe von Rufen geweckt, die sich als kurze, von lauter Stentorstimme vorgetragene Sätze, mitunter verfänglicher Natur, darstellten. Zuerst konnte man sich diese Rufe nicht recht erklären, früh aber erfuhr man, daß die „Stillvergnügten" auf dem Eiermarkt ein wundervolles dreifaches Echo entdeckt haben wollten.

Die Echofrage beschäftigte plötzlich ganz Scheerau, und zum Entsetzen Aller, die den Eiermarkt bewohnten, wiederholte es sich in verschiedenen Nächten, daß außer den Stillvergnügten auch noch allerlei Spaßvögel sich mit der Prüfung dieses Naturphänomens abgaben. Bedenklicher noch wurde die Sache, als wie durch ein gegebenes Losungswort an den Wiederhall die Frage: „Schläfst Du schon, Schafkopf?" gerichtet wurde und der Gemeindeälteste, der auf dem Eiermarkt sein Haus hatte, diese Frage als eine an ihn gerichtete Anzüglichkeit auffaßte. Die Entrüstung über das Treiben der Stillvergnügten ward allgemein, und der Justizamtmann, welcher ganz Gesetz, ganz Büreaukrat, ganz Philister vom Scheitel bis zur Sohle war, hätte unfehlbar den Verein unterdrückt und gegen seine Mitglieder das strengste Disciplinarverfahren eingeleitet, wenn sein Sohn, der seit Kurzem eine Praktikantenstelle bekleidete, nicht in der Regel mitbetheiligt gewesen wäre. Eine Untersuchung hätte den jungen von Krabbe mitgravirt, und vor Zorn knirschend mußte der Justizamtmann, dessen Lieblingsspruch das alte fiat justitia et pereat mundus war, die strafende Hand sinken lassen und die losesten Streiche entschuldigen und beschönigen, nur um dem Avancement seines geliebten Edmund nicht zu schaden. Dieser hübsche, lebensfrohe, leider auch etwas leichtsinnige Bursche war sein Eins und Alles.

Wenn eine Idee eine Gesellschaft erfaßt hat, deren Mitglieder sich gegenseitig erhitzen und anspornen, so wird sie nicht selten zur Manie. So war es in Scheerau. Der „Club" ward eine Lebensangelegenheit der Betheiligten: sie

lebten nur für jene Abende, an denen sie zusammenkamen und ihre diversen Possen ausführten. Der höchste Ehrgeiz jedes Einzelnen war, etwas Neues auf's Tapet zu bringen. Ein Puppentheater wurde aufgestellt und Vorgänge in der Stadt darauf zur Darstellung gebracht. Der Assessor Stör, ein witziger Kopf, von den Clubbrüdern Falstaff genannt, dichtete diese sogenannten „Scheerauer Mysterien", Edmund von Krabbe malte ganze Tage lang die Marionetten dazu, und der Praktikant Helm, ein junger Mensch, der ein beneidenswerthes Talent in Nachahmung von Menschen- und Thierstimmen hatte, führte sie auf. Als dies neue Vergnügen in Schwung kam, gerieth die Stadt fast noch mehr außer sich, als nach Entdeckung des Echos. — Niemand war mehr sicher, daß er nicht am nächsten Mittwoch dem neuen Pasquin anheimfallen werde. Dazu eine erwachende Leidenschaft für Männergesang, Chöre, Ständchen, die bald den Vereinsmitgliedern, bald deren Schönen gebracht wurden — Alles in einer Stadt, die nach neun Uhr zu Bett zu gehen pflegte, und wo der Schlaf heilig, ja das Heiligste war! Man sieht, das Maß des Verbrechens war voll, übervoll!

Eines Morgens kam der Justizamtmann mit allen Zeichen größter Aufregung zum Frühstück, wo seine Frau und Edmund ihn schon erwarteten. „Es ist unerhört!" rief er beim Eintreten. „Seitdem die wilde Meute der Stillvergnügten in unserer Stadt losgelassen ist, bringt jeder Tag etwas Neues. Du hast doch wohl gehört, Frau, wie sie in der Nacht vor unserem Fenster getobt haben?"

„Sie haben Edmund ein Ständchen gebracht," entschuldigte die Frau Justizamtmännin. „Du vergissest, daß heute sein Geburtstag ist."

„Ich weiß es! Aber meinst Du, daß sie singen, um uns und unserem Edmund eine Freude zu machen? Um ihrem wilden, thierischen Triebe fröhnen zu können, merkt sich die Horde alle Geburtstage. Von hier ist die Bande weiter gezogen und hat dem Gemeindeältesten Estler ein Ständchen gebracht, aber welches Ständchen! Sie haben ihm gewünscht, „ruhig zu schlafen und ob auch Kanonen dröhnen!" Es war tief nach Mitternacht! Es gab einen wahren Exceß! Ich habe

aber bereits Maßregeln ergriffen — die strengste Untersuchung soll stattfinden."

„Aber bester Vater —"

„Ruhig, Sohn! Bisher waren mir die Hände gebunden, denn was auch der Club begann, Du, Edmund, warst dabei. Jetzt weiß ich Dich außer dem Spiele und kann mit aller Strenge vorgehen. Die Zeit ist da, diese Rotte Korah zu vernichten. Fiat justitia, pereat mundus! Der Randal vor unserem Hause —"

„Mit Erlaubniß, Vater," begann Edmund etwas gereizt, „das Ständchen ging vortrefflich zusammen. Und wenn Du die Stillvergnügten dafür strafen willst, mußt Du auch mich strafen. Ich habe selbst dabei mitgewirkt."

„Du? Bei dem Ständchen, das Dir dargebracht wurde?"

„Gewiß. Ich war eben zu Bett gegangen, als ich vor meinem Fenster meinen Namen rufen höre. Ich erkenne Stör's und Helm's Stimmen und öffne das Fenster. — Höre, ruft er herauf, wir wollen Dir ein Ständchen bringen, es fehlt uns aber der zweite Tenor. Komm herunter und hilf aus. — Ich entschuldige mich damit, daß ich ausgezogen sei. Die unten bestehen darauf, daß ich komme. Da habe ich denn vom offenen Fenster heraus meinen Part mitgesungen."

„Unerhört! Er singt mit bei einem Ständchen, das man ihm bringt!" rief der unglückliche Vater.

„Das ist aber das Lustige an der Sache. Ich ward so wach, daß ich mich ankleidete —"

„Und mitzog?"

„Und mitzog vor Estler's Wohnung."

Der Justizamtmann war wie vom Schlage getroffen. Er hatte bereits die Untersuchung angeordnet, er mußte sie eröffnen, und nun bezeichneten alle Angeklagten Eduard als den, der sie aufgefordert hatte, vor das Haus des Gemeindeältesten zu ziehen! Von Krabbe pries sich glücklich, den ganzen Proceß noch bei Zeiten niederschlagen zu können. Wie furchtbar loderte aber sein Zorn auf, als er hinterher erfuhr, daß er überlistet worden, sein Edmund unbetheiligt sei und sich für seine Collegen geopfert habe! Seine Wuth kannte keine Grenzen, wochenlang wagte Niemand sich

ihm mit einer Bitte zu nahen, so wild schossen seine Blicke umher.

In des Justizamtmanns Seele stand der Beschluß fest, den Club der Stillvergnügten zu vernichten; er lauerte nur auf den Augenblick, ihm den Todesstoß zu versetzen. Der Club seinerseits, der diese Absicht merkte, suchte durch eine schlaue Politik der Mäßigung jeden Angriff der Staatsgewalt zu vereiteln, indem er eine Zeitlang streng die Grenzen des gesetzlich Gestatteten einhielt. Da kam der Carneval. Der Club veranstaltete eine große Fastnachtsfeier und bestellte für den Abend eine große Quantität starken Erlanger Biers, das bis auf den letzten Tropfen „vertilgt" werden sollte. „Nun hab' ich Euch!" triumphirte Krabbe und rieb sich die Hände. „Wenn Ihr Euch zu einem Feste versammelt und all' das Bier austrinkt, das Ihr bestellt habt, da giebt's auch einen Exceß! Es gilt nur, Edmund aus dem Spiele zu bringen."

Dies war nicht leicht, denn der Junge hielt unendlich viel auf diese Abende. „Die ganze Woche hindurch," sagte er oft, „plage ich mich gerne, wenn ich die Aussicht auf den Mittwoch habe! Vater, solche Abende in dulci jubilo sind wahre Oasen im Leben! Daß Du das nicht begreifst! Daß Du nie die Lust verspürt hast, es mitzumachen! Hättest Du jemals einem unserer Clubabende beigewohnt, Du hättest gewiß keine höhere Ambition, als Ehrenmitglied der Stillvergnügten zu werden! Wir haben ja geniale Leute unter uns! Da ist z. B. Stör! Im Büreau sieht er aus, als ob er nicht fünf zählen könnte, aber unter uns entpuppt er sich und hat Einfälle, deren sich Falstaff selbst nicht zu schämen brauchte! Und was den Falstaff anbetrifft, so verstehe ich ihn erst recht, seitdem ich zu den Stillvergnügten gehöre! Das Wesen seines Humors wird mir erst jetzt recht lebendig; es wird nämlich seiner auch oft gedacht, und da haben wir uns die Namen Bardolph, Pistol, Heinz u. s. w. gegeben. Ich werde Poins genannt."

Der Abend des Festes kam. Es war im Februar. Der Schnee lag hoch, die dunkelroth untergehende Sonne weissagte eine kalte Nacht. Edmund hatte den ganzen Tag über

Marionettenfiguren gemalt und aufgeleimt, und schien nun beschäftigt sie einzupacken als sein Vater rasch eintrat.

„Mein lieber Sohn," sagte er mit freundlichem Ausdruck, „es thut mir leid, daß ich Dir einen Abend rauben soll, auf den Du Dich schon seit lange freuest, aber es geht nicht anders. Du mußt augenblicklich nach Harburg fahren und eine eben hier eingetroffene Depesche dem Landrath persönlich übergeben."

„Nach Harburg soll ich fahren?" rief Edmund. „Du lieber Gott, da kann ich ja nicht beim Feste sein!"

„Allerdings nicht, lieber Sohn, Du wirst es aber ein anderes Mal einholen."

„Nachholen!" rief Edmund, „was läßt sich nachholen in dieser Welt? Gar nichts! Eine sinnlose Redensart! Ist denn die Sache so nöthig? Kann sie denn nicht bis morgen warten? Kann man nicht einen Andern schicken?"

„Ich würde nicht Dir den Auftrag ertheilen," entgegnete der Justizamtmann, „wenn die Depesche nicht von höchster Wichtigkeit wäre und ich sie anderen Händen anvertrauen könnte, als den Deinigen!"

Edmund machte noch viele Einwendungen, auch die Mutter ergriff seine Partei und bemerkte, daß es unbarmherzig sei, den armen Burschen bei dieser Kälte auf die Reise zu schicken; aber Bitten und Flehen prallten wirkungslos von der Brust des Justizamtmanns ab. Er hatte sich mit der Toga seines ganzen staatsmännischen Ernstes bekleidet und stand unbewegt da, jeder Zoll ein römischer Vater. Der Wagen fuhr vor und Edmund wurde fast mit Gewalt hineingesetzt.

„Mein Benehmen," sagte der alte Büreautyrann zu seiner Frau, als sie allein waren, „sieht hart aus, und doch ist es nur von der zärtlichsten Liebe für unsern Sohn eingegeben. Welches andere Mittel habe ich denn, ihn von der Gesellschaft zu trennen, in die er hineingerathen? Heute feiert der Club ein Fest, und ich habe nicht den geringsten Zweifel, daß es dabei wieder zu Excessen kommen wird. Ich habe beschlossen, unsere Stadt von der Plage der Stillvergnügten zu befreien, und freue mich auf morgen. Morgen werde ich im Stande sein, von keiner Familienrücksicht gebunden, das

lange verspottete Gesetz zu Ehren zu bringen! Begreifst Du nun, warum unser Edmund heute nach Harburg fahren muß?"

Der ersehnte Morgen leuchtete kaum durch die Scheiben, als der Justizamtmann aus dem Bette sprang. Bald darauf kam auch Edmund an. Er hatte seine Mission ausgeführt und war so erschöpft, daß er sich niederlegen mußte. Er sah auch sehr roth aus, was wohl der langen Fahrt bei strenger Kälte zuzuschreiben war. „Wenn er nur nicht krank wird!" seufzte der geängstigte Vater. „Wird er es, so ist auch daran nur der verfluchte Club schuld, um dessentwillen ich ihn fortschicken mußte!"

Nach einem unerhörten Verbrechen lechzend, ging er in das Büreau, um die Rapporte entgegenzunehmen. Welche Enttäuschung! Der Club, der fast jeden größeren Versammlungsabend durch einen Exceß signalisirte, hatte sich diesmal ganz anständig benommen, obwohl er bis gegen Morgen zusammengeblieben war und das Erlanger Bier bis auf den letzten Tropfen ausgetrunken hatte! Von Krabbe hätte vor Aerger bersten mögen, der lange unterdrückte Haß kochte in seinem Innern und suchte gewaltsam einen Ausweg. Da pochte es an die Thür, und herein trat der Gemeindeälteste und Stadtverordnete Estler, den man seiner hagern Gestalt wegen den Stadtvertrockneten zu nennen pflegte. Er war blaß, seine Kleider waren in Unordnung, alle Zeichen größter Aufregung auf seinem verstörten Gesichte zu lesen.

„Mein Gott, was ist Ihnen?" fragte von Krabbe.

„Herr Justizamtmann," begann Estler, indem er die Stirn mit dem Schnupftuche abtrocknete, „ich komme hierher, Ihnen eine furchtbare Mittheilung zu machen."

„Fassen Sie sich und reden Sie."

„Sie werden es für unglaublich halten, und es ist doch so. Es befindet sich eine Räuberbande im Lande."

„Eine Räuberbande! Mann Gottes, wo denken Sie hin!"

„Wohl, eine Räuberbande," seufzte Estler. „Ich muß es am besten wissen, da ich bei einem Haar ihr zum Opfer

gefallen wäre und nur durch ein wahres Wunder gerettet worden bin."

„Reden Sie! reden Sie!" rief der Justizamtmann und drückte den Gemeindeältesten in einen Stuhl. „Sie spannen meine Neugierde auf's Höchste, reden Sie!"

„Ich war gestern Abend," begann der Gemeindeälteste langsam, „nach Tagau gefahren. Einige Freunde hielten mich fest, wir tranken Punsch, waren lustig, aufgeräumt, es war zwei Uhr Morgens geworden, eh' wir es merkten. Ich schlief einige Stunden auf dem Canapé und stieg, da der Morgen dämmerte, in meinen Einspänner, um noch zur Frühstücksstunde zu Hause zu sein. Mein Scheck ist sicher, er kennt den Weg, ich schlief ein, die Zügel in der Hand. Plötzlich weckt mich ein geller Pfiff und gleichzeitig die Bewegung meines Pferdes; ich sehe mich um, ich befinde mich in der Mitte des Stadtwäldchens. Es ist sehr dunkel dort, wie Sie wissen, selbst am Tage, denn die Baumwipfel überschatten die Straße. Eben frage ich mich, was der Pfiff bedeutet und warum mein Pferd sich scheut, da knarrt es wie von gebrochenen Baumästen, zwölf bis fünfzehn vermummte, wild aussehende Kerle, mit Hieb- und Schußwaffen versehen, brechen aus dem Dickicht hervor und fassen mein Pferd am Zügel. Schon langen mehrere Hände nach mir, um mich herauszuzerren, mir erstarrt das Blut in den Adern — da entspinnt sich ein Streit unter den Räubern. Nämlich — denken Sie nur, Herr Justizamtmann — die eine Hälfte der Räuber will eine einfache Beraubung vornehmen, die andere erklärt dagegen den Raub als gemein und freier Banditen unwürdig und will sich — o Himmel, mit meinem Kopfe begnügen! In diesem schrecklichen Augenblicke, da mein Leben schon so gut wie verwirkt war, weiß ich selbst nicht, wie mir eine Eingebung kam. Ich, das arme, geängstigte Opfer, haue mit der Peitsche auf mein Pferd los, das wackere Thier feuert aus, bricht mitten durch die Schaar, und trotzdem mir vielleicht acht Pistolenschüsse nachgefeuert werden, entkomme ich glücklich, ohne getroffen worden zu sein. Meiner Geistesgegenwart und Gottes gnädigem Schutz danke ich die Rettung."

„Herr Estler," rief der Justizamtmann, „Sie sehen mich starr vor Erstaunen! Ein solches Ereigniß ist in den Annalen unseres Vaterlandes unerhört! Sie werden es zu Protokoll geben, und ich bürge Ihnen dafür, daß die umfassendsten Maßregeln getroffen werden, um sich der Bande zu bemächtigen." —

Im ganzen Städtchen gab es, sobald die Kunde des unerhörten Vorfalls sich verbreitet hatte, keine Seele, die nicht in die peinlichste Aufregung versetzt worden wäre. Alles kam darin überein, daß nicht das Vaterland selbst solche Ungeheuer geboren haben könne; es mußten Ausländer sein. Welche Unthaten, welche Verbrechen werde man noch erleben! Die ganze bewaffnete Polizeimacht wurde aufgeboten, das Stadtwäldchen und die Umgegend zu durchstreifen. Bald schleppte man ein paar unheimliche Gestalten herbei, die man in der Nähe der Stadt aufgegriffen, es stellte sich aber bald heraus, daß es harmlose Handwerksburschen waren. Am meisten beschäftigte die Frage, ob es wirklich eine Klasse von Banditen gebe, die den Raub als gemein erklären und nur Köpfe verlangen? Wenn ein solcher Idealismus unter Räubern existire, wie verderblich, wie schrecklich! Sollte Karl Moor wieder auferstanden sein? Sollte es in der That Banditen geben, die einerseits wie andere ehrliche Staatsbürger von ihren Capitalien leben, andererseits aber, von furchtbarem Blutdurst und Haß der Gesellschaft verzehrt, sich die Vertreter der Ruhe und Ordnung als Opfer erküren?

Diese Fragen wurden in der ganzen Stadt mit fieberhafter Unruhe verhandelt, nur im Büreau des Justizamtmanns kicherten die jungen Beamten untereinander. Der ganze Raubanfall war nämlich ein Fastnachtsscherz der Stillvergnügten. Die Sache wurde noch lustiger, als der Assessor Stör und der Praktikant Helm, die beiden Urheber des Witzes, beauftragt wurden, den Thatbestand des von ihnen selbst verübten Verbrechens zu erheben. Obwohl nun Beide den Humor ihrer Lage hatten, verhehlten sie sich doch nicht, daß die Sache, die ihnen eine überlustige Laune eingegeben, doch etwas zu weit getrieben war und am Ende zu einer bösen Entdeckung führen könne. Vielleicht hatte sie ihre Vorliebe für

Falstaff auf einen Weg geleitet, wo sie ein Bein brechen konnten — doch auch da wußte Stör ein Aushülfsmittel. „Höre," sagte er zu seinem Freunde Helm, der gewissermaßen sein **legatus a latere** war, „in unserer Lage bleibt uns nichts übrig, als einen Schritt weiter zu gehen! Jetzt wird an Estler ein Brief geschrieben, in welchem ihm befohlen wird, den Raubanfall als einen von Freunden bereiteten Scherz auszugeben. Der Brief wird mit verstellter Hand geschrieben und durch irgend einen verläßlichen Boten in's Haus gebracht."

Gesagt, gethan. Noch ehe Stör an der Spitze der Commission fortging, war der Brief geschrieben und besorgt.

Ernst und nachdenklich war der Justizamtmann, nachdem Estler sich entfernt hatte, in seinem Büreau zurückgeblieben. „So ist das Leben eines Beamten!" monologisirte er. „Man kommt nie zur Ruhe! Halten uns nicht innere Störenfriede in Aufregung, so treten äußere Feinde auf, die unsere ganze Thatkraft in Anspruch nehmen... Banditen in unserem Stadtwäldchen! In jenem friedlichen Haine, wo jeder Baum in Züchten und Ehren zu sprossen schien! Wölfe in Menschengestalt dort, wo es kaum ein Eichhörnchen mehr gab! Aber so verwildern die Menschen in einer Zeit, die Alles in Frage stellt und die heiligsten Principien mit Füßen tritt!"

Er ging hinaus und wollte eben die Thüre zusperren, als er auf Stör's Pult ein Blättchen liegen sah. Er griff darnach, ohne daß er um das Warum wußte, und las folgendes Concept eines Briefes:

„Feiger Philister!

Durch Deines Rosses Schnelligkeit entgingst Du heute früh dem wohlverdienten Loose! Du wirst nun aus sicherem Versteck heraus die ganze bewaffnete Macht des Fürstenthums gegen uns aufbieten. Thue es immerhin, doch lebe dann nicht fürderhin des Glaubens, daß Du unserer Rache entrinnst! Wenn Du nicht das Ganze als einen von Freunden ausgeführten Scherz erklärst, verfällst Du früher oder später unserem Dolche. Das kündet Dir wohlmeinend im Namen der Uebrigen

der Führer der schwarzen Bande."

Das Blatt fiel aus des Justizamtmanns Hand. Er gerieth in eine furchtbare Entrüstung — das also waren die Thäter! — Aber sein Zorn schlug bald in die grimmigste Freude um! Da hatte er den Club endlich in seinen Krallen und sein geliebter Edmund war nicht dabei! Er befahl die Durchsuchung der Gegend einzustellen, den Assessor Stör und den Praktikanten Helm aber ungesäumt her zu citiren, wo man sie auch finde. „An denen will ich ein Exempel statuiren!“ fuhr es ihm durch die geschlossenen Zähne. „Die sollen an mich denken! Sie sind in ihrem eigenen Netze gefangen, und an der äußersten Schranke angelangt trifft sie die Rache des lange verhöhnten Gesetzes! Ich habe sie! Fiat justitia et pereat mundus!“

Eine Weile später traten die beiden Beamten ein. Ein Blick auf das unselige Blatt, das Herr von Krabbe in der Hand hielt, sagte ihnen, daß Alles entdeckt sei.

„Hier hilft nichts als ein offenes Geständniß,“ begann der Assessor, schnell gefaßt. „Ja, Herr Justizamtmann, wir selbst sind die Räuber! Wir wollten dem Stadtvertrockneten Estler, der als Hasenfuß rühmlichst bekannt ist, eine kleine Comödie aufführen. Wir hoffen, daß Sie die Sache nicht anders nehmen, als sie ist, und nicht strenger beurtheilen, als sie es verdient. Vielleicht sind wir ein wenig zu weit gegangen, aber da müssen Sie bedenken, daß der Stadtvertrocknete Estler uns immer Uebels nachgeredet hat und bemüht war, den ganzen Ort gegen unsern Club aufzuhetzen, so daß ihm eine kleine Strafe schon zu gönnen ist. Er hat nun einen Stoff, von dem er sein Lebelang erzählen kann! Bedenken Sie, daß die überlustige Stimmung, in der wir waren, einen solchen Streich entschuldigt.“

„Entschuldigt!“ rief der Justizamtmann. „Was im Himmel oder auf Erden könnte ein so unerhörtes Attentat entschuldigen? Beamten, Hüter des Rechts, Repräsentanten der Ordnung vermummen sich, ergreifen Waffen und überfallen mit wildem Geschrei einen biedern, ehrsamen, friedliebenden Bürger! Einen Mann, der im Halbschlummer seinem friedlichen Heerde zueilt! Sie fragen nicht, was sein Loos hätte können, wenn sein geschrecktes Pferd ihn in den Straßen-

graben geschleudert hätte; welche Krankheit er hätte davontragen können, wenn seine Organisation nicht glücklicherweise zu den festeren gehörte! Doch, meine Herren, Ihr Attentat von heute ist nur die letzte, grellste und excessivste Aeußerung eines Unruhgeistes, der längst die volle sittliche Entrüstung aller wohlgesinnten Bürger herausgefordert hat. Sie haben durch eine Reihe in den Annalen unserer Stadt noch unerhörter Orgien eine durch Ruhe und Ordnungssinn berühmte Stadt in Mißcredit gebracht, durch angebliche Auffindung eines neuen Naturphänomens — ich meine das Echo auf dem Eiermarkte — Veranlassung zu öfteren nächtlichen Ruhestörungen gegeben, durch Aufstellung eines Puppenspiels, das im Gewand der Travestie häusliche Vorfälle dem Spotte preisgiebt, das Familienleben profanirt und den Schleier von den privatesten und delicatesten Verhältnissen hinweggezogen, — nun gehen Sie noch weiter und führen in unserem Stadtwäldchen ein Scheinbild des Bürgerkrieges auf, das diesen, dem Vergnügen Aller geweihten Haine in den Augen der Welt zu einem Seitenstück der Abruzzen machen wird! Meine Herren, dieses würdelose Treiben muß sein Ende erreichen! Das Beamtenthum Scheeraus muß die Unwürdigen aus sich herausstoßen, welche aus Dienern der Ordnung und des Gesetzes sich in Störenfriede, Männer der Gesetzlosigkeit und Anarchie verwandelt haben. Die auf's Aeußerste gebrachte, frech herausgeforderte öffentliche Meinung verlangt ihre Opfer und — sie wird sie haben!"

„Aber, um Himmels willen, Herr Justizamtmann," begann der Assessor wieder, — „bedenken Sie, daß wir Alle ein bischen zu viel getrunken hatten. Sie dürfen wahrlich die Sache nicht so ernst auffassen! Das Ganze ist eine Copie der Steifleinen in Kendal Green. Sie kennen ohne Zweifel —"

„Ich kenne die Geschichte von den Steifleinen in Kendal Green nicht," erwiderte der Justizamtmann mit unaussprechlicher Würde, „und wünsche sie nicht zu kennen! Ich kann Ihnen nur ankündigen, daß die Rädelsführer und Urheber dieses Tumults ihren verbrecherischen Leichtsinn schwer büßen werden."

„Die Idee und Anregung," hob der Praktikant Helm an,

„ist, wie ich mir ergebenst zu bemerken erlaube, von Ihrem Herrn Sohn ausgegangen!“

Diesmal prallte das Wort wirkungslos vom Justizamtmann ab. „Niedrige Verleumdung!“ rief er. „Mein guter Edmund war zur Stunde, da der Raubanfall geschah, meilenweit weg vom Schauplatz, in Harburg, wohin ich ihn mit einer Depesche gesandt.“

„Ich erlaube mir dagegen ergebenst zu bemerken,“ erwiderte Stör, „daß Edmund die ganze Nacht mit uns verbracht hat.“

Schweigend ging von Krabbe hinaus, seinen Sohn herbeizuholen, der eben aufgestanden war. Wer aber beschreibt seinen Schrecken, als er in der That aus dessen Munde erfuhr, daß Edmund die Depesche nicht besorgt, sondern die Schicksale des Clubs von Anfang bis zu Ende getheilt hatte! Er war, von einer unwiderstehlichen Neigung erfaßt, auf halbem Wege nach Harburg umgekehrt und noch zur Eröffnung des Festmahls eingetroffen. Jedermann wäre an der Stelle des unglücklichen Vaters rathlos dagestanden, von Krabbe aber, ein Mann aus einem Stücke, war sofort entschlossen, die ganze Sache zu vertuschen. Als er in den Saal zurückkam, wo Stör und die Uebrigen ihn erwarteten, führte er äußerlich mit der Miene eines Großinquisitors das Verhör eine Weile fort und forderte schließlich die Angeklagten auf, freiwillig zu gestehen, welche verbrecherische Tendenz dem vereitelten Ueberfall zu Grunde gelegen.

„Welche verbrecherische Tendenz?“ fragte Alles in höchster Verwunderung. „Das Ganze war ja ein bloßer Fastnachtsspaß!“

Der Justizamtmann brach helllaut in ein affectirtes Gelächter aus.

In diesem Augenblicke flog die Thür auf und der Gemeindeälteste stürzte in den Saal, blaß, athemlos, mit entsetzten Mienen. Der Banditenbrief hatte die beabsichtigte Wirkung auf ihn hervorgebracht, er kam, um zu bitten, die Untersuchung niederzuschlagen, da der ganze Ueberfall, wie er jetzt erfahren, nur ein Scherz einiger Freunde gewesen sei.